

FREIBURGER RUNDBRIEF

Beiträge zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk
im Geiste beider Testamente

X. Folge 1957/58

Freiburg, Oktober 1957

Nummer 37/40

Aus dem Inhalt:

1. **Niemals vergessen!** Zum 20. Juli 1944. Eine Gedenkrede von Rechtsanwalt Otto Küster Seite 3
2. **Das Christusbild in der KZ-Wand** Seite 6
3. **Der religiöse Aspekt der Judenfeindschaft**, von Prof. Dr. Karl Thieme Seite 7
4. **Zwei christliche Würdigungen der Synagoge aus dem deutschen Mittelalter**
 - a) Die Synagoge spricht: Seite 14
 - b) GRATIA DIVINAE, PIETATIS ADESTO SAVINAE
DE PETRA DURA, PERQUAM SUM FACTA FIGURA
5. * **Das Fürbitten für die Juden in der neuen Karfreitagsliturgie**,
von P. Paul Démann N. D. S., Paris Seite 15
6. * **Der neue deutsche Katechismus**, von P. Paul Démann N. D. S. Seite 17
7. **Das Bild der alttestamentlichen Heilsgeschichte in der heutigen Katechese (anlässlich der
Ecker Schulbibel)**, von Prof. Dr. Heinrich Groß, Trier Seite 21
8. **Israel und Judentum in heutigen deutschen Geschichtsbüchern** Seite 22
9. * **Lion Feuchtwangers „Josephus“**. Wahrheit und Verirrung eines historischen Romans.
Ein Buchbericht von Prof. Dr. Karl Thieme Seite 25
10. **Zionistische und israelische Rechenschaft Juli 1957**
 - a) Aus der Eröffnungsansprache zum 60. Zionistenkongress von Dr. Nahum Goldmann Seite 27
 - b) Ben Gurions Credo Seite 28
11. **Die Bibel und ihre Sprache im neuen Israel**
 - a) Die Bibel als Grundlage jüdischer Politik, von Dr. Pinchas Rosenblüth, Tel Aviv Seite 29
 - b) * Die Auferstehung der Hebräischen Sprache, von Prof. Dr. Hugo Bergmann, Jerusalem Seite 31
 - c) Neuhebräisch? Aus einem Aufsatz von Franz Rosenzweig Seite 33
12. **Ismael**
 - a) * Israel und Ismael, von Fr. Lukas Ramzi H. Mâlik, O. P. Seite 34
 - b) Die arabischen Flüchtlinge müssen im Nahen Osten angesiedelt werden.
von Dr. E. Reed, Berater für Flüchtlingsfragen des „World Council of Churches“ Seite 38
13. **Aus dem Heiligen Land**. Chronik der Ereignisse im Nahen Osten,
von Dr. Arnold M. Goldberg, Freiburg (mit 3 Karten über die Teilung Palästinas) Seite 40
14. **Ein Denkmal jüdisch-deutschen Zusammenlebens**. Ein Buchbericht von Prof. Dr. Hugo
Bergmann Seite 54
15. **Una Sancta mit den Juden?** Eine Berliner Tagung des Kath. Bildungswerks mit der
Ev. Akademie Seite 57
16. **Echo und Aussprache**
 - a) Echo zu Nr. 33/36 (u. a. von der Witwe Franz Rosenzweigs) Seite 58
 - b) „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“ Dringlichkeit einer Revision, von
Dr. Joseph Weill, ehem. Direktor der Medizinischen Universitätsklinik, Straßburg Seite 59
17. **Rundschau** (u. a.: Israel innerhalb und außerhalb der Kirche) Seite 62
18. **Kleine Nachrichten** (u. a.: Jüdisches Gedenken an Kardinal Saliège) Seite 87
19. **Literaturhinweise** (u. a.: Paul Tillich, Biblische Religion und die Frage nach dem Sein) Seite 92
20. **Aus unserer Arbeit** (u. a.: * In memoriam Dr. Leo Baeck; Bei den Freunden Israels in
Deutschland; AUFRUF!) Seite 108

Nachdruck gestattet. Für die im Inhaltsverzeichnis mit gekennzeichneten Beiträge wird um das übliche
Zeilenhonorar gebeten. Als Manuskript gedruckt.

FREIBURGER RUNDBRIEF

Beiträge zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk im Geiste beider Testamente

1. Niemals vergessen!

Zum 20. Juli¹

Eine Gedenkrede von Otto Küster

Verehrte Hinterbliebene, meine Damen und Herren!

Der Landesrat hat mir die Ehre erwiesen, mir heute das Wort zu geben, damit ich zum Gedächtnis der Opfer und Märtyrer spreche. Ich habe das bisher nur ein einziges Mal vor 7 Jahren getan. Wer selbst nicht aus den Reihen der Verfolgten und Widerstandskämpfer stammt, wer nur einer ihrer beschämten Mitbürger ist, tut gut daran, zu wirken, solange er das kann, und im Sachzusammenhang seines Wirkens natürlich auch zu reden, nicht aber zu reden in feierlichen Räumen und in feierlichen Stunden, als könne er diejenigen ehren, deren stummes Zurückfragen, wo er denn damals gewesen sei, ihm, wenn er versteht, den Mund verschließt.

Eines allerdings kann der Beschämte sagen, was die zu Ehrenden ihm nicht verweisen können: Er kann sagen, daß er sich schämt. Unsere Bundesrepublik hat in all ihrer vitalen Unbußfertigkeit doch auch wieder zu ihrem Oberhaupt einen Mann erwählt, der eben dies für uns alle seinerzeit aussprechen konnte und wollte.

Denken wir aus unserer Nachkriegsgeschichte dieses eine unvermutete Wort von der deutschen Kollektivscham fort, so wäre im Gebraus unseres zeitgenössischen Redens überhaupt nichts hörbar geworden, was die moralische Grundsituation des übriggebliebenen Volkes maßgebend aussprach. Dieselbe Stimme, in ihrer Autorität neu bestätigt, hat nun zum 10. Jahrestag des 20. Juli so etwas wie ein deutsches Staatsbekenntnis zu diesem Tag und zu den 5000 Märtyrern ausgesprochen, deren Name sich mit diesem Datum verbindet. Es war eine offizielle Rede, aber jeder weiß, daß dieser Redner meint, was er sagte. Nur wer im intimen Kreis Aug in Auge mit der gegnerischen Gesinnung ohne Ausbiegungen dasselbe sagt, leistet hiernach noch etwas, das die Präsidentenrede ergänzt. Ich bin mir also des geringen Zeugniswertes bewußt, wenn ich hier unter Gleichgesinnten und im auch schon fast offiziellen Rahmen dieser Feier sage: Mir, einem privaten Deutschen, der am 20. Juli 1944 in die Normandie marschierte, der bei dem Haufen bis zum Ende blieb, der überzeugt war, daß nichts in der Art des 20. Juli gelingen oder auch nur etwas Greifbares nützen könne, und daß uns Deutschen vor dem Zuendebuten und ohne das Zuendebuten kein Heil mehr werden könne, der aber auch weiß, wie sehr ihn die ernsthafte Aufforderung eines Verschworenen, er solle mitmachen, in tiefster Seele erschreckt haben würde, wie sehr ihn der Jammer um Frau und Kind und das Grauen vor Leiden und Tod in öffentlicher Unehre gepackt haben würden, mir jedenfalls, dessen damalige Situation

und Einstellung wohl einigermaßen typisch war, ist es ein Vorwurf, am 20. Juli nicht dabei gewesen zu sein.

Ich glaube an die alten christlichen Grundbegriffe, die ich alle erst kennen gelernt habe, nachdem ich eigene Erfahrungen gemacht hatte, für die ich Begriffe suchte. So glaube ich an stellvertretendes Leiden und stellvertretende Genugtuung. Wenn ich mir unter der Zahl der Märtyrer den herausuche, der sozusagen das von mir Unterlassene für mich getan hat, so wäre es Berthold Stauffenberg, der Jurist und stille Bruder des hochgemuten Kopfes der Verschwörung, der Mann, der nicht an das Gelingen der Sache glaubte und sich doch zu ihr hielt und für sie starb, weil eine Sache mit besserem Glücksstern in dieser Finsternis sich nicht zeigen wollte und weil es ihm besser erschien, es werde ein hoffnungsloser Einsatz gegen den Mordstaat unternommen als überhaupt keiner. Wir haben seit diesem Jahr das Buch, das die Witwe des sozialistischen Propheten und Blutzengen Julius Leber so sorgsam hat ausreifen lassen und das nun wirklich ein deutsches Martyrologium geworden ist². Es wäre würdig und dienlich, wenn nach alter Art ein jeder von uns Verschonten sich daraus einen Hausheiligen erwählte, zu dem, zu dessen stellvertretendem Leiden er eine konsequente Andacht pflegt. Es ist ein milder Büsserstand, denke ich.

Wenn ich vom Büsserstand spreche, zitiere ich die Rede, die ich vor dem Mahnmal für die ermordeten württembergischen Juden vor 7 Jahren hielt. Heute zögere ich fast vor diesem Zitat, aber nicht zu zögern brauche ich zu wiederholen, was laut des damals Gesagten auf alle Fälle zu unserem ernst genommenen Büsserstand gehöre, nämlich der Entschluß, gut zu machen, was noch gut zu machen ist, und der Entschluß, dasselbe nicht ein zweites Mal zu begehen oder begehen zu lassen.

Mit dem ersten Entschluß, gutzumachen, was noch gutzumachen ist, ist es uns seitdem so gegangen, wie man in diesem Kreis weiß. Das fast Unwahrscheinliche ist zustande gekommen: der Sühnevertrag mit Israel. Er hat ein tröstliches Licht und sogar die Farben einer ersinnenden Phantasie in unsere düstere Wiedergutmachungsgeschichte gebracht, und da er ohne Zweifel getreulich erfüllt werden wird, wird die Helligkeit noch wachsen, die von diesem Akt des Sichaufraffens ausgeht. Gelang so das Außergewöhnliche, so ist uns andererseits das Selbstverständliche fast mißlungen: die Wiedergutmachung an den überlebenden Verfolgten als einzelnen. Geben wir uns heute vor den Toten Rechenschaft darüber, so ist einerseits klar, daß für die mißlungene Wiedergutmachung sicherlich nicht das Fehlen der Mittel die Ursache bildet. Andererseits ist

¹ Diese Rede wurde am 16. 9. 1954 vor den Hinterbliebenen der Opfer des 20. Juli 1944 in München gehalten. Ihr Inhalt ist heute nicht weniger zeitgerecht.

² Annedore Leber: Das Gewissen steht auf. 64 Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933—1945. Berlin-Frankfurt a. M. 1954. Mosaik-Verlag.

auch böser Wille nicht das rechte Wort. Schon deshalb nicht, weil zwar das Gute, aber keineswegs das Böse seinen Sitz im Willen zu haben pflegt. Was fehlt, sind Kräfte. Zunächst in dem simplen Sinn, daß die Leute nicht zu finden sind, die die schwierige, verfängliche, isolierte Sache anpacken möchten. Aus den Bonner Beratungen von 1953 bleibt der Eindruck unvergeßlich, wie sich das Ausschußzimmer leerte, wenn das Wiedergutmachungsgesetz aufgerufen wurde, um sich dann wieder zu füllen, wenn das Gesetz über den Vollstreckungsschutz an die Reihe kam, so gewiß dieses nur eine wenig drängende Ziselierarbeit war, und jenes eine elementare Rechtsaufgabe lösen sollte. Aber die Kräfte fehlen vor allem auch in der Brust des einzelnen, der sich, gern oder nicht, mit der Aufgabe abgibt. Sie ernst zu nehmen ist eine solche Strapaze, daß der Arbeiter auf diesem Feld ernstlich fürchten muß, sein Persönlichkeitsbild dabei zu verändern. Man darf nicht allzusehr mit ihm hadern, wenn ihm das nicht geheuer ist und er vorzieht, sich zu der kühleren Haltung bloßer Korrektheit zu stimmen. Hinzu kommt, daß es auch solche Mitwirkende gibt, in deren Gemüt Veränderungskräfte aufstehen und sich ungesehen mit an die Arbeit machen, etwa nach dem Modell: Mir ist es im Dritten Reich bis zum Ende ganz gut gegangen, also kann dieses Reich bis zum Ende keine ganz schlechte Sache gewesen sein, also kann die Wiedergutmachung keine ganz gute Sache sein. Die Folge sind Argumente und Beschlüsse, die auf keinem anderen Feld denkbar wären.

Noch in allerjüngster Zeit bot der Finanzausschuß des Bundesrats zusammen mit den Sprechern der Bundesregierung ein Beispiel dieser plötzlichen Ausschaltung alles gewohnten Denkens, als man sich darauf versteifte, den Verfolgungswaisen, die als Lehrlinge oder Werkstudenten 75.— DM im Monat verdienen, müsse dafür die ganze Waisenrente gestrichen werden, ob schon diese mindestens 100 Mark beträgt und bis zum 2½fachen steigen kann. Finanziell handelt es sich um einen Punkt ohne alle Tragweite, aber figurativ um ein neues Mosaiksteinchen, das die Züge des Gesamtbildes verzerrt. So grotesk wie das Ergebnis war die Begründung. Man verwechselte zwei Dinge, die gewiß noch kein deutscher Beamter jemals verwechselt hat: nämlich die Kinderzuschläge, die er zu seinen Lebzeiten bekommt und die Waisenrenten, die nach seinem Tod seine Kinder erhalten. Diese Fahrigkeit gibt der Wiedergutmachungsarbeit bis heute das Gepräge. Folge einer tief inneren Abgelenktheit, der auch solche unterliegen, die es nicht nötig haben. Es wäre verfehlt, einzelne verantwortlich zu machen, und doch ist der Eindruck vieler Verfolgter verständlich, offenbar sei die deutsche Wiedergutmachung eine Fortsetzung des Nationalsozialismus mit andern Mitteln. Die zerrüttenden und beirrenden Kräfte, die der Mordgeist von damals zu Diensten hatte, sind mächtig geblieben. Wer unsere Wiedergutmachung miterlebt und noch immer nicht an den Teufel glaubt, den darf man wohl der Ziererei bezichtigen.

In der Präsidentenrede zum 20. Juli war, und das war ein bitterer Tropfen in der Freude, von der praktischen Wiedergutmachung nicht die Rede, namentlich nicht davon, daß endlich eine mit wirklichen Vollmachten versehene, allseitig beschickte Kommission, wie sie für das Gesetz über die Hitlerorden erstmals zur Verfügung stand, von höchster Stelle eingesetzt werden solle, um das noch immer verheißene endgültige Wiedergutmachungsgesetz zu schaffen³. Es ist jetzt schon

sehr spät damit geworden. Wir, also diejenigen, die wiedergutmachen wollen, aber nicht können, werden gut tun, nun ernstlich mit der Möglichkeit zu rechnen, daß es endgültig zu keiner persönlichen Wiedergutmachung, über die man einmal gerne im deutschen Geschichtsbuch nachliest, kommen wird. Ziemlich wahrscheinlich ist es, daß irgendwann noch ein Anfall von Scham und Bestürzung dazu führen wird, daß eine große Summe ungezielt ausgeschüttet wird, nach dem Muster der 5000,— DM, die jetzt schon ein jeder, Mann oder Frau, zu beanspruchen hat, der einmal an der Beendigung irgendeiner Ausbildung verhindert war und diese nicht nachgeholt hat. Diejenigen Opfer unserer schlecht gekonnten Wiedergutmachung, die endgültig leer ausgehen oder sich mit einem Bruchteil ihres Schadens werden begnügen müssen, die trotz dem Satz, daß Unrecht vor Unglück geht, nicht erhalten, was jeder Vertriebene erhält, sie werden sich zu sagen haben, zwar gewiß nicht zu allen Zeiten und gewiß nicht an allen Orten, aber doch immer wieder sei es in der Welt Menschen so ergangen, daß sie nicht gewöhnlichem Unrecht zum Opfer fielen, sondern daß das Böse selbst irgendwo überhand nahm und sie schlug. Für diesen Fall muß der Mensch wohl seinen natürlichen und pflichtmäßigen Entschluß, für sein Recht zu kämpfen, modifizieren. Das höchste Unrecht wird dem bloßen Unglück, das hinzunehmen ist, wieder ähnlich. Ich bin gewiß, die Opfer werden, wenn es dahin kommt, auch diese Einsicht in guter Art vollziehen und den Tag, wo sie die Akten mit den Unterlagen für ihre Ansprüche versiegeln oder verbrennen, in eigentümlicher Fröhlichkeit verbringen. Denn die Opfer des Bösen, kommen sie nun aus dem Judentum mit seinem uralten Beruf zum Leiden oder aus dem deutschen Widerstand, bringen ja in ihrer Grundhaltung zu einem großen Teil etwas mit, was den Gesprächspartner sehr zu bewegen vermag, einen Leidensanstand, der in den Spitzenfällen fast ein Grußverhältnis mit dem Bösen hat, als vermöchten sie auszudrücken, daß sie Gott in jeder Gestalt wiedererkennen. Ich brauche nicht zu sagen, daß dies Leute sein können, die den Namen Gottes nicht einmal mit dem Herzen kennen. Sie wissen trotzdem, daß es das gibt, was in der Bibel die Macht der Finsternis heißt und wovon dort gesagt ist: Das ist eure Stunde. Sie wissen ja wohl auch, daß es nicht die geringsten Seelen sind, die sich das Böse zu seiner Stunde aussucht. Um sie also ist mir nicht einmal so sehr bange. Weniger gut ist mir in bezug auf uns andere zumute, uns, die wir wiedergutmachen wollten und nicht konnten, uns Deutsche im ganzen mit unserer halbbezahlten Rechnung — halbe Leistungen liebt der Himmel ja von jeher besonders. Was birgt der Himmel über Deutschland, unserem wohlgenährten, breitlebenden und Waffenmusik summenden Deutschland?

Nahmen und nehmen wir unseren Büsserstand nach der anderen Seite ernst, daß wir alles tun, damit nicht noch einmal geschehen kann, was geschah?

Die Beobachtungen, aus denen man die Beantwortung auf diese Frage gewinnen müßte, sind so zwiespältig, schillernd und verwirrend, daß kein redlich verantwortetes Urteil möglich ist. Sicher ist, daß wir vor 7 Jahren die Frage, ob alles getan sei, mit viel besserem Grund hätten bejahen können, als wir es heute können. Ich will mich heute auch in Hinsicht auf diese zweite Frage beschränken auf unser Verhältnis zu den

³ Mittlerweile erging vom 29. 6. 1956 das Dritte Gesetz zur Änderung des Bundesergänzungsgesetzes zur Entschädigung der Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung, drei Durchführungsverordnungen hierzu, sowie vom 19. 7. 1957 das Bundesgesetz zur Regelung der rückerstattungsrechtlichen Geldverbindlichkeiten des Deutschen Reichs und gleichgestellter Rechtsträger (BRüG.); ferner die elfte Durchführungsverordnung zum Lastenausgleichsgesetz vom 18. 12. 1956; das Bundesgesetz

über den Aufruf der Gläubiger der IG.-Farben vom 31. 5. 1957, durch welches den ehemaligen KZ-Häftlingen, die in Buna-Monowitz, Heydebreck, Fürstengrube und Janinagrube Zwangsarbeit für die IG.-Farbenindustrie geleistet haben, die Durchsetzung ihrer Ansprüche nach Maßgabe des mit der IG.-Farbenindustrie geschlossenen Vergleichs ermöglicht werden soll (siehe unten S. 89); das Gesetz betr. Verlängerung der Anmeldefrist für BEG-Ansprüche bis zum 1. 4. 1958. Zu erwarten ist noch der Erlass einer Durchführungsverordnung betr. Erhöhung der BEG-Renten (Anm. d. Red. d. Rundbriefs).

Opfern und Märtyrern, und einen weiteren Aspekt dann nur noch berühren. Unser Verhältnis zu den Opfern und Märtyrern ist ja im Hinblick auf unsere Frage nicht etwa eine entlegene Einzelheit. Gegen die Wiederkehr des Bösen, das uns in seinen Fängen hatte, helfen in erster Linie nicht Waffen, Sicherheitssysteme, Institutionen; sondern alles das kann so oder so wirken, je nachdem der Geist unseres öffentlichen Lebens und die Andacht unseres Herzens beschaffen sind, diese beiden unsichtbaren Dinge, die in so erstaunlicher Kommunikation stehen.

Unser Verhältnis zu den Märtyrern ist nicht wirklich in Ordnung. Gerade dieses Verhältnis ist zwiespältig, ja zwiezüngig. Auf Berliner Briefen findet man in diesen Wochen eine Gedenkmarke der deutschen Post in Berlin zum 20. Juli. Aber es liegt nicht einmal ein Gesetzentwurf dafür vor, daß der 20. Juli Nationalfeiertag werde, was doch der 17. Juni so schnell geworden ist. Der Präsident hat sein Staatsbekenntnis zum 20. Juli abgelegt, so wie er auch mitten im Winter nach Bergen-Belsen gewallfahrtet ist. Aber mit seiner Gefolgschaft schon aus dem nächsten Rang der Hierarchie ist es merkwürdig bestellt. Der 20. Juli ist auch der Tag des Falles John geworden, und alsbald hörten wir als Fazit aus Ministermund, künftig müsse ein Mann nicht nur rechtfertigen, warum er Nationalsozialist geworden sei, sondern genau so, warum er es nicht geworden sei. Der Ausspruch ist beirrend und stärkt die Frechen, auch wenn man weiß, daß der Urheber als Nationalsozialist in einem wichtigen Bereich späten, aber dann robusten Widerstand geleistet hat. Ehrt diesen Mann immerhin eine gewisse Unterschiedenheit, so hat andererseits die Weisheit einer deutschen Landesregierung zum diesjährigen 20. Juli den Beschluß gezeitigt, es erscheine als das Beste, an diesem Tag sich überhaupt still zu verhalten. Es kommt auf dieselbe Weisheit hinaus, wenn die Ordenskanzlei in Bonn ihren Segen unparteiisch für und gegen den Widerstand ausschüttet. Die Erklärung des Gesetzgebers, der Widerstand gegen die Gewaltherrschaft sei ein Verdienst um das Wohl des deutschen Staates und Volkes gewesen, klingt hohl, wenn der lebendige öffentliche Geist sich nicht vollkräftig ebenso vernehmen läßt. Freilich wäre es keine Besserung, wenn man versuchen wollte, mit Strafe und Zwang kalten Respekt und formelhafte Bezeugungen zu erzwingen, wo gewachsene Achtung und Andacht allein etwas bedeuten können. Es soll ruhig der Wortkampf mit denen weitergehen, denen die Verbrechen nur eilige Konzessivsätze entlockten, damit sie dann breit dabei verweisen können, wie man eben doch bei denen, die uns von den Mördern befreien wollten, über die Tatsache des Eidbruchs innerlich nicht hinwegkomme; oder wie bezeichnend es eben doch sei, daß der Attentäter nicht einfach die Pistole gezogen, sondern mit der unmöglichen Bombe gearbeitet habe, weil er von der Sache doch auch selbst noch etwas haben wollte. Hergang und Motive, und die Gründe des Mißgeschicks, müssen diskutiert werden; wo das nüchtern geschieht, pflegt es dem Profil der damals Handelnden zugutezukommen. Aber freilich ist der Geist, der vom Kleinen statt vom Großen, vom Zweiten statt vom Ersten, vom Korrekten statt vom Rechten sein Aufheben macht, zu einer wühlenden Gegenmacht geworden.

Halbheiten haben ihre Folgen, und da das Halbe ein Böses ist, bringt es fortzeugend Böses hervor. Wir stehen im Begriff, unser großes Europaprojekt scheitern zu sehen, mit allen Verhängnissen, die das bedeutet; denn wenn unsere Wiederbewaffnung schon unvermeidlich ist, so hätte sie auf europäisch weitaus am ehesten Elemente der Scham in sich aufgenommen, die einiges von dem niedergehalten hätten, wovon uns beim Gedanken an unser Waffenträgertum nicht ge-

rade grundlos graut. Aber wie konnten wir hoffen, Europa zu schaffen, wenn wir es ausschlagen, gemeinsame Gräber zu haben?

Die Gräber der Opfer und der Märtyrer hätten gemeinsame Gräber werden können⁴. Gewiß war das, was die Märtyrer betrifft, für uns mit einer Schwierigkeit verbunden. Wenn unser Blick in der Einfahrt eines französischen Hospitals auf die Gedenktafel fällt, die die Résistance der hingerichteten Krankenschwester gesetzt hat — nun, sie mochte hingerichtet worden sein wegen Verbindung mit dem Maquis, dessen Kampfweise bei uns ein anderes Gedächtnis hinterlassen mußte als der offene Krieg. Aber Schwierigkeiten dieser Art innerlich durchzuarbeiten und sie in Worten und Gesten zu meistern, das eben wäre Ausdruck eines ernstgenommenen Büsserstandes derer gewesen, in deren Namen das Unrecht entfesselt worden war. Statt dessen geht nun durch die deutschen Hinterstuben die interne Aufklärung, selbst Oradour, nun ja, die Exekution der Männer sei gewiß eine harte Kriegsmaßnahme gewesen, aber was die Frauen und Kinder anlange, so wisse man ja jetzt, daß der Brand und die Explosion in der dunklen Kirche die Folge eigener Unvorsichtigkeit gewesen seien. Und wenn das im Dunkeln geflüstert wird, um so öffentlicher beschäftigt uns das Gesetz über die Tragweise der Hitlerorden, und mit keinem Wort setzt sich die Begründung oder irgend eine offizielle Stimme damit auseinander, welche ersten Gegengründe hier beiseitegesetzt werden sollen. Die neue deutsche Wehrmacht will wieder in derjenigen Stufung von Ehre und Ruhm antreten, die ihr der Führer gegeben und hinterlassen hat. Es soll darüber hinweggeschritten werden, daß die Wehrmacht Adolf Hitlers die Männer des 20. Juli ausgestoßen und auf den Platz der Unehre verwiesen hat. Und es soll darüber hinweggeschritten werden, was diese Wehrmacht durchweg hatte ermöglichen müssen und in nicht auszulöschenden Einzelfällen selbst hatte durchführen müssen: die amtlichen Massenmorde im Osten. Ich kann von dem Gedanken an das Ordensgesetz die Erinnerung an jene Nachtwache im Juni 1943 nicht trennen, als der andere Mann unseres Doppelpostens, von dem die Kompanie wußte, daß es mit seiner plötzlichen Versetzung aus dem Osten eine Bewandnis hatte, mich plötzlich anschrie: *Mensch, erschieß du mal Kinder!*

Unser Ernst, unsere Aufmerksamkeit, unsere innerste Zuwendung sind nicht in Ordnung. Es ist *noch* nichts eingerostet und erstarrt, es ist *noch* Bewegung, aber zur Furcht ist mehr Grund als zur Hoffnung. Wenn das Innerste in einem Volk nicht in Ordnung ist, wenn es nicht weiß, ob es seine Märtyrer und Helden ehren oder ablehnen soll, folgt unausbleiblich, daß sich auch die weiteren Schichten seines Gesamtlebens mißentwickeln. So verfolgt der Beobachter mit größter Sorge unsere rapide Rückbildung zum autoritären Geheimstaat. Das Geheime steht in vielfältiger Beziehung zum Bösen. Das Böse bekennt sich nicht zu dem, was es im Geheimen tut; aber gern bekennt es, daß es Geheimen tut. Eine Geheime Staatspolizei, die öffentlich so heißt, ist an sich ein Widersinn; aber das Geheime schreckt mehr als das Bekannte, und so ist das Geheime ein Hauptmittel des Bösen. Noch gibt es keine Stätten, von denen niemand wissen und niemand erzählen darf, wie es dort zugeht. Aber schon weiß jedermann, daß er nicht weiß, von wem er überwacht wird. Es schien nach 1945, wir würden ein Staatsgebäude bekommen von Licht und frischer Luft durchflutet. Seitdem sind

⁴ Im Oktober 1957 wird in Oelde/Westf. ein Ehren- und Mahnmal für die Opfer der beiden Weltkriege eingeweiht werden. Neben den Namenstafeln für rund 1000 gefallene und vermißte Soldaten ist auch eine Tafel angebracht für jüdische Mitbürger mit folgender Überschrift: „Jüdische Mitbürger, die in den Jahren 1933–1945 gewaltsam ums Leben kamen“. Dann folgen die Namen.

viele Fenster mit blindem Glas versehen, viele Mauern mit verschlossenen Türen und herabgelassenen Schaltern eingezogen worden. Waren wir bis 1949 ein Land ohne Staatsgeheimnisse, so plagten uns jetzt schon durch ihre Zahl die Verfahren über verratene Staatsgeheimnisse als Staatsgeheimnisse zweiten Grades. Ja es bleibt geheim, *was* überhaupt ein Geheimnis ist; denn die Gesetze definieren das nicht, sondern setzen es voraus, und was die Gerichte aus dem Begriff machen, steht in geheimen Urteilen, so daß keine Öffentlichkeit, auch nicht die juristische Fachöffentlichkeit über die Entwicklung wachen kann. Es war schon einmal so, in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik, als der Widerstand gegen den sich organisierenden Hochverrat zum landesverräterischen Geheimnisverrat gestempelt wurde. Mit den bloß dienstrechtlichen Geheimnissen, deren Lautwerdenlassen den Beamten disziplinar verantwortlich macht, steht es ähnlich; es ist geheim und muß erraten werden, was eigentlich geheim sei. Die Folge ist angstvolle Vorsicht. Anwachsen des Geheimgehaltenen ohne sachlichen Grund, in den oberen Stufen die Höflings-, in den unteren die Lakaienmiene, gezeichnet von der Mitwisserschaft dessen, was nur die Herrschaft angeht. Aber jeder Geheimnisträger ist in Wahrheit ein Bazillus in einer Volksgemeinschaft.

Im Geheimen gedeiht die Verleumdung. Es streicht ein erster Hauch von Inquisition über unser Land, im strikten Sinn jener Verfahren, in denen Anklage und Zeugen vor dem Angeklagten geheimgehalten wurden und in denen sich Verbrechen verfolgen ließen, die nur im Wahn der Verfolger existierten. Als vor 700 Jahren diese Verfahren Europa überzogen, in einem schrecklichen Rückschritt der Rechtsgeschichte, sollen die Ketzer, die ihre ersten Opfer waren, für das Böse viele Namen genannt haben; einer davon, aus der Bibel gezogen, hieß: Est et non. Auf deutsch etwa: So und Nichtso. Ich sage es, habe aber nichts gesagt. Das ist sehr genau das Signum des Unheimlichen, das heute als eine Vorform des Bösen unter uns umgeht und rasch an Macht zunimmt.

Die Märtyrer, die wir heute ehren, sind angetreten gegen den vollendet bösen Staat, der zugleich der vollendete Geheimstaat war. Weil sie von den ruchlosen Geheimnissen jenes Staates das, was sie wußten, beim Namen genannt hatte, starb in dieser Stadt, zum dauernden Ruhm ihrer Universität, eine blühende Jugend. Das Böse, dessen Erscheinung als geschichtliche Macht für eine unauslöschliche Zeitspanne mit dem Namen Deutschland identisch war, ist besiegt worden durch die Waffen der Feinde und unser innerstes Gebet um Siegerer, gegen die wir äußerlich kämpften. Es ist auf

diese Weise nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden. Es blieb regenerationsfähig, es kann sich wieder zu einem heillos 'gesunden' Ganzen auswachsen, das blitzartig zuschlägt und uns übermannt. Bis zu dem Staat der einsam-kontaktlosen Entschlüsse, des obrigkeitlichen Geheimtuertums, der allzuvielen Geheimnisträger, bis zum Staat der nun fast schon permanent gewordenen Halbherzigkeit und Zwiezüngigkeit in dem, was den Opfern und Märtyrern entgegengebracht wird, hat sich das deutsche Böse schon regeneriert. Und es ist schon kräftig genug, nach denen zu schlagen, die an seinem Geheimnis zerren; denn das Gute ist in seinem Wesen offenbar, das Böse aber ist ein Geheimnis, wie schon die Bibel sagt, und es ist darauf angewiesen, Geheimnis zu bleiben. Wer kennt sein nächstes Gesicht? Als Ernst Jünger 1940 dem Bösen das Gesicht eines Oberförsters gab, täuschte er nicht nur die Verfolger, sondern gab auch den Mitwissern ein Rätsel auf; denn nach einem Oberförster sah Hitler bei allem gelegentlichen Bemühen um Biederkeit und Volksvatertum doch nicht gerade aus. Aber ob nicht das nächste Böse uns wirklich in vollkommener Biedergestalt einfängt, wer wollte dafür 1954 ein Pfand geben.

Uns, die wir um die Kraft bitten, die Wiederkehr des Entsetzlichen abzuwenden oder andernfalls es doch nicht noch einmal als beschämte Zuschauer zu überleben, uns erschreckt immer wieder der Gedanke, wie viele und was für Männer und Frauen diesem Volkskörper fehlen, weil sie das Märtyrerschicksal auf sich genommen haben. Wir möchten uns wohl trösten an dem alten Glauben, daß jeder, der dem Bösen getrotzt und bis ans Ende beharrt hat, auch an der Kraft des Bösen gezehrt hat, und daß das Blut der Märtyrer der Same echter Menschengemeinschaft ist. Aber wir wissen nichts Verlässliches über die Stärke des Gegners, der nicht von Fleisch und Blut ist. So müssen unsere letzten Entschlüsse, ohne der Hoffnung abzusagen, doch unabhängig von jeder Hoffnung sein. Es können darum doch leuchtende Entschlüsse sein. Ich sehe meinen Hausheiligen Berthold Stauffenberg, der unabhängig von Hoffnungen mittat, über zweieinhalb Jahrtausende hinweg an der Seite der biblischen Männer im Feuerofen. Gott, sagten sie zu dem abgöttischen König, kann uns wohl aus diesem Ofen erretten. Aber wenn er es nicht will, so sollst Du dennoch wissen, daß wir *Deine* Götter *nicht* ehren wollen. Indem wir, in gehärteter Resignation hinsichtlich jeden äußeren Erfolges, dasjenige nicht ehren, was so gebieterisch lockend und drohend geehrt zu werden verlangt, ehren wir die, vor deren unsichtbarem Angesicht wir heute zusammengekommen sind.

2. Das Christusbild in der KZ-Wand

Der ‚Pax Christi‘ (VIII/6), Aachen, entnehmen wir das Folgende:

Oswiecim heißt das Landstädtchen auf polnisch, das unter dem Namen Auschwitz in die Kriminalgeschichte eingegangen ist. Hermann Pörzgen von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ist kürzlich dort gewesen. „Auschwitz, wie es heute ist“, heißt sein Bericht, für dessen Veröffentlichung man der Zeitung Dank wissen muß. Wer im Abstand der Jahre versucht ist, das „Dritte Reich“ zu verharmlosen, dem sollte man diesen Bericht in die Hand geben (vgl. S. 93). Nichts als die Wahrheit steht darin; diese Wahrheit aber ist und bleibt so entsetzlich, daß einem noch nach elf Jahren der Atem

stockt. „Unauslöschlich“ nennt Hermann Pörzgen die Schande. Bei Gott, so ist es! Der deutsche Besucher sah, wie katholische Seminaristen rote Rosen auf dem Hof der Exekutionen niederlegten. Dann „drängten sie in eine winzige, dunkle Kerkerzelle. Hier ritzte Pfarrer Maximilian Kolbe vor seiner Todesstunde ein Christusbild in die Mörtelwand. Man kann es noch gut erkennen. Er opferte sich für einen anderen, Jüngeren, indem er dessen ‚Schuld‘ auf sich nahm“. Das Christusbild in der Mörtelwand bliebe dem christlichen Auge sichtbar, auch wenn es ausgelöscht wäre, denn in jedem der vier Millionen Opfer, Männer, Frauen, Greise, Jünglinge, Mädchen, Kinder, Säuglinge, ist Christus geschunden, erschossen, vergast und verbrannt worden.

3. Der religiöse Aspekt der Judenfeindschaft*

(Judentum und Christentum)

Wenn jüdische Menschen als Juden von andern Menschen mit Reserve, Ablehnung oder geradezu Haß betrachtet und behandelt werden, so stellt sich zum mindesten die Frage, ob das zusammenhängt mit dem Judentum als religiöser Wirklichkeit bzw. mit dem Verhältnis der Religion dieser nichtjüdischen Menschen zur jüdischen.

In der Diskussion über Wesen und Herkunft des neustzeitlichen massenmörderischen ‚Antisemitismus‘ sind auf diese Frage zwei völlig verschiedene, einander schroff widersprechende Antworten gegeben worden, mit denen sich jeder, der hier klar sehen will, auseinanderzusetzen muß.

Die Mehrzahl der jüdischen Beantworter von Franz Rosenzweig¹ bis zu Jules Isaac², aber auch eine beachtenswerte Minderheit unter den nichtjüdischen Erforschern des Antisemitismus, wie James Parkes³ und Michael Müller-Claudius⁴, vertreten die These: Der ‚Antisemitismus‘ ist in seinem Ursprung und innersten Wesen eine moderne Form einer vielhundertjährigen religiös bedingten Massendämonie, welche durch christliche Unterweisung über die jüdische Kollektivschuld an Christi Kreuzestod und die göttliche Verwerfung des jüdischen Volkes mindestens latent jeder Generation der Christenheit von neuem eingepflanzt wird.

Die Mehrzahl der nichtjüdischen Beurteiler dagegen — wie Charles Journet⁵ — und vereinzelte jüdische — wie Hannah Arendt — vertreten die ganz entgegengesetzte Auffassung; wie auch immer es mit der Judenfeindschaft früherer Jahrhunderte und ihrer religiösen Motivation gestanden haben möge, für den antijüdischen Komplex unserer Zeit jedenfalls gelte: „Antisemitismus und Judenhaß sind nicht dasselbe. Judenhaß hat es immer gegeben, Antisemitismus ist in seiner politischen wie ideologischen Bedeutung eine Erscheinung der letzten (anderthalb) Jahrhunderte.“ Judenhaß sei „in der Geschichte von untergeordneter, in der Politik ohne alle Bedeutung“⁶; was er an Verfolgungen auslöste, werde übertrieben aufgebauscht⁷; erst der Antisemitismus sei die wirkliche Dämonie, als die man oft fälschlich schon jenen Haß hinstellen suche.

Der eindeutig antichristliche Charakter jedes ausgewachsenen ‚Antisemitismus‘ der neusten Zeit stützt natürlich diese zweite These, vollends, wenn sie so glänzend wie von Hannah Arendt vertreten wird. Ihr Verdienst ist unbezweifelbar, die spezifische Form einer früher so noch nie dagewesenen Abart der Judenfeindschaft im so noch nie dagewesenen Zeitalter der Massenagitation und Industrialisierung aufgewiesen zu

haben. Aber die Fragwürdigkeit jener These ist dennoch fast so groß, wie sie es wäre, wenn jemand behauptete: Die Kraftquelle im modernen Großkraftwerk und in der Mühle am rauschenden Bach ist nicht dieselbe.

Gewiß: Ob vom Wasser mechanisch Mühlrad und Mühlstein in Gang gesetzt werden, oder ob zwischen fallendes Wasser und Nutzung seiner Kraft erst noch die Transformation in elektrische Energie und deren Leitung dazwischenkommt, ist zweierlei; und ebenso, ob ein Mordgieriger direkt durch das Motiv zum Totschlag ermuntert wird: Die Juden erschlugen unsern Heiland; also darf ich die Juden erschlagen, oder ob zwischen Lockung und Tat erst noch die Apparatur einer ‚rassistischen Weltanschauung‘ mit den Juden als ausrottungswürdigen ‚Untermenschen‘ eingeschaltet ist, ohne daß in jedem einzelnen Falle die Enthemmung ihnen gegenüber durch religiöse Residuen zum Bewußtsein zu kommen brauchte.

Aber die einfache Frage bleibt ja: Warum locken hier wie dort gerade Juden besondere Mordlust hervor, wie auch immer sich diese ‚legitimiere‘? Noch so geistvolle und weitgehend richtige Ausführungen über die sozialpsychologische ‚Blitzableiter‘-Rolle der ‚Hof-‘ bzw. ‚Ausnahme-Juden‘ in Staat und Gesellschaft erhellen im einzelnen viel, beantworten aber eben im ganzen nicht die Vorfrage: Wie gelangen gerade Juden in die Situation solcher Ausnahme-Existenz hinein? Und zwar betonter im christlichen als in irgend einem anderen (auch dem islamischen) Kulturbereich!

Von hier aus aber gelangen wir nun zwar gewiß nicht einfach zu jener ersten These (Isaacs und Müller-Claudius) in ihrer übermäßigen Vereinfachung, wohl aber zu der ernsthaften Prüfung eines religiösen Aspekts selbst noch an der Gegnerschaft gegen die Juden, die heute unter dem so durch und durch verlogenen scheinwissenschaftlichen Sammelnamen ‚Antisemitismus‘ im Schwange ist.

Wir meinen nun feststellen zu können, daß den Schlüssel zur Erkenntnis dieses — in sich konstanten, in seinen Erscheinungsformen variablen — religiösen Aspekts der Judenfeindschaft die von ihr Betroffenen selbst aus den ersten damit gemachten Erfahrungen heraus gefunden und uns in einigen Sätzen der Bibel des spätantiken Diaspora-Judentums, der Septuaginta, hinterlassen haben. (Von denen einer sogar auch in der hebräischen Bibel steht.)

In dem heute meist auf die Makkabäerzeit zurückgeführten Buch Esther nämlich überredet (3, 8) der Amalekiter-Sprößling (bzw. ‚Makedonier‘) Haman den Perserkönig ‚Artaxerxes‘ (bzw. Ahasverus) zu einem Vernichtungsschlag gegen die Judenheit mit den Worten:

„Es ist da ein Volk, das wohnt zerstreut und abgesondert unter den Völkern in allen Bezirken deines Königums; ihre Gesetze sind andere als die der andern Völker, und die Gesetze des Königs halten sie nicht, so daß es für den König nicht zuträglich ist, sie ge-

* Der obenstehende Beitrag ist geschrieben für das Sammelwerk „Judentum, Geschichte und Gegenwart“, herausgegeben von Prof. Dr. Franz Böhm, Walter Dirks und Dr. Rudolf Heilbrunn.

Wir möchten im Vorabdruck auf dieses grundlegende Werk hinweisen. Dieser Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verfassers, sowie des Schriftführers des Herausgeberkreises des Sammelwerks Dr. Rudolf Heilbrunn.

¹ Franz Rosenzweig, Der Stern der Erlösung; Heidelberg 1954⁹. „Der ewige Judenhaß des Christen“ III, 199 f.; vgl. Briefe; Berlin 1935, S. 670 f.

² Jules Isaac, Jésus et Israël; Paris 1948. Genèse de l'Antisémitisme; Paris 1956.

³ James Parkes, Die Judenfrage als Weltproblem (The Jewish problem in the modern world); Duisburg 1948, bes. S. 8 ff.

⁴ Michael Müller-Claudius, Deutsche und jüdische Tragik; Frankfurt am Main 1955; Neubearbeitung von: Der Antisemitismus und das deutsche Verhängnis, F. 1948; mit Kapitelüberschriften wie: „Christlicher Religionsunterricht als Keimzelle des Antisemitismus“.

⁵ Charles Journet, Destinées d'Israël; Paris 1945 (Stellenangaben „ub verbo ‚Antisémitisme‘“, S. 436 f.).

⁶ Hannah Arendt, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft; Frankfurt/Main 1955, S. 48.

⁷ ebenda, S. 168.

⁸ In dem noch wiederholt zu zitierenden I. Band einer umfassenden Geschichte des Antisemitismus von Léon Poliakov, Du Christ aux juifs de cour (Paris 1955), wird (S. 29 ff.) stark betont, daß in China und Indien kein Antisemitismus durch die Einwanderung von Juden ausgelöst worden sei. Einen kurzen Überblick über „The Jews and Islam“ gibt S. Rosenblatt in „Essays on Antisemitism“ (herausgegeben von Koppel S. Pinson, New York 1946², S. 112 ff.) und legt dar, daß der Islam im allgemeinen „die Völker der Schrift“ toleriert hat, d. h. Christen und Juden, sowie daß die letzteren stets islamische Wirtschaften christlichen relativ vorzuziehen hatten. — Inwieweit sich dies im letzten Jahrzehnt durch die Entstehung des Staates Israel geändert hat, ist wohl noch nicht mit Sicherheit zu sagen.

währen zu lassen. Wenn es dem Könige gut dünkt, so werde vorgeschrieben, sie auszurotten, dann vermag ich zehntausend Talente Silbers den Beamten auszuhändigen für die königlichen Schatzkammern.“ Das Doppelmotiv, durch das hier die Obrigkeit zum Eingreifen gegen die Juden bewogen werden soll, geht zurück auf jenes Gesetz, das ihr gesamtes Leben religiös und sozial regelt und sie aus den Wirtsvölkern heraussondert. Wir möchten es benennen als

1a) Das Fremdkörper-Motiv

Diese Leute sind anders als die andern Völker, in deren Mitte sie wohnen, und zwar nicht etwa bloß naturhaft ‚rassisch‘, wie Neger unter Weißen oder Weiße unter Gelben, welche bei aller Blutsverschiedenheit durchaus einordnungswillig inmitten eines Mehrheitsvolkes leben können; sie sind vielmehr anders in dem tiefen Sinne, daß sie einem andern Grundgesetz unterstehen als die Völker, unter denen zerstreut sie leben. Diese Tatsache aber, daß die Juden nach dem ihnen von ihren Vätern überlieferten Verständnis des ihnen von Gott offenbarten Gesetzes abgesondert unter den Völkern leben (Connubium und vor allem Commensalität mit ihnen höchstens sehr eingeschränkt pflegen und dergleichen), wird durch die totalitäre Unterstellung, daß damit eine Verletzung der ‚Gesetze des Königs‘ verbunden sein müsse, dreist zum Verbrechen gestempelt.

1b) Das Plünderungs-Motiv

Eben jenes Abgesondertsein der Juden scheint auf den ersten Blick zu erleichtern, daß man sie ungestraft plündern kann in einer Weise, wie es andern, weniger wehrlosen, weil ständisch fester im Volksganzen inkorporierten Bevölkerungsgruppen gegenüber zum mindesten erheblich schwieriger wäre; ökonomischer Erfolg fällt bei den Juden viel weniger weitgehend mit physischer Macht zusammen als bei den Angehörigen ihrer Wirtsvölker; auch pflegt ihr Besitz beweglicher zu sein, was den Zugriff — mindestens scheinbar — erleichtert.

Noch etwas weiter führt eine zweite Motiven-Gruppe, die neben der obrigkeitlichen die vulgäre Juden-Feindschaft ins Blickfeld treten läßt. Wir finden sie zunächst in einem der griechischen Zusätze zum Buche Daniel (14, 27 ff.; ebenfalls aus der Makkabäer-Zeit). Sein Held als von König Darius Privilegierter zieht um seiner besonderen Tüchtigkeit willen den Neid seiner Konkurrenten auf sich und um seiner ‚jüdischen Kritik‘ an den angestammten religiösen Überlieferungen des Wirtsvolks willen den Haß des Pöbels. Als er einen Priesterbetrug entlarvt, daraufhin den Baals-Tempel zerstört und gar noch einen ‚heiligen Drachen‘, den er hätte anbeten sollen, beseitigt hat, muß berichtet werden:

„Und es geschah, da das die Babylonier hörten, da ergrimten sie heftig, rotteten sich wider den König zusammen und sprachen: ‚Ein Jude ward der König! Den Bel ließ er herunterreißen, den Drachen töten und die Priester hinschlachten!‘ — Und gingen von Könige und sprachen: „Gib uns den Daniel heraus! Wenn aber nicht, so töten wir dich und dein Haus!“ — Da sah der König, daß sie ihn hart bedrängten, und notgedrungen gab er ihnen den Daniel heraus...“

Was hier anklingt, das möchten wir nennen:

2a) Das Zersetzungs-Motiv

‚Jüdische Kritik‘ zersetzt die angestammte religiöse Überlieferung und hat damit gar noch in den höchsten Kreisen des Wirtsvolks Erfolg!

Diese Kritik, die schon im stummen ‚Nicht-Mitmachen‘ bei den Götzendiensten der Völker bestehen kann, erscheint, vollends, wenn sie gar irgendwie laut wird, als „Ferment der Dekomposition“; das jüdische Nein zur Vergötzung vor allem, was nicht Gott ist, wirkt maßlos aufreizend auf jeden Abergläubischen, ja selbst auf den ungereiften Gläubigen; noch ganz abgesehen davon, daß dieses Nein selbst zur leeren Form werden, zu einer ‚Kritik um der Kritik willen‘ entarten kann, die nicht mehr prophetisch verhöhnt, nur noch journalistisch heruntermacht — und so auch den Gutwilligen verbittert⁹.

Diesem wahrscheinlich wichtigsten Motiv 2a) entwächst wohl [in Verschwisterung mit 1a), dem Fremdkörper-Motiv] das noch weitergehende:

2b) Das Antihumanitäts-Motiv

Wie später den noch immer so tief jüdisch bestimmten ersten Generationen der Christenheit odium generis humani vorgeworfen wurde, so heißt es schon in einem der griechischen Zusätze zum Buch Esther (13, 5 Vg.; bzw. 3, 13eLXX), das jüdische Volk befinde sich „in jeder Weise in Lauerstellung gegen jeden Menschen“. Hier ist der Gipfel erreicht: Weil dieses Volk den Willen des einzigen wahren Gottes tun will, von dem es den Menschen als sein Ebenbild geschaffen und sich als Volk zu seinem Sondereigentum erwählt glaubt, — ebendarum wird es als aller Menschen Feind verschrien und geächtet¹⁰.

Wie diese vier Motive, bzw. zwei Doppelmotive von Anfang bis heute in wechselnder Abwandlung und Verflectung die Judenfeindschaft auslösen, das wird nun für die vier geschichtlichen Phasen darzulegen sein, die wir folgendermaßen bezeichnen möchten:

- I. Vorchristlicher Mob- und Literaten-‚Antisemitismus‘
- II. Reichskirchlich-klerikaler Konkurrenz-Antijudaismus
- III. Volkstümliche Blitzableiter-Judenfeindschaft
- IV. Postchristlicher Massen- und Literaten-Antisemitismus.

Das Hauptgewicht unserer Betrachtung wird auf der II. und III. Phase zu liegen haben, da die erste ohnedies nur ein Vorspiel ist, die letzte aber in andern Beiträgen dieses Sammelwerkes breiter analysiert wurde und hier ja nur der religiöse Aspekt an ihr zur Diskussion steht.

⁹ Etwas vom Tiefsten, was zum Verständnis der „entzauberten Welt des Judentums“ gesagt wurde, das jedes *Sichvertröstenlassen* bei den gegebenen Tatsachen dieser Welt um der *Hoffnung* auf die kommende bessere willen ablehnt, finden wir in der ‚Dialektik der Aufklärung‘ von Max Horkheimer und Theodor Adorno (Amsterdam 1947, S. 36), woselbst — unter Rückgriff auf Hegels fruchtbaren Begriff der ‚bestimmten Negation‘ (Phänomenologie des Geistes, Einleitung; Leipzig 1921, S. 57) — dargelegt wird: „Die jüdische Religion duldet kein Wort, das der Verzweiflung alles Sterblichen Trost gewährte. *Hoffnung* knüpft sie einzig ans Verbot, das Falsche als Gott anzurufen, das Endliche als das Unendliche, die Lüge als Wahrheit. Das Unterpfand der Rettung liegt in der Abwendung von allem Glauben, der sich ihr unterschiebt, die Erkenntnis in der Denunziation des Wahns. Die Verneinung freilich ist nicht abstrakt. Die unterschiedslose Bestreitung jedes Positiven, die stereotype Formel der Nichtigkeit, wie der Buddhismus sie anwendet, setzt sich über das Verbot, das Absolute mit Namen zu nennen, ebenso hinweg wie sein Gegenteil, der Pantheismus, oder seine Fratze, die bürgerliche Skepsis“ (S. 36, Hervorhebungen von uns). Vielleicht kann von hier aus erkannt werden, daß die ‚jüdische Kritik‘ zugleich die größte Gabe und die für den Geber selbst gefährlichste (subjektiv und objektiv) ist, welche dem Judentum von der Menschheit zu danken ist.

¹⁰ Vgl. Margarete Susmann, Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes (Zürich 1946), worin die ganze Schwere dieses Schicksals entfaltet und dann dennoch gesagt wird, im Wissen um das messianische Heil sei es „herrlich, trotz aller irdischen Fraglichkeit herrlich, ein Jude zu sein. Denn es heißt Mensch sein“ (S. 144).

1. Der vorchristliche Mob- und Literaten-, Antisemitismus

Der antike vorchristliche ‚Antisemitismus‘ ist — ebenso wie die gradlinig aus ihm hervorgegangene Christen-Feindschaft — einerseits die Sache einer dünnen, vom sieghaften Vormarsch des Feldzugs gegen jederlei Götzendienst bedrohten Literaten- und Intellektuellenschicht, andererseits gelegentlicher Ausbruch des Pöbelhasses gegen eine privilegierte, vielfach erfolgreiche, deutlich ausgesonderte Minorität¹¹.

Bei jenen antiken ‚clercs‘ (von dem ägyptischen Priester *Manetho* im 3. vor- bis zu dem römischen *Quintus* *Tacitus* im 2. nachchristlichen Jahrhundert) spielt unsre zweite Motivgruppe die Hauptrolle: Die Juden — wie später die Christen — sind Menschheitsfeinde und zersetzen das herkömmliche religiöse Brauchtum; beim Pöbel von Großstädten, wie Alexandria und Rom, dominiert eher die erste Gruppe: Juden und Christen sondern sich ab, machen nicht mit, bieten leichte Beute. (Irgendwelche wirtschaftliche ‚Ausbeuter‘-Position der Juden dagegen spielt, weil inexistent, in jenem vorchristlichen ‚Antisemitismus‘ keine Rolle — im nachchristlichen übrigens auch nur noch die einer mitgeschleppten Reminiszenz.) Hören wir nun doch einige von den nicht übermäßig zahlreichen Zeugen; also *Tacitus* (*Historiarum* Lib. V, 5):

„... alle übelsten Elemente pflegten unter verachtungsvoller Preisgabe der Religion ihrer eigenen Väter Spenden und Abgaben mit dem Ergebnis zusammenzutragen, daß dadurch die jüdische Sache gefördert wurde, wie auch dadurch, daß sie selbst zäh zusammenhalten, schnell bereit sind zu barmherzigen Gaben (füreinander), allen andern aber feindseligen Haß entgegenbringen. Abgesondert bei Tisch, getrennten Bettes, enthält sich dieses sonst sehr lüsterne Volk des Beilagers fremdstämmiger Frauen, ohne unter sich Schranken zu kennen; die Beschneidung haben sie eingeführt, um am Unterschied kenntlich zu werden. Und die zu ihrem Brauch übertreten, maßen sich dasselbe an und lernen nichts rascher als die Götter zu verachten, das Vaterland abzutun, Eltern, Kinder, Brüder geringzuschätzen...“

Sehr ähnlich werden die — bis ins dritte und vierte Jahrhundert sehr zahlreichen — Proselyten zum Judentum von *Juvenal* beurteilt (*Sat.* XIV):

„... bald läßt er sich beschneiden. In der Verachtung der römischen Gesetze herangezogen, mag er nichts lernen, einhalten und verehren als das jüdische Gesetz, all das, was Moses seinen Adepten in einem geheimnisvollen Buche überliefert hat: Keinen Weg zu weisen dem Wanderer, der nicht dieselben Bräuche pflegt, nur dem Beschnittnen allein den Brunnquell zu zeigen...“

Auf diesen Ton ist alles gestimmt, und nur die Kraßheit der Greuelmärchen über das unbekannte Heiligtum einer Religion, das doch jeder ihrer Schmärer aus der griechischen Bibel kennenlernen konnte, variiert etwas.

Weit entfernt davon, dem Judentum wahrhaft gefährlich zu werden, ist diese Art von Antisemitismus

weit eher der Gradmesser seines Erfolgs: Die Hundebellen, die Karawane marschiert. — Weil das Judentum immer mehr im Vormarsch ist (später noch mehr das Christentum), hat es den ohnmächtigen Haß der Traditionshüter des Heidentums hinzunehmen. Diese Seite der Sache hat bisher Jules Isaac am klarsten gesehen und am nachdrücklichsten herausgearbeitet¹².

Was ihm entging, ist, daß es sich bei dem unzweifelhaften Vormarsch des Judentums etwa vom Ende des 2. vorchristlichen Jahrhunderts an um einen ‚Gegenangriff‘ gehandelt hat (wie am Ende des Buches *Esther*), bzw. um einen Übergang von fast aussichtslos erscheinender Defensive zu einer weitausgreifenden Offensive mit kaum vorstellbar hohen Zielen.

Zunächst nämlich war nicht primär von außen herein, sondern von innen heraus das palästinensische Judentum seitens seiner eignen Oberschicht durch kollektive Selbstassimilation an die hellenistische Umwelt tödlich bedroht worden, wie es erst kürzlich Elias Bickermanns Untersuchungen über Sinn und Ursprung der makkabäischen Erhebung nachgewiesen haben¹³.

In diesem Sinne hat der antike ‚Antisemitismus‘ schon im 3. und 2. vorchristlichen Jahrhundert als ‚jüdischer Selbsthaß‘ begonnen, als eine neue Abwandlung des alten Verlangens „zu sein wie alle anderen Völker“ (1 Sam 8, 20), also das aus allen andern heraussondernde Gesetz Gottes nicht länger zu befolgen. Schritt für Schritt sind damals in Jerusalem selbst die Tendenzen vorgedrungen, als deren Ausdruck das erste Makkabäerbuch die Parole der Abtrünnigen zitiert:

„Auf, laßt uns einen Bund schließen mit den Heidenvölkern rings um uns! Denn, seit wir uns von ihnen abgesondert haben, hat uns viel Unheil heimgesucht“ (1 Makk 1, 11).

Als es nicht rasch genug damit voranging, wandte sich der ‚fortschrittliche‘ Hohepriester ‚Menelaos‘ (gräzisiert aus: Onias!) mit seinem Anhang an Antiochus IV. Epiphanes mit dem ausdrücklichen Wunsche,

„die väterlichen Gesetze und die bei ihnen selbst geltende Verfassung zu verlassen, um die königlichen Gesetze zu befolgen und eine Verfassung hellenistischen Charakters zu haben“ (Josephus, *Antt* 12, 240).

Aber gerade die ‚makkabäische Verfolgung‘, die durch diesen Wunsch der ‚reformjüdischen‘ Kreise von seiten des heidnischen Seleukidenkönigs gegen das traditionelle Judentum ausgelöst wurde, hat dieses durch den bei ihm wachgerufenen Widerstand gerettet, ja ihm jenen weit über den damals gehaltenen Raum hinausgetragenen Gegenangriff ermöglicht, von dem oben die Rede war. Wie bei der Verhaftung des Erzbischofs Droste im Kölner Kirchenstreit, mit der die Wende von der schrittweisen Selbstauflösung zur Selbstermannung des deutschen Katholizismus eintrat, Josef Görres jubelt hat: „Gott Lob, man braucht Gewalt!“ —, so sagt schon das alte Wort des Midrasch zu der Anspielung auf des Makedoniers Antiochus Judenverfolgung in Gestalt der Judenverfolgung des ‚Makedoniers‘ Haman im Buch *Esther*:

„Als König Ahasverus dem Haman seinen Siegelring übergab und damit dessen grausame Judenverfolgung besiegelte, da hat er mehr für Israel getan als alle Propheten“¹⁴.

¹¹ Die letzte deutschsprachige Zusammenfassung unsrer einschlägigen Kenntnisse findet sich in Heinemanns Artikel ‚Antisemitismus‘ in Pauly-Wissowas *Realencyclopädie der class. Altertumswissenschaft*, Suppl. V, S. 3—43; nach dem zweiten Weltkrieg boten eine knappe Übersicht über ‚Antisemitism in the Hellenistic-Roman World‘ R. Marcus in den erwähnten *Essays on Antisemitism*, S. 61—78; eine noch knappere Marcel Simon in *Verus Israel* (Paris 1948), S. 239 bis 245; eine ausgesprochen oberflächliche findet sich in Poliakovs erwähntem I. Band, S. 19—29. Die weitaus gründlichste und förderlichste Überprüfung gerade des religiösen Aspekts am antiken ‚Antisemitismus‘, die uns aus der Nachkriegsliteratur bekannt wurde, bietet Jules Isaac in der oben (Anm. 2) erwähnten *Genèse de l’A.‘.*

¹² Besonders in der Schlußzusammenfassung, a. a. O., S. 125 ff., zum ersten zuverlässigeren Teil des Werkes; vgl. u. S. 98.

¹³ Elias Bickermann, *Der Gott der Makkabäer*, Berlin 1937, bietet seine eingehenden Untersuchungen; das Schockenbändchen Nr. 47: *Die Makkabäer*, Berlin 1935, erzählt ihre Geschichte von den Anfängen bis zum Untergang des Hasmonäerhauses im Jahre 63 v. Chr. (Pompeius’ Einnahme Jerusalems).

¹⁴ Hier zitiert nach M. Susmann (a. a. O., S. 158); den genaueren Wortlaut dieses Ausspruchs des palästinensischen Amoräers Abba bar Kahana (um 310) zitiert Strack-Billerbeck’s Kommentar zum NT aus Talmud und Midrasch, München 1926, Band III, S. 12.

II. Der reichskirchlich-klerikale Konkurrenz-Antijudaismus

Vom vierten Jahrhundert an wird der bis zum dritten feststellbare vorchristliche ‚Antisemitismus‘ durch den deutlich unterscheidbaren Antijudaismus des Klerus der nunmehr obrigkeitlich anerkannten und geförderten christlichen Kirche abgelöst; nicht zuletzt infolge des aufreizenden Zwischenspiels bewußt antichristlich gemeinter Begünstigung der Juden durch den Restaurationsversuch Kaiser Julian Apostatas¹⁵.

Dieser Antijudaismus ist primär eine Sache des Klerus, höchstens sekundär eine solche des von ihm aufgehetzten Volkes oder gelegentlich des von ihm beeinflussten Staates; seine eigentliche Zeit ist das 4.—9. Jahrhundert; vom 10. an beginnt er in dem Maße zurückzutreten, als ihm die volkstümliche Judenfeindschaft den Rang abläuft und ihr gegenüber vor allem der hohe Klerus eher wieder die Juden zu beschützen nötig findet als sie noch weiter zu bedrängen.

Daß es überhaupt zu solchem Bedrängen kam, wird man zwar nicht leicht verzeihen — besonders angesichts ausdrücklicher Warnungen davor seitens wahrhaft heiliger Päpste wie Gregors des Großen¹⁶ — aber verstehen, wenn man sich die weitgehende intellektuelle Überlegenheit der durchschnittlichen jüdischen Verkündiger gegenüber den durchschnittlichen christlichen (bes. in der zweiten Hälfte der genannten Periode, s. u. Anm. 23!) sowie jenes Nutznießertum von den letzten heidnischen Christenverfolgungen (bes. noch im 3. Jahrhundert) vergegenwärtigt; vor allem aber, wenn man in diesem Zusammenhang erkennt, wie riesengroß die Versuchung sein mußte, aus enttäuschem Missions-eifer oder ängstlicher Hirtensorge angesichts jüdischer Proselytenwerbung (wie später das Volk aus schlecht getauften heidnischen Haß) alle harten Schriftworte des Alten und des Neuen Testaments über Juden und Judentum als inappellable Verdammungsurteile zu mißdeuten, die jüdisch-prophetische Selbst-Kritik als bloße warnende Aufrufe zur Umkehr einst geprägt hatte.

Insbesondere galt dies natürlich von den Worten Jesu, seiner Evangelisten und Apostel, die so ganz und gar jüdisch-prophetisch bestimmt und gezielt sind und doch so regelmäßig antijüdisch mißverstanden und mißbraucht wurden und werden. Gewiß scheint auf den ersten Blick ein Paulus geradezu heidnischen ‚Antisemiten‘ nachzusprechen, wenn er von den die Verkündigung der rettenden Botschaft an die Völker hindernden Juden sagt, sie verhielten sich „Gott nicht zu Gefallen und allen Menschen feindlich“ (1 Thess 2, 15); aber es bleibt ja doch dabei, daß für ihn der höchste Ehrenname der des wahren Juden ist (Röm 2, 28 f.) und er selbst das Hinweggebanntsein von dem Messias hinzunehmen bereit wäre, wenn er damit seine jüdischen Brüder retten könnte (Röm 9, 3), deren sämtliche gottgegebenen Privilegien er als unverscherzbar anerkennt (Röm 9, 4 f.; 11, 29), die zu respektieren er den Heidenchristen drohend einschärft (Röm 11, 17—24) und deren vollzähliger künftiger Rettung er im Glauben gewiß ist (Röm 11, 25 f.)¹⁷.

Ähnlich stehen im angeblich ‚antisemitischsten‘ Evangelium nach Johannes nicht nur jene Wendungen gegen die ‚Juden‘, d. h. ihre Führungsschicht¹⁸, deren schärf-

ste lautet: „Ihr stammt vom Teufel als Vater“ (8, 44), sondern auch das unauslöschliche Wort: „Das Heil kommt von den Juden“ (4, 22); und daß dieser Name für den Zebaiden letztlich sakrosankt ist, kann jeder, der ihm mit der Tradition auch die Apokalypse zuerkennt, an den zwei Stellen (Apk 2, 9; 3, 9) erkennen, wo in ihr „Jude“ als Ehrenname vorkommt, dessen nur eben die abtrünnige „Satans-Synagoge“ unwürdig sei, — bis sie „erkennen werden, daß ICH dich (die Kirche) geliebt“. Auch für Johannes, wie für Paulus, ist die schließliche Rettung des nur vorübergehend zum geistlichen ‚Sodom und Gomorrha‘ entarteten Jerusalem (Apk 11, 8; vgl. Is 1, 9 f.) so gewiß, wie sie nur je für einen der mit ähnlichen Vergleichen warnenden früheren jüdischen Propheten sein konnte (Apk 11, 1 bis 13; vgl. Ez 16, 46 ff. 55).

Für den noch unbekannten Verfasser des sog. ‚Barnabasbriefes‘ aus dem 2. Jahrhundert gilt dasselbe¹⁹. Noch Justins, des Märtyrers, aus der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts stammender ‚Dialog mit dem Juden Tryphon‘ zeigt über alle Bitterkeit der Anklagen wegen jüdischer Christenverfolgung während des Bar-Kochba-Aufstands hinweg die Gesinnung brüderlich suchender Liebe. Vom dritten Jahrhundert aber und vollends vom vierten an werden die Juden so gut wie gar nicht mehr als getrennte Brüder gesehen — außer vereinzelt bei Augustin²⁰ — und von manchen sogar nicht einmal mehr als die, deren schließliche Rettung unumstößlich offenbart ist; so von Johannes Chrysostomus, wenn ihn Simon richtig versteht²¹.

Chrysostomus ist überhaupt einer der allergehässigten Antijudaisten; gerade weil auch für manche Christen Antiodias der jüdische Kult in der Synagoge viel Anziehendes hatte, muß diese sich von dem redegeübten ‚Goldmund‘ schmähen lassen:

„Nenne einer sie Hurenhaus, Lasterstätte, Teufelsasyl, Satansburg, Seelenverderb, jeden Unheils gähnenden Abgrund oder was immer, so wird er noch weniger sagen, als sie verdient hat“²².

So klingt es — kaum gröber, aber wohl farbiger als gegen andre Nonkonformisten — auch weiter durch die Jahrhunderte aus dem Munde christlicher Bischöfe, vor allem in Zeiten erfolgreicher jüdischer Proselytenwerbung; aus solcher Gesinnung nötig ein Ambrosius in offener Kirche den Kaiser Theodosius, den auf bischöfliches Anstiften vom Pöbel gelegten Brand der Synagoge von Kallinikum am Euphrat ungesühnt zu lassen, d. h. seine schon gegebene Anordnung zu ihrem Wiederaufbau aus Kirchenmitteln zurückzuziehen; aus gleichem Geiste appelliert der spanische Klerus erfolg-

„die Deutschen“ in Theodor Haeders ‚Tag- und Nachtbüchern‘ ab 1939 verfolgt, wird hier einer ganz ähnlichen Entwicklung begegnen, wie sie offenkundig auch der Evangelist in seinem Verhältnis zum eignen dennoch geliebten Volke erfahren hat, soweit es sich mit einer verblendet erscheinenden Führungsschicht identifizierte. Daß Johannes nicht ein hellenisierter, sondern der jüdischste Jude unter den Evangelisten war, das ist entgegen früher üblichem Mißverständnis durch die Funde dem Johannes-Evangelium strukturverwandter ‚essenischer‘ Schriftrollen am Toten Meer seit 1947 zwingend erwiesen; zum ‚Philosemitismus‘ des einzigen als Nichtjuden bekannten neutestamentlichen Autors Lukas vgl. in meinem Beitrag ‚Der Weg zur christlich-jüdischen Wiederbegegnung in der Mitte des 20. Jahrhunderts‘ (FREIBURGER RUNDBRIEF 29/32), S. 5 f.!

¹⁹ Nachgewiesen in: Karl Thieme, Kirche und Synagoge. Die ersten nachbiblischen Zeugnisse ihres Gegensatzes im Offenbarungsverständnis: Der Barnabasbrief und der Dialog Justins des Märtyrers, Olten 1945; und gegenüber Einwänden bekräftigt in J. Osterreicher und Karl Thieme, Um Kirche und Synagoge, Ztschr. f. kath. Theologie 1952 (74, 1), S. 63—70.

²⁰ Vgl. Bernhard Blumenkranz, Die Judenpredigt Augustins, Basel 1946, bes. S. 173 ff., wo B. Augustins Auslegung des Lukas-Gleichnisses vom verlorenen Sohn und seinem stets beim Vater befindlichen ‚älteren Bruder‘ — dem Juden — behandelt, von der auch in dem Anm. 11 zitierten Lukas-Hinweis des Verfassers die Rede ist.

²¹ Simon, a. a. O., S. 119, Anm. 2, zu Chrysostomus’ Worten (in Hom 6, 2), den Juden verbleibe für ihre Sünde „weder Besserung, noch Verzeihung, noch Entschuldigung“.

²² Ebenda, S. 259, Anm. 3 aus Hom 6, 5.

¹⁵ Vgl. Joseph Vogt, Kaiser Julian und das Judentum, Leipzig 1939; kurz auch Simon, a. a. O., S. 139 ff. und bes. S. 269.

¹⁶ Vgl. Peter Browe, Die Judenmission im Mittelalter und die Päpste; Rom 1942, S. 232 (und S. 13, Anm. 1).

¹⁷ Dazu Literaturangaben und Näheres in meinem Überblick ‚Paulinismus und Judentum‘ im FREIBURGER RUNDBRIEF, Nr. 17/18, S. 20 ff.; 19/20, S. 20 ff. und 21/24, S. 13 ff.; letzteres auch französisch in DIFU VIVANT 26, S. 101 ff. ‚Diaconie primordiale, remède au schisme primordial‘.

¹⁸ Schon Jo 1, 19 wird deutlich, daß „die Juden“ in dieser Schrift die führenden Kreise in Jerusalem sind; wer den Gebrauch des Wortes,

reich an die katholisch gewordenen letzten Westgotenkönige, der fränkische ziemlich erfolglos an die sehr judenfreundlichen Karolinger, um sie zum Einschreiten gegen die ‚insolentia Judaeorum‘ zu veranlassen²³. Aufs Ganze gesehen tritt im Osten des Reiches mehr das Fremdkörpermotiv (1a) auf und führt bis zu großangelegten Zwangstaufaktionen unter dem besonders auf die Reichs-Einheit erpichten Kaiser Heraklius, der ja ebendazu auch den ‚Monotheletismus‘ als vermeintliche Einheitsformel für die sich spaltende Christenheit erfand, zu Beginn des 7. Jahrhunderts²⁴. Im Westen dagegen überwiegt das Zersetzungsmotiv (2a), die Angst des Klerus vor jüdischem Proselytismus; im katholisch-westgotischen Spanien kumulieren sich beide²⁵. Das Judentum selbst aber entwickelt — genau wie verfolgte christliche Gruppen! — begreifliche Sympathien mit den Reichsfeinden, erst den Persern, dann den Muslim, soweit es unter staatskirchlichem Druck steht, und vermag sich im übrigen trotz allen gelegentlichen Rückschlägen kraftvoll zu behaupten.

III. Die volkstümliche ‚Blitzableiter‘-Judenfeindschaft seit den Kreuzzügen

Wie der jüdisch-prophetische Antisadduzäismus der Urapostel und Antipharisäismus Pauli streng unterschieden werden muß vom rein heiden-christlichen Konkurrenz-Antijudaismus des Reichsklerus im 4. bis 9. Jahrhundert, so von beiden der elementare Judenhaß fanatisierter Volksmassen im hohen und späten Mittelalter, der in Osteuropa vielfach bis ins 20. Jahrhundert hinein anhielt, im Westen schon seit dem 18. in den moderneren ‚Antisemitismus‘ überzugehen begann.

Was Apostel und Evangelisten als Warnung an die Juden geprägt, Bischöfe und Kirchenlehrer als Warnung vor den Juden wiederholt hatten, das begann nun — durch aktuelle Verleumdung vergiftet — als tödliche Waffe gegen die Juden gewendet zu werden. Sie waren ‚Teufelssöhne‘? Der Teufel Menschenmörder? (Jo 8, 44) So mochten sie ja wohl auch Ritualmörder sein, wie man es ihnen seit 1146 immer und immer wieder bis ins 19. Jahrhundert hinein nachgesagt und (vergebens) nachzuweisen versucht hat²⁶!

Nach flüchtigen Vorspielen zu Beginn des 11. Jahrhunderts²⁷ wird die kaum noch abbreißende Serie der Massenmorde und Massenaustreibungen durch den ersten Kreuzzug im Jahre 1096 eröffnet. Die mit Obrigkeit und Mithürgern in vollem Frieden lebenden Judengemeinden, zuerst der nordfranzösischen, dann der rheinischen Städte (Speyer, Worms, Mainz, Köln, Trier) sind die ersten, deren Glieder zu Hunderten und aber Hunderten das Blutzeugnis für ihre Gesetzestreue darbringen müssen. Beim zweiten und dritten Kreuzzug folgen weitere in Ost und West²⁸.

Rund ein Jahrhundert hindurch zeichnet sich dabei immer wieder dasselbe Bild ab: Der Appell zum Kreuzzug, zum Heiligen Krieg, hat Geister heraufbeschworen, die man so wenig los wird wie der ‚Zauberlehrling‘ die von ihmgerufenen. Was an Hefe der Bevölkerung einmal aufgewühlt ist, das lauscht gern der Logik etwa jenes aus Clairvaux entlaufenen Mönches Radulf (dem dann St. Bernhard entgegentrat): ‚Rächet zuerst einmal den Gekreuzigten an seinen Feinden in unsrer Mitte, und danach geht die Türken bekriegung²⁹!‘. Wo die Obrigkeit Autorität hat, da tritt sie diesem Treiben damals noch nachdrücklich und erfolgreich entgegen wie jener Bischof Johannes I. von Speyer, der den Judenverfolgern im Mai 1096 die Hand abhauen und die Zwangsgetauften zu ihrem Glauben zurückkehren läßt³⁰. Wie diese konservativen Kreise noch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts von der Synagoge dachten, das zeigt vorbildlich das Tegernseer Spiel vom Antichrist, das die Juden diesem nach vorübergehender Irreführung von seiner Seite zuletzt aufrecht widerstehen und durch ihn zu Blutzeugen werden läßt: in der Dichtung das Gegenstück zu dem, was etwa gleichzeitig bildende Kunst in der edlen Figur der ‚Synagoge‘ am Portal des Straßburger Münsters gestaltete³¹.

Aber der blut- und beutegierige Haufen ist nicht bereit, solche der ursprünglichen Tradition der Kirche gemäße Haltung gegenüber den Juden einzunehmen; und dieser Haufen hat damals die Zukunft für sich, seit dem 13. Jahrhundert in England, Frankreich, dem Reiche: vom 14. an auch in Spanien (nach Maßgabe der ‚Reconquista‘); seit der Mitte des 15. in Polen, wohin seit dem 12. aus Deutschland flüchtige Juden einzuwandern begonnen hatten, die sich auch noch im 16. einer vergleichsweise günstigen und angesehenen Position erfreuten³².

In den Kernlanden Europas folgt auf die ersten Wellen der physischen Morde der weitere solche provozierende systematische Rufmord: ‚Die Gereiztheit gegen die Juden nährt sich aus den von ihr selbst veranlaßten Schlächtereien: erst tötet man sie, und daraufhin detestiert man sie vollends‘, schreibt treffend Poliakov³³.

Daß aber nicht nur Verleumdungen und theologische Kurzschlüsse den Haß auf die Juden schüren helfen, dafür sorgt nun die entscheidende Verschlechterung ihrer ökonomischen und sozialen Situation, wie sie aus den Konsequenzen des Plünderungsmotivs vom 12. Jahrhundert an allmählich eintritt³⁴.

Erst seitdem nämlich werden die Juden aus sozial ge-

²³ De insolentia Judaeorum handelt Agobard von Lyon in einer Schrift an Ludwig den Frommen, worin er erwähnt, nicht wenige Christen hörten sich synagogale Predigten in der Landessprache an und meinten, melius eis praedicare Judaeos quam presbyteros nostros (MPL 104, 75a; nach Albrecht Oepke, Das neue Gottesvolk, Gütersloh 1950, S. 291), — woraufhin es ja dann auch zu Fällen wie dem des kaiserlichen Beichtvaters Bodo kam, der sich in Saragossa beschneiden ließ, nicht der einzige Kleriker seiner Art im MA.

²⁴ Vgl. Flidié-Martin, Histoire de l'Eglise, Band V, Paris 1945, S. 108 ff. über Heraklius' Vorgehen gegen die Juden.

²⁵ Vgl. ebenda S. 238 f., 266 f. über die ziemlich erfolglosen Zwangstaufunternehmungen der Westgotenkönige, wobei vielleicht auf deren Kosten der Klerus etwas zu sehr entlastet wird, wenn auch von halberzigem Widerspruch Isidors von Sevilla gegen die Zwangsmaßnahmen zu berichten ist.

²⁶ Überblicksweise resümiert zuletzt von Poliakov, a. a. O., S. 272 ff. und 293 ff., wobei auch die wiederholten Nachprüfungen und Ablehnungen der Ritualmordanklage durch verschiedene Päpste zur Sprache kommen, wie Innozenz IV. (nicht: III., Poliakov, S. 77), Gregor X. (S. 78) und Kardinal Ganganelli (später Clemens XIII., S. 294).

²⁷ Poliakov, a. a. O., S. 52; vgl. Ernst L. Dietrich, Das Judentum im Zeitalter der Kreuzzüge, in: SAECULUM 3, 1 (1952), S. 97.

²⁸ Poliakov, a. a. O., S. 57 ff.; Dietrich, a. a. O., S. 94–131; etwas überakzentuiert Müller-Claudius, a. a. O., S. 32 ff.; dafür allzu gewicht-

los W. Neuss, in: Beiträge zur christlichen Betrachtung der Judenfrage (Hrsg. G. Luckner; Freiburg 1951, S. 23 f.); wohl abgewogen Wilhelm Maurer, Kirche und Synagoge; Stuttgart 1953; S. 28 ff. und Exkurs 6, S. 76 ff.

²⁹ Poliakov, a. a. O., S. 65; dagegen Bernhards v. C., Epistola 365.

³⁰ Dietrich, a. a. O., S. 108; so auch die übrigen Salier und Staufer samt ihrem Anhang im Klerus, — während das gregorianische Reformpapsttum und sein Anhang den Zwangsgetauften nur theoretisch die Rückkehr offen ließ (falls sie noch im Moment der Taufe Widerwillen dokumentiert hätten, was mit Selbstmord gleichbedeutend zu sein pflegte; Poliakov, a. a. O., S. 63, A. 1).

³¹ Gottfried Hasenkamp, Das Spiel vom Antichrist deutsch: Münster (Westf.) 1949; bes. S. 7 und S. 32–36; zur Straßburger ‚Synagoge‘, Oepke, a. a. O., S. 336, im Anschluß an Pinders ‚Kunst der deutschen Kaiserzeit‘.

³² Poliakov, a. a. O., S. 266 ff., bes. S. 269; für Spanien sei verwiesen auf die einschlägigen Partien des großen Werkes von Americo Castro, Espana en su historia, die deutsch im ‚Hochland‘ (44, 4; Juni 1952) unter der Überschrift erschienen sind: Ritterorden, Heiliger Krieg Duldsamkeit‘.

³³ a. a. O., S. 140; ebendies der Grund, warum jeder nachträglichen ‚Legitimation‘ der Judenmorde des ‚Dritten Reichs‘ unbedingt vorzubeugen ist.

³⁴ Poliakov, a. a. O., S. 90 ff.; Dietrich, S. 126 f.; auch Guido Kisch, Forschungen zur Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Deutschland während des Mittelalters, Stuttgart 1955, stellt (S. 61) einen Rückschlag in der Entwicklung des mittelalterlichen Judenschutzrechts im 13. Jhd. fest.

hohen Kaufleuten, Feinhandwerkern (ja z. T. Grundbesitzern) und Gelehrten (bes. Ärzten) immer mehr zu ‚Wuchern‘ und Trödlern degradiert, werden sie auf alle Weise — vom 13. Jahrhundert an auch durch die sie aussondernde Kleiderordnung — zu Parias hinabgedrückt, wird das ihnen ursprünglich oft auf eignen Wunsch und zum Selbstschutz zugewiesene ‚Ghetto‘ mehr und mehr zum Kerker. Die unerhört hohen Abgaben, die sie als ‚kaiserliche Kammerknechte‘ der Obrigkeit für ihr bloßes Dasein und für jederlei Form seiner Fristung zu entrichten haben, macht sie gleichsam zu ‚Blutegeln‘ am Volks-Körper: Um von den Fürsten ausgepreßt zu werden, haben sie sich vollzusaugen und den Haß dafür von den eigentlichen Blut-saugern abzulenken. Wie unsinnig es ist, diese auf dem Gebiet des Wirtschaftslebens in Erscheinung tretende Verhaßtheit der Juden auch primär wirtschaftlich begründet sein zu lassen, statt primär religiös, das mag einem Zitat aus der ersten Anfangszeit dieser Entwicklung entnommen werden, in der es auch unter den Christen noch klarblickende Beobachter gab, die nicht Ursache und Wirkung verwechselten, um das eigne Gewissen besser einschläfern zu können, wie es seitdem fast allgemein üblich wurde:

„Die wahren Ursachen der politisch-sozialen Problematik und ihre besondere Schwere wurde von der Generation nach dem ersten Kreuzzug am besten erkannt. Petrus Abaelardus (gest. 1142) legt in seinem ‚Dialog zwischen einem Philosophen, einem Juden und einem Christen‘ dem Juden die treffendsten Worte in den Mund. Man erkläre Gott für grausam, wenn man glaube, die Standhaftigkeit der Juden im Leiden könne ohne Lohn bleiben. Keine Nation hat je derartiges für Gott erlitten. Unter alle Nationen zerstreut, ohne König oder weltlichen Fürsten, werden die Juden mit schweren Steuern bedrückt, als ob sie jeden Tag von neuem ihr Leben loskaufen sollten. Die Juden zu mißhandeln hält man für ein Gott wohlgefälliges Werk. Denn eine solche Gefangenschaft, wie sie die Juden erleiden, können sich die Christen nur aus dem höchsten Haß Gottes erklären. Das Leben der Juden ist ihren grimmigsten Feinden anvertraut. Selbst im Schlaf werden sie von Schreckensträumen nicht verlassen. Außer im Himmel haben sie keinen sicheren Zufluchtsort. Wenn sie zum nächstgelegenen Ort reisen wollen, müssen sie mit hohen Geldsummen den Schutz der christlichen Fürsten erkaufen, die in Wahrheit ihren Tod wünschen, um ihren Nachlaß an sich zu reißen. Äcker und Weingärten können die Juden nicht haben, weil niemand da ist, der ihren Besitz garantiert. Also bleibt ihnen als Erwerb nur das Zinsgeschäft, und dieses macht sie wieder bei den Christen verhaßt³⁵.“ Und zwar dies in stets steigenden Ausmaßen. Dichtete noch um 1300 ein Geffroi de Paris nach der ersten Judentenaustreibung aus Frankreich durch den habgierigen Philipp den Schönen:

„Alles arme Volk drob weint:
Juden, die Geschäfte trieben.
Waren weit mehr noch die lieben.
Als die Christen jetzo seind...“³⁶, —

so konnte nach ihrer — teuer erkauften — Wiederzulassung, als sie 87 % Zins nehmen ‚durften‘, um entsprechend steuerfähig zu sein, von solcher Liebenswürdigkeit natürlich nichts mehr wahrgenommen werden³⁷. Überhaupt beginnt nun im Hoch- und Spätmittelalter unter der ‚christlichen‘ Folter das jüdische Antlitz sich

allmählich in der Richtung zu verzerren, in der seine Feiniger es sich schon längst vorgestellt haben³⁸. Jetzt erst tauchen ausgesprochen gehässige Ausdrücke im Hebräischen für alles auf, was dem Christen heilig ist³⁹. Erst für die im Zeichen des Kreuzes Verfolgten wird dieses Kreuz ebendarum zum Unheilszeichen, als das es noch viele unter den zeitgenössischen Bürgern Israels in ihrer osteuropäischen Kindheit haben erfahren müssen; ein Umstand, der verstehen helfen sollte, warum die grundsätzliche Toleranz des neuen Staates noch keineswegs Gemeingut der Gesellschaft seiner Bürger zu werden vermocht hat.

Während in Polen und Rußland die Massenmorde an Juden (Pogrome) überhaupt erst im 17. bis 20. Jahrhundert stattfinden und gerade in der Schlußphase am ausgeprägtesten jene ‚Blitzableiter‘-Rolle spielen, den Volkszorn von der Obrigkeit auf die ‚Fremdkörper‘-Minderheit und ihr Hab und Gut abzulenken, enden die großangelegten Massenvernichtungen und -austreibungen in Mittel- und Westeuropa mit dem 16. (vom Weiterwirken der spanischen Inquisition gegenüber den Zwangsgetauften im 17. einmal abgesehen), ohne daß die Ächtung der Verhaßten darum abgeschwächt würde, weder bei den Humanisten⁴⁰, noch — bekanntlich — bei Luther⁴¹. Diese Ächtung aber hat in breiten Kreisen die Aufklärung überdauert, wie es in der materialreichen Frühgeschichte des eigentlichen Antisemitismus von Eleonore Sterling zwingend nachgewiesen wurde⁴², so daß derselbe bei seiner Propaganda tatsächlich auf ein riesiges Reservoir unüberwundener ‚mittelalterlicher‘ Judenfeindschaft zurückgreifen konnte, die gleichsam mit der Muttermilch, mit Sprachgebrauch und Märchen (‚Der Jude im Dorn‘), mit Religionsunterricht und Predigt, eingesogen und aufgespeichert worden war^{42a}.

Während das anfangs — besonders bei den Kreuzfahrern⁴³ — dominierende Plünderungsmotiv im Laufe der Entwicklung allmählich zurücktrat (außer in Osteuropa), schob sich dabei vom 19. Jahrhundert an das

³⁸ Poliakov, a. a. O., S. 100 f., 172 ff.

³⁹ Dietrich, a. a. O., S. 127; vgl. Baer, a. a. O. S. 34 unten und 52 unten.

⁴⁰ Poliakov, a. a. O., S. 233 ff.; vgl. aber Maurer, a. a. O., S. 36 ff.

⁴¹ Poliakov, a. a. O., S. 235 ff.; ähnlich kritisch gegenüber Luther der Reformierte Herbert Hug, Das Volk Gottes (Zürich 1942), S. 81–147; mehr apologetisch Maurer, a. a. O., S. 39 ff. und Exkurs 9, S. 88 ff.; zwischen beiden Haltungen in der Mitte Ernst Wolf, Luther und die Juden, in: Rundbrief zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk im Geiste der beiden Testamente, 17/18 (1952), S. 18 ff.

⁴² Eleonore Sterling, Er ist wie du. Aus der Frühgeschichte des Antisemitismus in Deutschland (1815–1850), München 1956, einem Werke, das vor allem die unheimliche Verwandlung des die religiöse Entscheidung des Juden angreifenden Antijudaismus in den ihre Naturanlage (u. a. als vorgeblichen Quellpunkt ihrer Religion) abwertenden Antisemitismus aufweist.

^{42a} Was speziell der Religionsunterricht allzu häufig leistete, dafür finden sich beschämende Beispiele in der sorgfältigen Untersuchung von rund 2000 katechetischen Werken französischer Zunge, die 1952 als Sonderheft (VI, 3/4) der Pariser ‚Cahiers Sioniens‘ von deren Herausgeber Pater Paul Démann NDS unter dem Titel ‚La Catéchèse chrétienne et le peuple de la Bible‘ publiziert worden ist, und zwar für die jüngste Schicht des katechetischen Schrifttums einen deutlichen Fortschritt vermerken kann, für die große Masse des früheren und z. T. noch weiter mitgeschleppten aber weitestgehende Verständnislosigkeit und vereinzelt geradezu ‚kollektivhaßpropaganda‘ feststellt, etwa wenn es in einer ‚Dogmatik‘ für die Ausbildung von Religionslehrern über die Juden heißt: „... Die dem Gottessohn zugefügten Schmähungen sind auf sie zurückgefallen wie auch seine Qualen; Backenstreich für Backenstreich, Entblößung für Entblößung, Geißelung für Geißelung, Kreuz für Kreuz wurde ihren Kindern zuteil“ (S. 170, dazu Anmerkung 295), oder in einer Anleitung für Schulschwester zur Behandlung der Karfreitagseignisse: „Man spricht nicht von ‚bösen Soldaten‘ aber von ‚bösen Juden‘. In der ganzen Passionsgeschichte läßt man ‚die Soldaten‘ nur als solche handeln, die Befehle ausführen, welche man ihnen gibt.“ (S. 128; man vergleiche das gegenteilige Zeugnis der Evangelisten: Matth 27, 27 ff.; Mk 15, 16 ff.; Joh 19, 1 ff.) Näheres über diese Publikation im FREIBURGER RUNDBRIEF, 21/24 (1954), S. 24 ff. bzw. Herder-Korrespondenz VII, 7.

⁴³ Emicho vor Mainz (Dietrich, a. a. O. S. 112); Plünderung in Worms, S. 109.

³⁵ Zitiert nach Jizchak Fritz Baer, Galut (Berlin 1936), S. 32 f., aus Abaelards Dialogus inter philosophum Iudaeum et Christianum (MPI 178, 1609 ff.).

³⁶ Poliakov, a. a. O., S. 98; vgl. auch Müller-Claudius, a. a. O., S. 67 ff.

³⁷ Poliakov, a. a. O., S. 132; vgl. Cecil Roth, Geschichte der Juden von den Anfängen bis zum neuen Staate Israel; Stuttgart 1954, S. 249, 272

Zersetzungsmotiv (2a) in den Vordergrund: Die Juden waren die Leute, die den Heiland gekreuzigt hatten — und dem christlichen Volke seinen Glauben zu rauben suchten. Daß die Aufklärung sie aus dem Ghetto geholt und sich religiös in mancher Hinsicht jüdischen Konzeptionen genähert hatte, wurde — wiederum unter Verwechslung von Ursache und Wirkung — vielfach als Inszeniertsein der Aufklärung von jüdischer Seite interpretiert — und so die Voraussetzung dafür geschaffen, daß die Anklagen gegen eine geheime jüdische Weltverschwörung, den ‚christlichen Völkern‘ ihre heiligsten Güter zu rauben, um sie zu versklaven, offene Ohren fanden: ‚Heiden‘-christlicher Judenhaß hat so der offen anti-christlichen Juden- und Christenverfolgung den Weg gebahnt.

IV. Der postchristliche Massen- und Literaten-Antisemitismus

Antisemitismus im engeren Sinne des Wortes ist jene Feindschaft gegen Menschen jüdischen Stammes, welche ihnen nicht eines jüdischen Religionsbekenntnisses, sondern einfach ihrer Herkunft halber, ihrer angeblichen ‚Rasse‘-Eigenschaften wegen, zuteil wird und nach rund hundertjähriger Inkubationsfrist im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts breitere Massen in Deutschland, Österreich und Frankreich zu verseuchen, im 20. sogar zeitweise die Polizeigewalt im größten Teil Europas an sich zu reißen und mehr als sechs Millionen Männer und Frauen, Kinder und Greise umzubringen vermocht hat. In seinem Wesen ist dieser ‚Antisemitismus‘ genau so gut wie gegen die Juden natürlich auch gegen die Christen gerichtet, die ja nach einem bekannten Wort Pius' XI. „geistlich Semiten sind“⁴⁴, und ist darum von der römischen Kurie wiederholt verurteilt worden, explizit⁴⁵ und implizit⁴⁶.

Trotzdem sind Vorformen des Antisemitismus auch schon innerhalb der Christenheit überall da aufgetreten, wo sie selbst durch Zwangstaußnahmen eine Menschengruppe ins Leben rief, deren Angehörige Juden waren, ohne formell der Synagogengemeinschaft anzugehören⁴⁷.

Genau dasselbe wiederholte sich vom Beginn des 19. Jahrhunderts an, seit die Taufe ein ‚Entréebillet zur europäischen Kultur‘ geworden war, wie es Heine ausdrückte, — welcher gelegentlich noch deutlicher erklärte, daß er sich nie hätte taufen lassen, wenn „das Gesetz das Stehlen silberner Löffel erlaubte“, d. h. wenn er seinen Lebensunterhalt auch als Ungetaufter verdienen zu können gemeint hätte⁴⁸.

So erzeugte der Anachronismus des ‚christlichen Staats‘ den scheinbaren Selbstwiderspruch des ‚getauften Juden‘, und dieser ‚getaufte Jude‘ half den Antisemitis-

mus provozieren, der noch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts gern ein christliches Mäntelchen trug, bei Hofprediger Stoecker in Deutschland⁴⁹, bei Oberbürgermeister Lueger mit seiner Christlich-sozialen Partei in Wien⁵⁰ und Edouard Drumont samt den Anti-Dreyfusards in Frankreich⁵¹.

Bald aber begannen radikalere Nachfolger dieser halbherzigen Vorläufer deren christliche Selbsttäuschung fallen zu lassen oder höchstens noch zur bewußten Tarnung für Zurückgebliebene zu verwenden⁵². Hier aber, beim eigentlichen, ‚weltanschaulichen‘ Antisemitismus, taucht nun erst recht die Frage auf, ob er wirklich von aller früheren, sich für christlich haltenden Judenfeindschaft so ganz wesensverschieden sei, wie es Hannah Arendt behauptet⁵³.

Hitlers einziger Ausspruch (zu Rauschning): „... das Gewissen, diese jüdische Erfindung...“, zeigt aber u. E. schon zur Genüge, daß gerade der konsequenteste Antisemit die Juden letztlich um ihrer Religion willen ausrotten wollte. Nicht abgelöst also wird der spätmittelalterliche Judenhaß durch den Antisemitismus, sondern vollendet und damit zugleich entlarvt. Es wird deutlich, daß man schon fast tausend Jahre hindurch uneingestandenermaßen die vertilgt zu sein wünschte, deren bloße Existenz dokumentierte, daß noch nicht alles so war, wie es sein sollte, die Welterlösung noch nicht abgeschlossen ist, Geheiß und Verheißung vom Sinai noch immer als unüberhörbare Forderung vor den Völkern stehn⁵⁴. Ebendarum gibt es ‚Antisemitismus‘ ja immer erst da, wo diese Forderung zugleich gehört und — mit wachsender Bewußtheit — abgelehnt wird: Bei den vormakkabäischen Assimilanten, der missionsausgesetzten spätantiken Intelligenz und Großstadtbevölkerung⁵⁵, den auf den Irrweg gewalttätiger statt leidender Erringung des Gottesreiches geratenden Kreuzfahrern und eben jenen modernen

⁴⁹ Vgl. Maurer, a. a. O., S. 62 ff. und Exkurs 14, S. 122 ff.

⁵⁰ Vgl. Maurer, a. a. O., S. 124, über den fragwürdigen katholischen Antisemitismus August Rohling, aber auch Friedrich Funder, Vom Gestern ins Heute, Wien 1952, bes. S. 138 ff. über das Eingreifen der Kurie gegen den Antisemitismus der christlich-sozialen Partei Österreichs.

⁵¹ Vgl. Arendt, a. a. O., S. 152 ff., über die Dreyfus-Affäre und Malcolm Hay, The foot of pride, Boston 1950, über Drumont; knapp auch S. M. Dubnow, Neueste Geschichte des jüdischen Volkes, Band III (Berlin 1923), S. 237 ff.; daß Léon Bloy dem Antisemitismus Drumonts von vornherein dezidiert widerstand, sollte davor bewahren, die hier wie überall bei ihm exzessiven Formulierungen seines ‚Salut par les juifs‘ (deutsch, in: ‚Das Heil und die Armut‘, Heidelberg 1953) als ‚antisemitisch‘ mißzuverstehen, obwohl sie nicht dem Haß, sondern grollender Liebe entstammen; s. u. A. 54.

⁵² Am besten knapp resümiert in W. Gurian, Antisemitism in modern Germany (in den Essays on Antisemitism, S. 218–265; vgl. A. 8); ausführlicher, aber mit irriger Rückführung des politischen Antisemitismus auf Bismarck, in Paul Massing, Rehearsal for Destruction, New York 1949; in gleicher Richtung irreführend: James Parkes, Antisemitism, ein Feind des Volkes, Nürnberg 1948.

⁵³ s. o. S. 7.

⁵⁴ „Das Heil der Völker war durch ihre Bosheit im übertragenen wie im eigentlichen Sinne teuflisch suspendiert“, schreibt (a. a. O., S. 349) Léon Bloy zur Begründung der Judenfeindschaft unter diesen ‚christlichen‘ Völkern; eine Meinung, welche in deren Mitte auch noch heute weit verbreitet ist. Man folgert hier aus der neuteamentlich verheißenen Wiederkehr des triumphierenden Jesus Christus im Moment der Umkehr seines Volkes zu ihm: Also hält der Juden Nichtbekehrung die Vollendung unsres Heiles („teuflisch“) auf. Die neuteamentliche (speziell, aber nicht nur, paulinische) Lehre hingegen besagt: Um die Gnadenstunde, während welcher alle Völker noch zum Heile gelangen können, auszudehnen, ist von Gott aus „Verstockung zu einem Teile dem Israel geworden“ (Röm 11, 25), so daß der Heidenapostel den Römern geradezu über die Juden sagen kann: „Im Hinblick auf die Evangeliumsverkündigung zwar sind sie Feinde“ (objektive Widersacher Gottes; vgl. Röm 5, 10; 8, 7) „um euren Willen“ (11, 28; vgl. 11, 2 und 2. Petri 3, 9!); wie er ihnen denn auch ausdrücklich den guten Willen, den — wenn auch unerleuchteten — subjektiven „Eifer für Gott“ bezeugt (10, 2); erst die Verschleierung der Synagoge hat der Kirche, soweit sie aus den Heiden stammt, neuteamentlich gesehen, jene Gnadenfrist verschafft, in der sie zum Vollmaß der Altersfülle des Christus heranreifen soll, wie es im Epheserbrief (4, 13) heißt.

⁵⁵ Vgl. Apg. 16, 20 f. in Philippi und 19, 23 ff. in Ephesus (bes. 19, 26 f., 34).

⁴⁴ Ansprache vom 6. 9. 1938 an belgische Pilger laut Documentation catholique 1938, col. 1460; zitiert bei Journet, a. a. O., S. 122 und ausführlicher bei John M. Osterreicher, Racisme — Antisémisme — Antichristianisme (2. Aufl. New York 1943), S. 104 ff.

⁴⁵ Vgl. Journet, a. a. O., S. 121 f. (nach Doc. cath. 1928, col. 1077) und Osterreicher, a. a. O., S. 108, sowie auch die von Osterreicher schon Februar 1937 in seiner Zeitschrift ‚Die Erfüllung‘ (II, 5/6, S. 73 ff.) veröffentlichte Denkschrift: ‚Die Kirche und die Judenfrage‘ mit den Unterschriften prominenter katholischer Persönlichkeiten, wie J. Maritain und P. Franziskus Stratmann OP. (Englisch: The Church and the Jews, ed. Feige, N. Y. 1937).

⁴⁶ In Gestalt des Verdicts der römischen Studienkongregation vom 13. 4. 1938 über den ‚Rassismus‘, zitiert bei Osterreicher, a. a. O., S. 57 f.

⁴⁷ Baer, a. a. O., S. 47 ff.; hierher gehört auch der sog. ‚Arierparagraf‘ in den Satzungen der Gesellschaft Jesu, deren zweiter Ordensgeneral Jakob Laynez (1512–1565) jüdischer Herkunft und in der auch sonst das Marannentum so aktiv war, daß seit dem Ende des 16. Jahrhunderts die Zulassung zum Orden von ‚althristlicher‘ Herkunft abhängig gemacht ward (1592/93 unter General Aquaviva, laut L. Koch, Jesuitenlexikon, Paderborn 1934).

⁴⁸ Arendt, a. a. O., S. 112 f.; das Nähere bietet Max Brod, Heinrich Heine, Amsterdam 1935, der Heine grade als Juden erst wirklich verstehen lehrt.

Massen samt ihren Wortführern, die sich durch keine ‚jüdische‘ — oder christliche — Kritik in ihren jeweiligen Götzendiensten gestört fühlen möchten.

Es braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden, daß wir mit diesem Hinweis auf die Erstursache aller Judenfeindschaft die Existenz mannigfacher Zweitursachen nicht zu leugnen gesonnen sind, wenn sie auch nicht hier behandelt werden können. Nur ein Punkt muß noch ausdrücklich erwähnt werden, um so mehr, als er auch bei Hannah Arendt eine große Rolle spielt: Die Bedeutung des (geschichtlich gesehen kaum vermeidbaren) Selbstmißverständnisses vieler moderner Juden als Angehörige eines ‚von Natur‘ auserwählten Volkes, einer Art Edel-Rasse, der Erfinder des reinen Gottesbegriffs und dergleichen; kurz die Verwandlung des unbeweisbaren (und unwiderlegbaren) Glaubens an das Theologumenon einer einzigartigen Erwählung des Volkes durch den verborgenen Gott in ein vermeintlich erfahrungserwiesenes Wissen um eine einzigartige anthropologische Qualität, die dann von den meisten Juden mit ausgesprochen positivem, von den Antisemiten mit noch viel ausgesprochener negativem Vorzeichen versehen wurde. Es ist gewiß schwer zu bestreiten, „daß das jüdische Selbstbewußtsein gerade des assimilierten Judentums, das seinen Glauben an den Gott Israels, der auserwählt und verwirft, verloren hatte, ohne darum den Auserwähltheitsanspruch aufzugeben, in auffallender Weise dem völkischen Nationalismus gleich, der sich auf psychologische und physische Eigenschaften des eigenen Stammes und nicht auf geschichtlich tradierte und erinnerte Leistung berief“⁵⁶.

Es ist auch sicher richtig, daß Äußerungen und Auswirkungen solchen kollektiven Selbstbewußtseins von ‚assimilierten‘, ja z. T. getauften Juden⁵⁷ den Antisemiten als Vorwand und Modell eigener Selbstkonstitution zur internationalen ‚Herrenrasse‘ hochwillkommen waren (und reinen Fälschungen wie den ‚Protokollen der Weisen von Zion‘ die nötige Glaubwürdigkeit bei solchen, die getäuscht werden wollten, vermitteln halfen). Bei alledem aber bleibt ein wesentlich religiöses Phänomen ein religiöses auch noch in seinen säkularisierten Verzerrungen und Karikaturen. Als solch ein ‚religiöses Phänomen mit umgekehrten Vorzeichen‘, als anti-religiöses, muß nach allem letztlich gerade die Judenfeindschaft und vollends in ihrer jüngsten Form eines ‚weltanschaulichen Antisemitismus‘ begriffen werden. Dann wird auch klar, daß ihre ‚rassistische‘ Motivation bloß eine zeitgemäß naturalistische Pseudorationalisierung darstellt, daß sie unvergleichlich we-

niger mit den Spannungen zwischen Weißen und Farbigen zu tun hat als mit denen zwischen religiösen Mehrheits- und Minderheitsgruppen (‚Sekten‘) und ganz besonders zwischen Laienbevölkerung und aus ihr herausgesondertem Klerus. Dem ‚Antisemitismus — Antiklerikalismus‘ zutiefst wesensverwandt zu erweisen, scheint uns daher noch immer als eins der besten Mittel, jenen zu überwinden. (Ein Beitrag dieser Art in Gestalt eines Kurzvortrages am Bayrischen Rundfunk erschien im FR 8/9, S. 12 ff.)

Wofern nun hier wirklich das Richtige gesehn und dem vielschichtigen Phänomen auf den Grund gekommen ist, dürfte klar sein, daß die bloße Widerlegung von Oberflächen-Anklagen gegen die Juden bei der Bekämpfung des Antisemitismus in keiner Weise genügt, ja sogar eine sehr zweischneidige Waffe werden kann, wo sie — wie ja auch manche Apologie für den Klerus — von den Angesprochenen als ‚aufdringliche Propaganda‘ empfunden und abgelehnt wird⁵⁸. Zu analysieren dagegen, daß die bloße Tatsache der jüdischen Sonderexistenz unter den Völkern jene Motivationen auslöst, die ja nun sämtlich im modernen Antisemitismus auf die Spitze getrieben sind, kann gar nicht anders als komplexlösend wirken.

Speziell die Christenheit aber ist es sich schuldig, jeden Schatten eines Vorwands zu beseitigen, den ihre religiöse Unterweisung antisemitischer Mordgier gewähren könnte. In der Konsequenz dieser Einsicht entstanden 1947 die sogenannten Seelisberger Thesen, die wir anhangsweise in jener Schwalbacher Fassung bringen. In der sie am 29. 7. 1950 die kirchliche Druckerlaubnis des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg i. Br. erhalten haben, so daß wahrlich keine ‚höhere Weisung‘, sondern nur herzensträge Gewohnheit ihrem Durchdringen bis in die letzte Karfreitagspredigt und Katechismus-Stunde im Wege steht⁵⁹.

Darüber hinaus noch stellt sich sogar die Frage, ob die Solidarität des Verfolgtseins von Juden und Christen Gemeinsamkeiten zwischen beiden entdecken half, kraft deren sie einander so nahegekommen wären wie noch niemals in ihrer Geschichte. Vielleicht wäre dann auch der moderne Massen-Mordantisemitismus zuletzt wirksam geworden als

„... ein Teil von jener Kraft,

die stets das Böse will und stets das Gute schafft“⁶⁰.

⁵⁸ Laut Tests des Frankfurter Instituts für Sozialforschung

⁵⁹ RUNDBRIEF 8/9, S. 9 ff.

⁶⁰ Vgl. im FREIBURGER RUNDBRIEF 29/32, S. 3 ff. unsern Beitrag Der Weg zur christlich-jüdischen Wiederbegegnung in der Mitte des 20. Jahrhunderts sowie die Angaben über S. Freuds und M. Samuels verwandte Theorien in Hans Ornstein, Der antijüdische Komplex, Zürich 1949, S. 11

⁵⁶ H. Arendt, a. a. O., S. 388 f.

⁵⁷ etwa Disraeli; ebenda, S. 118 ff.

4. Zwei christliche Würdigungen der Synagoge aus dem deutschen Mittelalter

In dem Beitrag über den religiösen Aspekt des Antisemitismus mußte von der Verzerrung des Jüdischen im hohen und späten Mittelalter gesprochen werden. In der bildenden Kunst wie auch in der Dichtung hat es aber auch ehrfurchtsvolle Gestaltungen der Synagoge gegeben: das Tegernseer Antichristspiel ist eines der bedeutendsten literarischen Zeugnisse hierfür, woraus wir den Gesang wiedergeben, der dort der Synagoge in den Mund gelegt ist (die am Ende den Martyrertod durch den Antichrist erleidet). Die Gestalt der Synagoge am Straßburger Münster bietet dazu das Gegenstück in der bildenden Kunst, wie es von dem

frühverstorbenen Ernst *Stadtler* in dem zweiten unten stehenden Gedicht erkannt worden ist.

a) DIE SYNAGOGE

singt:

Unser Heil, o Herr, es ist in Dir.
Nicht auf einen Menschen hoffen wir.
Daß in Christi Namen hoffet ihr,
Irrtum ist, uns zu betören.

Wunderlich, daß unterlag dem Tod.
Der Leben den anderen darbot.
Wie kann uns, der sich aus Todesnot
Nicht retten konnte, erhören?

Diesen nicht, doch den Emanuel.
Gott, sollst du anbeten, Israel.
Jesus und die Götzen von Ismael
Ich heiße dich abschwören.

Mit diesen Worten besteigt sie ihren Thron.

(Aus: Gottfried Hasenkamp, Das Spiel vom Antichrist, deutsch
[Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster / Westfalen
1949].)

b) GRATIA DIVINAE
PIETATIS ADESTO SAVINAE
DE PETRA DURA
PERQUAM SUM FACTA FIGURA.

(Alte Inschrift am Straßburger Münster)

Zuletzt, da alles Werk verrichtet, meinen Gott zu
loben,
Hat meine Hand die beiden Frauenbilder aus dem
Stein gehoben.
Die eine aufgerichtet, frei und unerschrocken —
Ihr Blick ist Sieg, ihr Schreiten glänzt Frohlocken.
Zu zeigen, wie sie freudig über allem Erdenmühsal
throne,
Gab ich ihr Kelch und Kreuzesfahne und die Krone.

Aber meine Seele, Schönheit fernher Kindertage und
mein tief verstecktes Leben
Hab ich der Besiegten, der Verstoßenen gegeben.
Und was ich in mir trug an Stille, sanfter Trauer und
demütigem Verlangen
Hab ich schnüchig über ihren Kinderleib gegangen:
Die schlanken Hüften ausgebuchtet, die dei lockre
Gürtel hält,
Die Hügel ihrer Brüste zärtlich aus dem Linnen
ausgewellt,
Ließ ihre Haare über Schultern hin wie einen blonden
Regen fließen.
Liebkoste ihre Hände, die das alte Buch und den
zerknickten Schaft umschließen.
Gab ihren schlaffen Armen die gebeugte Schwermut
gelber Weizenfelder, die in Julisonne schwellen.
Dem Wandeln ihrer Füße die Musik von Orgeln,
die an Sonntagen aus Kirchentüren quellen.
Die süßen Augen mußten eine Binde tragen,
Daß rührender durch dünne Seide wehe ihre
Wimpern Schlagen.
Und Lieblichkeit der Glieder, die ihr weiches Hemd
erfüllt,
Hab ich mit Demut ganz und gar umhüllt.
Daß wunderbar in Gottes Brudernähe
Von Niedrigkeit umglänzt ihr reines Bildnis stehe.

Ernst Stadler

(Aus: „Deutsche Lyrik“, Vom Mittelalter bis zur Gegenwart,
ausgewählt und herausgegeben von Walter Urbanek, Ull-
stein-Bücherei, Nr. 93, Berlin 1956, S. 166.)

5. Das Fürbitten für die Juden in der neuen Karwochen-Liturgie

Von P. Paul Démann, NDS

Aus den „Cahiers Sioniens“ ([IX/4, Paris 1950] S. 337 bis
341) bringen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers
den daraus übersetzten Text.

Zwei besondere Punkte in den feierlichen Fürbitten für
die Juden am Karfreitag haben seit langem die Auf-
merksamkeit auf sich gelenkt und zu Untersuchungen
und Diskussionen Anlaß gegeben¹: Die Ausdrücke,
„perfidī“ und „perfidia“ und das Unterlassen der Knie-
beuge oder genauer des stillen Gebetes auf den Knien,
das der Karfreitagsbrauch bei den anderen feierlichen
Fürbitten vorschreibt, zu denen das Gebet für die Ju-
den gehört.

In den verschiedenen Schriften, die sich in diesen letz-
ten Jahren mit diesen beiden Besonderheiten befaßt
haben, wurde mehrere Male der Wunsch laut, daß im
Rahmen der in Vorbereitung stehenden liturgischen
Reformen der Text und der Ritus dahingehend ver-
ändert würden, daß jeglicher mißfällige, ja sogar ver-
letzende Charakter und alles, was die Gesinnung der
Gläubigen in einem falschen Sinne beeinflussen könnte,
von diesem Gebet entfernt werde. Wir haben früher
einmal Gelegenheit gehabt, diesen Wünschen und den
in dieser Hinsicht auf Erklärungen hochqualifizierter

Persönlichkeiten ruhenden Hoffnungen Widerhall zu
geben². Nach der Veröffentlichung unserer Notiz, aber
noch vor der Bekanntmachung des Erlasses, der diesen
Wünschen teilweise entgegengekommen ist, hat Pater
Bugnini, der Direktor der „Ephemerides Liturgicae“
in Rom eine Studie erscheinen lassen, die diese Deside-
rata besonders deutlich formulierte und ihnen die Un-
terstützung seiner Autorität und seiner Kompetenz ent-
gegenbrachte³. Es liegt uns daran, größere Auszüge aus
den Schlußfolgerungen dieses Artikels wiederzugeben:
2. So, wie sie gegenwärtig lautet, hat die Aufforderung
zum Gebet in der „oratio pro Judaeis“ keinen Sinn
mehr. Die „monitio“ zu Beginn macht die Seele zum
Gebet geneigt, sie ist nicht selbst das Gebet. Die prie-
sterliche „oratio“ sammelt die gemeinsamen Wünsche,
die jeder in seinem individuellen Gebet formuliert.
Folglich fehlt heute das wirkliche Gebet der ganzen
Gemeinde für diese Personenkategorie.

3. Die Formel und der Ritus brauchen also eine Revi-
sion und eine Wiederherstellung ihrer Urform, die sie
im goldenen Zeitalter der reinsten römischen Liturgie
gehabt hatten. Die Kirche selbst ist einem solchen
Wunsche gewogen. Der neue Ordo Sabbati Sancti hat
dem Gebet der christlichen Gemeinde seinen ursprüng-
lichen Glanz und seine Reinheit wiedergegeben, indem
sie es vom Formalismus befreit und es der Wahrheit
gemäß wiederhergestellt hat.

In der neuen Übersetzung der Psalmen, die im Auftrag
unseres Heiligen Vaters, Papst Pius XII., nach dem Ur-
text vom Päpstlichen Bibel-Institut durchgeführt wor-
den ist, weil sie zum liturgischen Gebrauch bestimmt

¹ Wir brauchen hier die Liste der wichtigsten Publikationen zu dieser
Frage nicht zu wiederholen. Man wird sie leicht in jeder der erwähn-
ten Untersuchungen finden. Zwei neuere Veröffentlichungen verdienen
jedoch, daß auf sie hingewiesen wird: A. Bugnini, C. M., „Una parti-
colarità del Messale da Rivedere: la preghiera „pro Judaeis“ al Ve-
nerdi santo“, in „Miscellanea Mons. Giulio Belvederi“, Rom, 1955,
SS. 117—132, Gerhard Romer, „Die Liturgie des Karfreitags“ in „Zeit-
schrift für katholische Theologie“ 1955 Nr. 1, SS. 39—93. — In Nr. 1
von 1954, SS. 65—67 unserer „Cahiers Sioniens“ haben wir letztmalig
eine Notiz veröffentlicht: „A propos de la prière „pro perfidis Judaeis““
Im „Mémorial Renée Bloch“, das wir bald herauszugeben hoffen, wird
man eine wichtige „Note sur la prière „oremus et pro perfidis Judaeis““
von Jules Isaac finden

² Vgl. „A propos de la prière „pro perfidis Judaeis““ S. 66.

³ Una particolarità . . . vgl. oben, Anmerkung 1

war, haben die Übersetzer darauf geachtet, jeden lateinischen Ausdruck zu vermeiden, der in den neueren Sprachen zu einem Widersinn oder einem Mißverständnis hätte führen können.

Schließlich hat die heilige Kongregation der Riten auf die Frage nach dem genauen Sinn der Ausdrücke „perfidia Judaei“, „perfidia iudaica“ am 10. Juli 1948 geantwortet, daß „in den Übersetzungen in neuere Sprachen Ausdrücke mit der Bedeutung ‚Unglaube, ungläubig in Glaubensdingen‘ annehmbar seien“.

Folglich kann man wohl mit Recht wünschen, daß bei der Revision der Riten vom Karfreitag

1. wie bei den anderen „precationes“ das schweigende Gebet auf den Knien auch bei dem Gebet „pro Judaeis“ wieder eingesetzt werde: „monitio“, Oremus, Flectamus genua (schweigendes Gebet), Levate, Omnipotens;

2. daß man bei der Aufforderung sagt: „Oremus pro incredulis Judaeis“, und im Gebet: „Omnipotens semipiternus Deus, qui etiam iudaicam incredulitatem... Amen“.

Gegenwärtig ist das erst der beiden Desiderata befriedigt. Der Erlaß „Maxima redemptionis nostrae mysteria“ der heiligen Kongregation der Riten vom 16. November 1955 hat die liturgische Ordnung der Gottesdienste in der Karwoche reformiert und im Rahmen dieser Reform auch den Brauch, der beim Gebet für die Juden die Unterlassung der Kniebeuge anordnete.

Da, wo bisher zwischen der Aufforderung und dem Gebet die Vorschrift stand: „Non respondetur Amen, nec dicitur Oremus, aut Flectamus genua, aut Levate, sed statim dicitur...“, lesen wir heute: „Ante Orationem pro conversione Iudaeorum, dicitur sicut pro aliis orationibus: Oremus. Flectamus genua. Levate.“

So ist nun aus dem römischen Missale eine alte liturgische Besonderheit verschwunden, deren Erklärung oft diskutiert worden ist⁵, aber deren sekundärer — ohne Zweifel wurde sie in der karolingischen Zeit eingeführt — und diskriminierender Charakter, wie auch die Spitze gegen die Juden, von allen Autoren erkannt worden ist, die an diese Untersuchung herangegangen sind. Mehrere Autoren sind sich ebenfalls darüber klar geworden, daß entgegen dem ersten Eindruck, bei dem andere stehengeblieben sind, die Auslassung der Kniebeuge einen schwerer wiegenden Charakter hatte als die Ausdrücke „perfidia“ und „perfidia“, und zwar ebenso sehr durch seine Bedeutung als auch durch seine psychologischen Wirkungen. Es scheint also, daß, obwohl es sich um ein winziges Detail handelt, die Sache eine Tragweite hat, die nicht gering zu schätzen ist. Übrigens haben alle Kommentatoren des Erlasses diese Einzelheit hervorgehoben. Wenn sie sich im allgemeinen nicht dabei aufgehalten haben, dann einerseits, weil die Materie, die der Erlaß behandelte, sehr weitläufig war und weil andererseits der sekundäre, unlogische und unangenehme Charakter dieses Brauches allen klar genug vor Augen stand.

Es wäre zu bemerken, daß diese Änderung, indem sie einer besonderen Sorge entgegenkommt, deren Bedeutung jedem klar sein muß, völlig dem Geist und den Grundsätzen dieser ganzen Reform entspricht. Diese strebt nämlich danach, den Riten des Ostertriduum ihre alte Form wiederzugeben, indem sie verschiedene spätere Kompliziertheiten aus ihnen entfernt; und vor allem, wie dies auch bei dem Erlaß zur Vereinfachung der Bräuche der Fall war, den „Kollekten“, den Gebeten, ihre Form und ihren Wert wiederzugeben, bei denen, wie bei den feierlichen Gebeten am Karfreitag, der Priester im Namen der Gemeinde

die Gebete „sammelt“, die jene zuerst in der Stille beigesteuert haben.

Wenn die gleiche besondere Vorsorge, die die Wiedereinrichtung der Kniebeuge veranlassen konnte, nicht bestimmt hat, im Rahmen dieser Reform die umstrittenen Ausdrücke „perfidia“ und „perfidia“ abzuändern, dann gewiß darum, weil es wohl kaum Gegenstand des Erlasses war, die Texte selbst einer Reform zu unterziehen, außer wenn die neuen Riten solche Veränderungen erforderten oder auch wenn es sich darum handelte, manchen offensichtlich deformierten Texten ihre alte Form wiederzugeben, was bei dem Gebet „pro perfidis Iudaeis“ nicht der Fall war.

Dies läßt natürlich die Möglichkeit für eine spätere Änderung dieses Gebetes offen, die gewiß gelegentlich einer allgemeineren Reform der liturgischen Bücher stattfinden könnte, deren Vorbereitung in Rom im Gange zu sein scheint. Pater Bugnini hat in seinem Kommentar, den er zu jenem Dekret, das die Gottesdienste der Karwoche reformiert, veröffentlicht hat, ebenfalls diesen Wunsch und diese Hoffnung wieder ausgedrückt:

In hac oratione duplex exstabat difficultas: communitas christiana ad invitationem celebrantis pro Iudaeis non genuflectabat: in textu exhortationis et orationis verba perfidi et perfidia male sonabant. Prima difficultas in textu soluta est, et genuflexio restituitur; altera vero non.

Verba perfidi et perfidia manserunt in textu. Perperam tamen. Historia et philologia contrarium absolute sentiunt (cf. ...). Accedit ratio convenientiae: Verba illa iuxta hodiernam evolutionem linguae habent sensum offensivum: Ecclesia, dum pro Iudaeis orat, illos acerbis verbis argueret ...⁶. Quia autem in instauratis ritibus et in progressiva instaurazione liturgiae tota materia etiam in minimis ordinata et revisa est et erit, atque ad diem producit quoad acquisitiones studiorum, non pauci maluissent et nostrum textum in sua concreta re et significatione corrigi, quod optamus ut aliquando fiat⁷.

Ohne die historischen und philologischen Gründe zu verkennen, die die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Formen rechtfertigen könnten, „wegen der hartnäckigen Mißverständnisse, welche diese in Frage stehenden Formulierungen verursacht haben und zu erhalten drohen“, können wir uns diesem Wunsch, den Pater Bugnini nach vielen anderen geäußert hat, nur anschließen. Aber wir täuschen uns nicht darüber hinweg, daß es keineswegs leicht sein wird, eine Formel zu finden, die nicht nur den Forderungen der Nächstenliebe entgegenkommt und jedes Mißverständnis ausschaltet, sondern die auch in gerechter und genauer Weise die Stellung des jüdischen Volkes in den Augen

⁶ Der Verfasser bezieht sich in den ausgelassenen Stellen wie in dem obengenannten Artikel, S. 338, auf das Beispiel des neuen Psalters und auf den Erlaß über die Übersetzung der in Frage kommenden Ausdrücke.

⁷ A. Bugnini, C. M. — C. Braga, C. M., „Ordo Hebdomadae Sanctae instauratus“, in: „Ephemerides Liturgicae“, Bd. LXX, Heft II—III, 1956, S. 175, Anm. 14. Übersetzt ins Deutsche: Bei dieser Fürbitte bestand eine doppelte Schwierigkeit: Die christliche Gemeinde pflegte auf die Einladung des Zelebrierenden (zur Fürbitte) für die Juden nicht die Knie zu beugen; im Text selbst hatten die Worte der Aufforderung und der Fürbitte perfidi und perfidia einen bösen Klang. — Die erste Schwierigkeit wird durch den Text (des Dekrets) beseitigt und die Kniebeugung wieder eingeführt; nicht aber die zweite — Die Worte perfidi und perfidia sind im Text stehengeblieben. Doch zu unrecht Geschichte und Philologie stehen ihnen völlig entgegen... Ein Konvenienzgrund tritt hinzu: Gemäß dem heutigen Stand der Sprachentwicklung haben jene Ausdrücke einen beleidigenden Sinn: Indem die Kirche für die Juden bittet, würde sie dieselben mit harten Worten anklagen... Da nun aber ebensowohl bei der Wiederherstellung der Riten wie bei der fortschreitenden liturgischen Reform überhaupt das ganze Gegenstandsgebiet bis in die letzten Einzelheiten neu geordnet und revidiert wurde und werden wird und zur Veröffentlichung gemäß den Ergebnissen der Wissenschaft gelangt, hätten nicht wenige vorgezogen, daß auch unser Text in seiner konkreten Sachaussage und Bedeutung korrigiert worden wäre; daß dies noch geschehn möge, können wir nur wünschen.

⁴ A a O., SS. 131—132

⁵ Die erwähnte Studie von Isaac (Anm. 1) wird diese Debatte merklich klären, indem sie eine irrtümliche, von den meisten Autoren angenommene Erklärung beseitigt.

der Kirche ausdrückt⁸. Denn nach einer sehr richtigen Bemerkung, die P. Thierry Maertens in seinem Kommentar zu der gegenwärtigen Reform anlässlich des Dekrets von 1948 über die Übersetzung „Ungläubige“ und „Unglauben“ macht, ist es wichtig, „diesen Unglauben der Juden, die immer noch das erwählte Volk sind“, nicht mehr mit demjenigen der Heiden auf den gleichen Fuß zu stellen¹⁰.

Dieselbe theologische Forderung, die einem oft zitierten Text des heiligen Thomas entspricht, hat den gleichen Verfasser zu einer Bemerkung und einem Wunsch veranlaßt, dessen Bedeutung unseren Lesern nicht entgehen wird:

„Man wird bemerken, daß die Gebete alle mit einem Titel versehen sind. Dieser ist im allgemeinen sehr gut gewählt; so hat zum Beispiel das Gebet ‚pro haereticis

⁸ Vgl. „A propos de la prière ‚pro perfidis Judaeis‘“, S. 67.

⁹ Die geschichtliche Wirklichkeit der Erwählung besteht eben wenigstens in dem Sinne, daß das jüdische Volk, einmal durch Gott zu einer in seinem Heilsplan noch nicht endgültig erfüllten Rolle berufen, nimmermehr einfach — aus heilsgeschichtlichem Standpunkt — den Heidenvölkern gleichgesetzt werden kann.

¹⁰ „La Semaine Sainte“, in: „Paroisse et Liturgie“, 1956, Nr. 2, S. 185.

et schismaticis“ den Titel: ‚pro unitate Ecclesiae‘, was sehr ökumenisch ist. Dagegen werden Juden und Heiden, die einen wie die anderen, zur ‚Bekehrung‘ aufgerufen (8. und 9. Titel).

Es wäre besser gewesen und hätte auch dem Gebet besser entsprochen, wenn man bei den Juden von Erleuchtung sprechen würde, denn von ihnen wird nicht eine Konversion im eigentlichen Sinne verlangt, sondern das Verständnis für die Verheißungen, die ihnen gegeben worden waren¹¹.

Mit der Wiederherstellung der Kniebeuge ist ein entscheidender Schritt getan worden zu einer besseren Formulierung der Fürbitte „pro Judaeis“ am Karfreitag. Wir können uns darüber freuen. Aber man sieht, daß historische Gelehrsamkeit, theologische Überlegung und menschliche Erfahrung gemeinsam daran arbeiten müssen, um eine vollständige Verbesserung dieses Details des Gebetes der Kirche herbeizuführen, das zwar geringfügig scheint, das aber doch eine so große Bedeutung hat, sowohl für die, die es aussprechen als auch für die, die es angeht.

¹¹ Ibid.

6. Der neue deutsche Katechismus

Von P. Paul Démann N. D. S.

Die Herausgabe eines Einheitskatechismus, der von allen Diözesen eines Landes von 65 Millionen Einwohnern (davon mehr als 25 Millionen Katholiken) angenommen worden ist, stellt ein Ereignis dar, dessen Bedeutung, wiewohl schwer zu ermessen, auf jeden Fall beträchtlich ist. Sie ist es vielleicht noch um so mehr, wenn man bedenkt, daß es sich dabei um Deutschland handelt, — sowohl in Anbetracht der jüngsten Geschichte dieses Landes, wie wegen der Regelmäßigkeit und Grundsätzlichkeit, mit welcher der in sehr langer gemeinschaftlicher¹ und methodischer² Arbeit innerhalb von mehr als zwanzig Jahren³ entstandene *Katholische Katechismus der Bistümer Deutschlands*⁴ verwendet wird⁵.

Wir haben uns hier nicht mit den pädagogischen Aspekten zu beschäftigen, auch nicht mit den lehrinhaltenlichen und seelsorgerischen Charakteristika dieses neuen Katechismus⁶; wir überlassen diese Aufgabe den spe-

ziellen katechetischen Zeitschriften. Unsere wenigen Bemerkungen haben kein anderes Ziel, als in diesem Katechismus auf die Bestandteile hinzuweisen, die etwa eine Auswirkung auf die Bedingungen haben können, unter denen in den kommenden Jahren Geist und Gemüt der deutschen Katholiken in ihrem Verhältnis zum Alten Testament⁷, zum Judentum und zu den Juden geformt werden. Über diesen Punkt wäre eine vergleichende Untersuchung einerseits zwischen diesem neuen Katechismus und dem vorherigen, andererseits zwischen diesem Katechismus und den entsprechenden offiziellen Katechismen anderer Länder, wie dem französischen Nationalkatechismus, nicht ohne Interesse. Sie wäre jedoch in Anbetracht des Unterschiedes in der Art und Struktur dieser verschiedenen Katechismen sehr umfassend, schon allein wegen der verschiedenartigen Verhältnisse, die im Religionsunterricht in den Ländern herrschen, für die Katechismen hergestellt worden sind⁸; auch liefe sie Gefahr, die Grenzen dieser kleinen Chronik zu überschreiten.

*

Welchen Anteil hat zunächst das biblische Element in diesem Katechismus? Auf den ersten Blick hin ist dieser Anteil beträchtlich, da alle Lektionen, abgesehen von einigen des Moralteiles — *Vom Leben nach den Geboten Gottes* — mit einer passenden Schriftstelle oder zumindest mit einer Zusammenfassung eines Bibeltextes beginnen. Außerdem findet man meistens

¹ Eine charakteristische Einzelheit: 1952, nach achtzehnjähriger Arbeit, wurde ein von den Verfassern als endgültig angesehener Text allen deutschen Bischöfen unterbreitet und deren Diözesankommissionen zur Überprüfung anvertraut. Das Ganze fand ihre Billigung, aber es wurden 12 000 Änderungen vorgeschlagen, welche die mit der endgültigen Abfassung beauftragte Kommission nun ihrerseits zu überprüfen hatte. — Wir entnehmen diese Einzelheit, mit einigen anderen, einem Artikel von P. J.-A. Jungmann, S. J., *Le nouveau catéchisme allemand*, in *Lumen Vitae*, vol. X, 1955, Nr. 4, S. 605–614. Man kann auf diesen Artikel zur Unterrichtung über alles, was die Entstehungsgeschichte dieses Katechismus angeht, zurückgreifen.

² Zwei Persönlichkeiten haben an dieser Arbeit ausschlaggebenden Anteil: Kl. Tilmann und Fr. Schreibmayr.

³ Es war im Jahre 1934, als der *Deutsche Katechetenverein* mit der Vorbereitung eines neuen Einheitskatechismus beauftragt wurde, der den im Jahre 1925 angenommenen ersetzen sollte. — Diese ungewöhnlich lange — durch den Krieg ohne Zweifel verlängerte — Abfassungsdauer vermag gewisse Mängel dieses sonst bemerkenswerten Katechismus zu erklären. Nachdem schon einmal die Fundamente der Arbeit gelegt und ihre Strukturformen entworfen waren, konnte es schwierig sein, dieses Buch durchweg der — natürlich beträchtlichen — zwanzig Jahre langen Entwicklung der Ideen und der Bedürfnisse anzupassen.

⁴ Bei Herder, Freiburg i. Br., 1955, 288 Seiten, DM 3 50.

⁵ Man vergesse nicht, daß in Deutschland der Religionsunterricht normalerweise in der Schule stattfindet. Der Einheitskatechismus wird beim Volksschulunterricht in den drei Klassen der Oberstufe, bei den 10- bis 13jährigen Kindern, verwendet.

⁶ Der Ausdruck „Katechismus“ ist selbstverständlich keineswegs aus Fragen und Antworten zusammengestellten Handbüchern vorbehalten. Der

mehr und mehr in der katechetischen Pädagogik vorherrschenden Tendenz entsprechend, setzt sich der *Katholische Katechismus* aus einer Reihe von Lektionen zusammen, deren jede eine für gewöhnlich durch einen Schrifttext eingeleitete Darstellung und verschiedene Ergänzungen umfaßt: Bibelzitate, Themen zum Nachdenken, praktische Anleitungen, Aufgaben, kurze Zusammenfassungen zum Auswendigbehalten, die auf eine oder zwei Fragen Antwort geben.

⁷ Die Frage muß hier gerade unter diesem Blickwinkel gestellt werden, scheint es.

⁸ Man könnte indessen eine Ausnahme machen für den ausgezeichneten *Catéchisme du diocèse de Strasbourg* (vgl. *La Catéchèse chrétienne et le peuple de la Bible*, Sondernummer der *Cahiers Sioniens*, 1952, S. 15 usw.), der mit Nutzen mit dem *Katholischen Katechismus* verglichen werden könnte. — Wir begnügen uns jedoch meistens damit, kurzzerhand auf das in der soeben zitierten Untersuchung zusammengetragene Vergleichsmaterial zu verweisen (dazu FR 21/24, S. 24 ff.).

unter den kleinen Zusätzen am Ende einer jeden Lektion unter der Überschrift *Wort Gottes* einige kurze Bibelzitate. Die Wahl der Texte, die zu einer ersten Einführung in die Lektion dienen, ist im allgemeinen glücklich getroffen, obwohl sie gelegentlich eher um theologische oder apologetische Beweisführung besorgt ist⁹ als um eine lebendige und biblisch fundierte Katechese¹⁰. Das Ausmaß der dem Alten Testament entnommenen Texte ist beschränkt: etwa 20 Texte auf 136 Lektionen, vor allem zu Anfang des Katechismus in den hervorragenden Lektionen, die der Erkenntnis Gottes und der Schöpfung gewidmet sind; einige andere finden sich in den Moralteil eingestreut. Wenn man bedenkt, was für Themen in einem Katechismus behandelt werden, hat dieses Verhältnis nichts Anormales. Die genannte Zahl zeigt nur, daß man auf diese Einführungstexte nicht allzusehr zählen darf, wenn man die Kinder zu einem etwas vertiefteren Kontakt mit der ganzen Bibel bringen will. Die relative Seltenheit der Texte aus dem Alten Testament bei den kurzen am Schluß der Lektion befindlichen Zitaten ist etwas weniger verständlich. Die Auswahl ist dort allerdings im allgemeinen recht mager¹¹ und nicht immer sehr bezeichnend. Im Gegensatz zu verschiedenen, in diesem Sinne versuchten Bemühungen in Frankreich scheint man bei dieser Auswahl nicht auf die Erziehung zum Gebet, sondern nur auf die Ausbildung in Lehre und Ethik gesehen zu haben. Der Anteil des Psalters, zum Beispiel, ist dabei schwach. Bezeichnende Einzelheit: in den drei dem Gebet gewidmeten Lektionen¹² ist, abgesehen von einem vereinzelt, eine halbe Zeile langen Zitat nicht die Rede von den Psalmen, die doch im ganzen Kirchengebet einen derartigen Platz einnehmen¹³. Die Tragweite dieser Bemerkungen hängt selbstverständlich von dem Platz ab, der neben den eigentlichen Katechismuslektionen dem Unterricht in der biblischen Geschichte und der Bibelkunde eingeräumt wird. Aber abgesehen davon, daß zu fürchten ist, dieser Platz sei oft beschränkt, sieht man schlecht die Wirksamkeit einer Bibelkunde ein, die *neben* den Unterricht in der Lehre gestellt wird, ohne daß dieser selbst in seiner Gesamtheit zuinnerst durch biblischen Saft gespeist wird.

Unter einem anderen Gesichtspunkt als dem der Verwendung von Bibeltexten scheint dieser Katechismus auf den ersten Blick noch einen gewissen biblischen Charakter zu haben: wesentliche biblische Begriffe wie *Reich Gottes*, *Bund*, *Gottesvolk* usw. werden laufend gebraucht. Trotzdem, wenn man näher hinsieht, macht man sich klar, daß diese biblischen Begriffe fast immer unmittelbar auf der Ebene des Neuen Testaments aufgegriffen werden und gleichsam von ihren Wurzeln im Alten Testament abgeschnitten sind. Ein, wenn auch separater, Unterricht in der biblischen Geschichte kann zwar zum Teil diese Lücke ausfüllen, indem er diesen schwankenden Begriffen festen Gehalt gibt. Aber diese von uns soeben aufgezeigte Tendenz ist allgemeinerer Art und bekundet sich unter verschiedenen Formen in diesem Katechismus. Wenn auch vereinzelte Texte aus dem Alten Testament hier und da verwendet werden, so kann man doch nicht sagen, daß das Neue Testament und die Kirche wirklich mit dem Alten Testament

und mit Israel verbunden werden. Hier und da werden Belehrungen einem Moment, einer Geste, einem Bild entnommen, die aus der Welt des Alten Testaments auftauchen, aber die christliche Wirklichkeit wird nicht in eine Geschichte eingebettet, innerhalb deren diese Vergangenheit lebendig bleiben würde. Es ist ungemein selten, daß eine solche Perspektive zum Vorschein kommt, wie es beispielsweise der Fall ist bei dem Abschnitt über das Exil zu Beginn der Lektion, die erläutert, wie Gott die Prüfungen, die eine Folge der Sünde sind, zum Heile dienen läßt¹⁴. Aber selbst hierbei dient der Text nur zur Illustrierung eines allgemeinen Gesetzes des göttlichen Wirkens, ohne daß ausdrücklich an die historische Kontinuität erinnert wird. Wenn man den Exodus vergegenwärtigt, geschieht dies ebenfalls, um durch ein einfaches Beispiel die göttliche Vorsehung zu illustrieren: „Wie Gott für die Israeliten auf ihrer Wanderung ins Gelobte Land gesorgt hat, so sorgt Gott für uns auf dem Weg ins himmlische Vaterland“¹⁵.

Das sind keine zufällig herausgegriffenen Beispiele. Sie zielen darauf ab, zu zeigen, daß trotz einer theologischen Orientierung, die *kerygmatisch* sein will, die Abwesenheit biblischer Perspektive zu einer individualistischen und moralisierenden Haltung fortzureißen droht¹⁶. Von einer anderen Seite her muß man vielleicht die bereits aufgezeigte apologetische Tendenz mit der Tatsache zusammenstellen, daß die, übrigens sehr seltene, Verwendung der prophetischen Aussprüche des Alten Testaments mit Vorzug unter dem — etwas engen — Gesichtswinkel der formalen *Weissagung* geschieht¹⁷. Die Sache ist besonders auffällig in den der Eucharistie gewidmeten Lektionen¹⁸, wo jede biblische Grundlage, jeder Hinweis auf den Exodus und das jüdische Paschafest vollständig fehlen und wo man nur zwei Anspielungen auf das Alte Testament findet: auf die von Malachias (1, 11) angekündigte reine Opfergabe — und auf das „Opfer“ Melchisedechs¹⁹.

Die einzige Anspielung, die man trotzdem zwar nicht in der eigentlichen Lektion, sondern als Aufgabenthema, auf das jüdische Paschamahl findet: „Vergleiche die Feier der heiligen Eucharistie mit dem Ostermahl des Alten Bundes“²⁰! — läßt, gerade durch die Ausdrucksweise, auf ein im wesentlichen apologetisches Anliegen schließen: man *vergleicht* nicht (vor allem nicht nach Abschluß der ganzen Darstellung), um das eucharistische Mysterium dank seiner biblischen Grundlagen besser zu verstehen, sondern um dessen Überlegenheit hervortreten zu lassen.

Was auf allgemeinere Art und Weise über die Verbindung von Neuem Bund und Altem bemerkt worden ist, gilt in ganz besonderem Maße für die Teile, die sich auf das Leben und das Werk Christi beziehen. Obwohl sie offenkundig eine konkrete Vorstellung von Christus und seiner Botschaft zu geben suchen, findet man in diesen Lektionen nichts, was an den jüdischen Ursprung Jesu oder Marias erinnert. Die davidische Herkunftslinie Jesu, die von den Evangelisten so sehr

¹⁴ Lektion 11, S. 22.

¹⁵ Lektion 7, S. 16.

¹⁶ Alles, was wir sagen, bezieht sich selbstverständlich auf den Katechismus, *so wie er ist*, als Werk einer achtungsgebietenden Anstrengung, aber auch vielfacher Kompromisse.

¹⁷ Vgl. vor allem die Lektion 21, S. 39–41.

¹⁸ Lektionen 75–79, S. 144–160.

¹⁹ S. 147. — Man kann sich wundern, daß man in einem Buch, das mit so viel Sorgfalt und unter Ausnutzung so vieler verschiedener Kompetenzen hergestellt wurde, unter der Rubrik *Wort Gottes* liest: „Ein Vorbild des eucharistischen Opfers war das Opfer des Melchisedech, der Brot und Wein opferte.“ Man findet zwar diesen Gedanken beim heiligen Ambrosius und noch nach ihm. Aber wenn Melchisedech, Gen 14, 18, Brot und Wein bringt, so geschieht das zweifellos für Abraham und seine Leute. Und Hebr 7 betrachtet Melchisedech — in Anlehnung an Ps 109, 4 — als ein Vorbild des Priestertums Jesu unter allen Blickwinkeln — außer dem des Opfers (und noch weniger des eucharistischen Opfers).

²⁰ S. 149.

⁹ Es gibt sogar Stellen in diesem Katechismus, wo das apologetische Anliegen den Vortritt vor der Pflege einer vertieften Glaubensbildung zu haben scheint.

¹⁰ P. Jungmann erkennt selbst diese Tendenz — a. a. O., S. 614 — und scheint sie den von gewissen, eher konservativ als *traditionsgetreu* zu nennenden, Kreisen verlangten Umarbeitungen zuzuschreiben.

¹¹ Besonders wenn man sie unter diesem Gesichtspunkt mit der relativen Reichhaltigkeit des kleinen *Catéchisme du diocèse de Strasbourg* (vgl. Anmerkung 8) vergleicht.

¹² Lektionen 70–72, S. 132–140; man könnte hier noch die Lektion 91, S. 195–197, über die Anbetung hinzufügen.

¹³ Man muß jedoch daran erinnern, daß bisher der biblische Aufschwung im deutschen Katholizismus weniger spürbar ist als beispielsweise in Frankreich.

hervorgehoben wird, um zu zeigen, daß er der erwartete *Messias* ist, wird mit Schweigen übergangen²¹. Die konkreten Bemerkungen, durch die die jüdische Umwelt heraufbeschworen wird, sind äußerst selten, und nichts erinnert an die Traditionen, in die sich Leben und Lehren des Meisters einfügten²². Davon kommt zweifellos der etwas abstrakte und entkörperlichte Charakter dieser Lektionen her²³. Dasselbe muß man von den christlichen religiösen Werten sagen. Ob es sich nun um den Glauben, um die Hoffnung²⁴, um die Liebe²⁵ handelt, oder um die Buße²⁶, um die Liturgie im allgemeinen²⁷ oder um das liturgische Jahr²⁸ — kein Wort, um die langen providentiellen Vorbereitungen zu vergegenwärtigen, von denen sie nicht zu trennen sind. Man zieht das Alte Testament nur heran, um die eine oder andere Moralvorschrift zu illustrieren²⁹. Dieselbe Feststellung gilt auch für die Kirche. Gewiß, sie wird oft *Gottesvolk* genannt, aber außerhalb dieses Begriffes verbindet sie fast nichts mit dem Gottesvolk des Alten Testaments. Die Zeilen, die den der Gründung der Kirche gewidmeten Abschnitt einleiten³⁰, sind charakteristisch in dieser Hinsicht:

„Im ewigen Gottesreich sollen die Menschen aus allen Völkern und aus allen Zeiten bei Gott versammelt sein. Gott wird für immer ihr König sein, und sie werden sein Volk sein. Um sich dieses Volk schon auf Erden zu schaffen, hat Gott durch seinen Sohn Jesus Christus die Kirche gegründet“³¹.

Man sieht, wie Seite an Seite mit der ständigen Verwendung biblischer Motive Israel völlig aus dem Gesichtskreis eines solchen Textes ausgeschieden ist: Jesus erscheint und versammelt diejenigen um sich, die an ihn glauben, um einen neuen Bund, ein neues Gottesvolk zu bilden³². Das ist wie ein absoluter Anfang, ohne alle Kontinuität mit dem Vorausgegangenen. Das Gottesvolk nimmt mit der Kirche seinen Anfang³³.

²¹ Lektion 21, 27, 28.

²² Das beschränkt sich auf einige Anspielungen auf die Propheten, die das Reich Gottes ankündigten, auf die Frommen, die es erwarteten, auf die Schriftgelehrten und Pharisäer, die davon redeten (S. 41); oder auch noch auf den „jüdischen Ratsherrn“ Nikodemus (S. 118). Man kann hier die kurze Erwähnung hinzufügen, daß der Heilige Geist schon über die Patriarchen und Propheten gekommen war (S. 71).

²³ Diese Bemerkung gilt auch in einem gewissen Maße für die Illustration. Sie ist, zweifellos absichtlich, jeder allzu besonderen historischen Note beraubt. Gestatte man uns, bei dieser Gelegenheit eine merkwürdige Einzelheit hervorzuheben? Die Züge der dargestellten biblischen und evangelischen Personen haben nichts spezifisch Jüdisches (oder was, zu Recht oder Unrecht, für solches gehalten wird), und das läßt sich verteidigen. Zwei Personen jedoch unter allen ähneln über die Maßen dem klassischen jüdischen Typ der Karikatur: der eine der „Juden“, die Steine aufheben, um Jesus zu steinigen, als er seine innerste Einheit mit dem Vater erklärt (S. 47), und der bei Nacht das Abendmahl verlassende, den klassischen Geldsack in der Hand haltende Judas, der hier zur Illustrierung des Begriffs der Todsünde dient (S. 163). — Als Ganzes ist die Illustration, wenn man die Schwierigkeit der Aufgabe bedenkt, von sehr beachtenswerter Qualität. Man fragt sich nur, warum die meisten dieser Zeichnungen eine Atmosphäre drückender Traurigkeit auslösen.

²⁴ Nur in den „Aufgaben“ über den Glauben (121) und über die Hoffnung (125) wird nach Beispielen aus dem Alten Testament gefragt.

²⁵ Keine Spur jedoch von dem Gegensatz zwischen dem „Gesetz der Angst“ und dem „Gesetz der Liebe“, der sich noch in dem französischen Nationalkatechismus findet (vgl. *La Catéchèse chrétienne*, S. 103 bis 104). Man vermerkt hingegen, daß Gott den Dekalog „in seiner Vaterliebe“ gegeben habe (S. 192). Ein unauffälliger und impliziter Gegensatz dazu fehlt allerdings im Kontext nicht vollständig. Auf jeden Fall wird der Akzent dabei auf die Tatsache gelegt, daß Christus vor allem das Gebot der Liebe aufgerichtet habe, aber nichts erinnert daran, daß dieses Gebot weder dem Alten Testament noch dem zeitgenössischen Judentum unbekannt war, wie es das Evangelium selbst bezeugt.

²⁶ Lektion 83.

²⁷ Lektion 53.

²⁸ Lektion 105.

²⁹ Lektion 92, 93, 10, 104, 111.

³⁰ Lektion 45–49.

³¹ S. 80.

³² S. 81.

³³ Die Erwähnung der historischen Rolle, die Christus bei der Gründung der Kirche zukommt, schließt die Möglichkeit aus, schon Israel in diese „Gründung“ einzubeziehen.

Aber wenn dieses Gottesvolk das neue genannt wird, dann hat es nichtsdestoweniger ein altes gegeben; was ist aus ihm geworden? Das ist einfach:

„Das Gottesvolk des Alten Bundes hat zum großen Teil nicht an Jesus geglaubt, und seine Führer haben ihn zum Tode verurteilt: sie haben den Bund mit Gott gebrochen“³⁴.

Dieser Text zeigt die guten Absichten der Verfasser dieses Katechismus und ihre Bemühung, noch so verbreitete arge Entstellungen zu vermeiden: es ist nicht das ganze jüdische Volk, das ablehnt, an Jesus zu glauben, sondern nur ein Teil — wenn auch der größte Teil — des Volkes; es sind nicht „die Juden“ schlechthin, die Jesus verurteilt haben, sondern nur ihre Führer. Das ist schätzenswert. Aber es enthüllt gleichzeitig vom Übergang und von der Beziehung zwischen Israel und der Kirche eine höchst simple Auffassung³⁵, wonach die Kirche nicht mehr der „gläubige Rest Israels“ ist, der sich zur Aufnahme der Völker öffnet, und daher auch nicht mehr in Kontinuität mit der biblischen Vergangenheit steht: Israel hat den Bund gebrochen, es besteht nicht mehr als Gottesvolk: ein neues Gottesvolk ist geschaffen, die Kirche. Von daher zum Glauben, daß die Kirche im Grunde nichts mehr mit Israel gemein hat, ist nur ein Schritt . . . In dieser Perspektive haben die Juden, die Juden bleiben, nach der Gründung der Kirche keine Bedeutung mehr für diese (außer der einer Zeugenstimme), ebensowenig wie auch ihre eventuelle *Reintegration*. In der Tat findet man in diesem Katechismus keine Anspielung auf diese Hoffnung, ebensowenig wie auf das Weiterleben Israels neben der Kirche³⁶.

Man muß jedoch unterstreichen, daß der aufmerksame gute Wille, den wir in der oben zitierten Stelle aufgedeckt haben³⁷, durch den ganzen Katechismus hindurch nicht verleugnet wird und daß der schon bei den Evangeliumsberichten aufgezeigte Universalismus nicht rein negativ ist. Unter diesem Gesichtspunkt ist der Geist des Werkes untadlig. So hütet man sich beispielsweise sorgfältig selbst dort, wo die Kirche (aber nicht die Heidenvölker, wie es noch unlängst in verschiedenen Veröffentlichungen stand) einfach an die Stelle Israels gesetzt zu werden scheint, *das Versagen der Juden*³⁸ der guten Gesinnung der Christen gegenüberzustellen. Im Gegenteil, man bemerkt sogleich im Anschluß an den zitierten Text: „Aber auch die Jünger, die an Jesus glaubten, waren schwach und unvollkommen. Alle Menschen waren von Sünden befleckt“³⁹; sie waren nicht wert, Gottes Volk zu sein⁴⁰.

Die Lektion, die die Verurteilung Jesu⁴¹ zum Thema hat, ist ebenfalls untadlig unter unserem Gesichtspunkt: „Der Sohn Gottes ist von den Führern des auserwählten Volkes verworfen worden.“

Das auserwählte Volk hatte die Worte Jesu gehört und die Wunder und sein heiliges Leben gesehen. Trotzdem nahmen *viele* die Botschaft Jesu nicht an. Die *Führer* wiegelten das Volk gegen ihn auf und verurteilten den Sohn Gottes zum Tode. Auch viele seiner Jünger wandten sich von ihm ab, und Judas, einer von den Zwölfen, verrät ihn. Der heilige Johannes sagt:

³⁴ S. 82.

³⁵ Vgl. *La Catéchèse chrétienne*, S. 140–155.

³⁶ Vgl. *ib.*, S. 172–188.

³⁷ Im vorhergehenden Absatz.

³⁸ Wir haben nur einen einzigen Fall gefunden, wo „die Juden“ im Sinne einer abfälligen Verallgemeinerung verwendet wird, S. 47. Aber es handelt sich dort um eine Zusammenfassung von Joh. 10, 22–38, wobei der Text selbst so viel wie möglich beibehalten worden ist; nun weiß man aber, daß der feststehende Ausdruck „die Juden“ dort oft zur Bezeichnung der Gegner Jesu dient. Es wäre natürlich besser gewesen, diese Tatsache zu berücksichtigen.

³⁹ Im Text gesperrt.

⁴⁰ S. 82.

⁴¹ Vgl. *La Catéchèse chrétienne*, S. 112–125.

„Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf“ (Joh 1, 11)⁴².

Zu diesen Sünden hat der Teufel die Menschen geführt... Darum bot er seine ganze Macht auf, damit die Menschen die Frohe Botschaft ablehnten und Jesus töteten.

Daß Menschen den Sohn Gottes verworfen haben, ist ein schreckliches, dunkles Geheimnis. In dieser Tat wurde die ganze Sündhaftigkeit und Schwäche des Menschenherzens offenbar. Hier sehen wir, welches Unheil die Sünde in den Menschen angerichtet hat⁴³.

Die folgende Lektion, über den Tod Jesu⁴⁴, ist im selben Geiste abgefaßt worden. Keine Verallgemeinerung, auch keine Anspielung auf die menschlichen Akteure des Dramas. Man begnügt sich mit der Bemerkung: „Jesus wußte, daß seine Feinde ihn verurteilen und kreuzigen würden“, und im übrigen besteht man vor allem auf der Tatsache, daß Jesus den Tod am Kreuze freiwillig auf sich genommen hat, um den Willen seines Vaters zu vollbringen, und aus Liebe zu den sündigen Menschen. Schließlich werden die Kinder in den am Ende der Lektionen angefügten praktischen Anleitungen immer aufgefordert, auf sich selbst die Lektionen anzuwenden, die sich aus den vorgelegten Bibelberichten herauskristallisieren. Im selben Geiste entstehen hier aus gewissen Gleichnissen des Evangeliums, die oft zu irrigen Kommentaren Veranlassung gegeben haben, wie das vom Hochzeitsmahl oder das vom verlorenen Sohne, rein positive Lektionen von allgemeingültiger Bedeutung⁴⁵.

Dagegen wird man sich ein bißchen wundern, daß man nicht mehr ökumenische Aufgeschlossenheit⁴⁶ in dem Katholischen Katechismus findet, der für ein Land bestimmt ist, dessen Bevölkerung zu mehr als der Hälfte aus Nichtkatholiken besteht (wenn es nicht gerade eben deswegen so ist). In dieser Hinsicht ist der Gegensatz zu den, allerdings sehr jungen, Fortschritten auffallend, die wir im Laufe unserer Katechismusuntersuchung⁴⁷ vom Straßburger Katechismus an⁴⁸ haben verzeichnen können. Die von der katholischen Kirche getrennten Christen werden nur in der Lektion über Die eine wahre Kirche⁴⁹ in einem recht negativen apologetischen Geiste erwähnt. Die Existenz der Gebetsoktav für die Einheit wird in einer Zeile angezeigt, sonst nichts⁵⁰. Nicht die geringste Aufforderung zum Gebet für die Einheit und zu einer brüderlichen Haltung gegenüber den Nichtkatholiken⁵¹, kein Hinweis (außer einigen Zahlen, um ihre Zerspaltenheit hervorzuheben) auf das, was die christlichen nichtkatholischen Konfessionen sind und was sie glauben⁵². Man gesteht zwar zu, daß ihre

Anhänger auf Grund ihres guten Glaubens und ihres guten Willens gerettet werden können, weil Christus auch für sie gestorben ist und die Kirche auch für sie betet und opfert⁵³, aber wenn dies für jeden Menschen wahr ist, führt diese Haltung wieder dazu, ihrem Glauben an Christus und ihrer Taufe keinen Heilswert zuzuschreiben. Was würde man dann von den Juden sagen? Aber, wie wir bereits bemerkt haben, auf deren gegenwärtige Existenz wird seine Anspielung gemacht. Die allgemeine Frage des Heiles der Nichtchristen wird nicht offen angeschnitten. Schließlich bekundet die durchaus klassische Lektion, die über die Missionen handelt⁵⁴, auch nicht die Geistesaufgeschlossenheit und den Sinn für Katholizität, die man beide dort so gern gefunden hätte.

*

Die Bilanz dieser Feststellungen ist weit davon entfernt, ungünstig zu sein. Wir haben in diesem neuen Katechismus der Diözesen Deutschlands keine Stelle gefunden, die unmittelbar einen schlechten Einfluß auf die Gefühle der kleinen deutschen Katholiken von heute und damit auf die Gefühle der erwachsenen deutschen Katholiken von morgen gegenüber den Juden ausüben könnte. Wahrscheinlich ist eine bewußte Anstrengung unternommen worden, um jedes Versehen dieser Art zu vermeiden. Außerdem haben wir darin, in engem Zusammenhang mit dem, was an der theologischen Orientierung dieses Katechismus zum Besten gehört, mehrere Anzeichen eines guten Geistes gefunden, der im positiven Sinne für eine bessere Erziehung zu dem in Frage stehenden Verhalten günstig ist. Wenn diese Bilanz nichtsdestominder bei weitem nicht vollkommen günstig ist, dann darum, weil — wie wir es schon oft in der Vergangenheit festgestellt haben — kein guter Wille und auch nicht die aufmerksamste Wachsamkeit gegenüber dem Detail eines Handbuchs das ergänzen können, was der eigentlichen Grundlage, in der innersten Orientierung einer solchen Arbeit fehlte. In diesem Punkt — der von größter Wichtigkeit ist — bleiben die Fachleute für den Religionsunterricht notgedrungen von den Theologen abhängig, auf deren Arbeiten sie sich mittelbar oder unmittelbar stützen. Ohne eine vertiefte biblische Katechese, die die Heilsbotschaft in ihren richtigen historischen Perspektiven darzulegen vermag, unter Verwendung einer soliden Exegese und einer am Wort Gottes gespeisten Theologie, wird kein Katechismus unter dem hier betrachteten Gesichtspunkt — und unter vielen anderen — alles das leisten können, was man mit Recht von ihm erwartet.

Wir haben diesen Katechismus unter einem ganz bestimmten, übrigens keineswegs isolierten Gesichtspunkt geprüft. Natürlich könnten viele andere an ihn angelegt werden. Sie würden gestatten, noch den einen oder anderen Vorbehalt auszusprechen, aber vor allem sehr viele wirkliche Qualitäten ins Licht zu stellen. Ohne vollkommen zu sein, ist dieser neue deutsche Katechismus letzten Endes allen anderen gegenwärtig benutzten offiziellen Nationalkatechismen, die wir kennen, klar überlegen. Die noch kommenden werden nicht versäumen, von dieser umfassenden Anstrengung und auch von den Erfahrungen und den Würdigungen, zu denen er Veranlassung gibt, zu profitieren. Eben dazu haben diese wenigen Anmerkungen zu ihrem bescheidenen Teil beitragen wollen. Denn, das darf man nicht vergessen, was damit zur Diskussion steht, ist für die kommenden Jahrzehnte die Geistesbildung von ungezählten Millionen Katholiken.

sich abgeschlossen und sich mit der katholischen Kirche schlechthin verwechselnden abendländischen „Christenheit“.

⁵³ S. 106.

⁵⁴ Lektion 52, S. 94—96.

⁴² Der Kontext, der besonders die Treulosigkeiten der Jünger erwähnt, zielt darauf ab, diesem Zitat seine wahre und allgemeingültige Bedeutung zu geben und den einseitigen Sinn zu beseitigen, den man ihm oft zuschreibt.

⁴³ Lektion 29, S. 53. Die Auszeichnungen sind von uns.

⁴⁴ Lektion 30, S. 55.

⁴⁵ S. 9, 25—26.

⁴⁶ Wir haben anlässlich unserer Katechismusuntersuchung (*La Catéchèse chrétienne*, S. 203, 208) die Gründe erklärt, aus denen wir dort dieser Frage stattgegeben haben. Sie liegt nämlich ganz in der Nähe von derjenigen, die wir überprüfen, ihre Auswirkungen sind analoger Art, und sie liefert einen nützlichen Ergänzungstest für die Untersuchung des christlichen Geistes und seiner Heranbildung.

⁴⁷ Vgl. *La Catéchèse chrétienne*, S. 203—208.

⁴⁸ Der gerade einer konfessionellen Situation entspricht, die der in Deutschland ziemlich nahesteht.

⁴⁹ Lektion 58, S. 105—107.

⁵⁰ S. 107.

⁵¹ Doch präzisiert man in der Lektion 68 über die brüderliche Liebe: „Wir dürfen niemand von unserer Liebe ausschließen, auch wenn er eine andere Sprache redet, zu einer anderen Rasse gehört oder eine andere Religion hat“ (S. 128).

⁵² Neben den Nichtkatholiken findet man auf S. 107 eine Erwähnung der „Unierten“, das heißt aller katholischen Kirchen mit anderem als lateinischem Ritus. Der Satz ist ungeschickt und könnte glauben lassen, daß die nichtlateinischen Riten nur irgendwie in der Kirche geduldet werden. Die beiden, im Zusammenhang mit der Messe, den liturgischen Sprachen gewidmeten Zeilen, S. 156, machen denselben bedauerlichen Eindruck. Irritierende Überreste der geistigen Haltung einer in

7. Das Bild der alttestamentlichen Heilsgeschichte in der heutigen Katechese (anläßlich der Ecker-Schulbibel¹⁾)

Von Prof. Dr. Heinrich Gross, Trier

Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers und der Schriftleitung bringen wir den folgenden Beitrag aus der 'Trierer Theologischen Zeitschrift' (1956, Heft 5, S. 308 ff.).

1. Urtextnähe

Vorab ist zu sagen: man ist erstaunt festzustellen, wie *textnah* die Wiedergabe der Lektionen in der Ecker-Schulbibel ist. Mit feinem Einfühlungsvermögen hat Ecker im großen und ganzen den Urtext in ein flüssiges, gefälliges, und was weiterhin überaus wichtig ist, in ein auch für Kinder leicht verständliches Deutsch übertragen. Daher kann grundsätzlich die Textfassung von Ecker beibehalten werden. Weil aber gerade *Urtextnähe* ein notwendiges und berechtigtes Desiderat der Neubearbeitung ist, so wird dieses Anliegen von Ecker aufgegriffen und in einer Reihe von kleineren, zum Teil auch größeren Angleichungen an den Urtext noch konsequenter in der Neuauflage durchgeführt. Ganz neubearbeitet unter dem Gesichtspunkt der Textnähe erscheint z. B. Lektion 75 (Zahl nach dem Entwurf der Neufassung) „Tobias als Beispiel des Glaubens und der Frömmigkeit“. Sie ist im alten Umfang nach der Septuaginta-Ausgabe von Rahlfs (Stuttgart 1935) wiedergegeben. Weiterhin dürfte es richtig sein, auffällige *Hebraismen* in der deutschen Wiedergabe ausmerzen, selbst dort, wo sie sozusagen den Charakter einer „hieratischen Ausdrucksweise“ erlangt haben. Das trifft besonders für die 1. Lektion zu „Die Erschaffung der Welt und des Menschen“. In ihr wird eine ganze Anzahl der Kopula „und“ getilgt, dabei aber darauf geachtet, daß der gleichbleibende Rhythmus in der Darstellung des Hexaemeron erhalten wird. Auch wird der Bericht über die Erschaffung des Menschen (Gen 1, 26—28) aus der 2. Lektion in die 1. übernommen, um auf diese Weise in ihr die Vollständigkeit und Einheitlichkeit des Schöpfungsgeschehens darzutun. Als Hebraismen sind z. B. auch durchgehend die „Kinder Israels“ in „Israeliten“ und die „Söhne Levis“ in „Levitin“ geändert.

2. Hervorhebung der Heilsgeschichte

Da das Christentum eine geschichtlich gewordene Religion ist, ist es unumgänglich, in der Schulbibel den historischen Rahmen der Geschichte Israels als Grundlage für die in ihr erfolgte Offenbarung beizubehalten; auch schon deswegen, um jeden Versuch einer mythologischen Mißdeutung abzuwehren. Denn Geschichte und Mythos schließen sich ihrer Natur nach aus. Aber andererseits scheint es gleichfalls notwendig und dringlich, den geschichtlichen Charakter der alttestamentlichen Offenbarung von jedem rein profanen Geschichtsverlauf abzuheben: d. h. die Geschichte Israels mehr, als es bisher geschehen ist, als *Heilsgeschichte* hinzustellen². Das soll zunächst dadurch erreicht werden, daß die *Entwicklung der Offenbarung* bei der Unterteilung in größere Texteinheiten durch entsprechend gewählte Überschriften augen-

fälliger in den Blickpunkt des Interesses gerückt wird. Daher wird die Urgeschichte als eine „Sonderepode“ von dem mit Abraham einsetzenden Entwicklungsgang des von Gott nunmehr gewählten Heilsweges, der auf Christus hinzielt, in ihm kulminiert und hinüberreicht bis in die eschatologische Vollendung, abgesetzt und nicht in die mit Abraham beginnende Gliederung des Stoffes einbezogen. Dem gleichen Zweck dienen verschiedene neue, *heilsgeschichtlich erhebliche Texteinfügungen* und mehr als bisher in *Sperrdruck* erscheinende Verse, die für den *Fortgang der Offenbarungsentwicklung* belangvoll sind; weiterhin eine vermehrte Aufnahme wichtiger *Prophetentexte*.

Gerade die Behandlung der Propheten enthüllt die Einseitigkeit des bisher vorherrschenden Prinzips: in der Hauptsache nur die historischen Ereignisse und Geschehnisse des Volkes Israel im Laufe seiner Geschichte wiederzugeben. Die *prophetische Verkündigung* und die *Zukunftsverheißungen* aber, in denen die Offenbarung ihren bedeutsamsten Niederschlag und Fortschritt erfährt, fügten sich nach dem zugrundegelegten Aufbaueschema kaum in die ausgewählte Stoffmasse ein. Deswegen traten die Propheten bisher nicht genügend als faßbare Gestalten besonderer Erwählung und Sendung Gottes in Erscheinung; die Auswahl aus ihren Schriften war zu dürftig, oder sie wurde durch Wiedergabe in Kleindruck und sozusagen als Fremdkörper im bisherigen Textaufbau zu sehr entwertet, als daß sie einen lebendigen Eindruck von der einmaligen Bedeutung dieser Gottesmänner hätte vermitteln können. Diesem Mangel soll in der Neuauflage nun Abhilfe geschaffen werden: sie läßt die Propheten in ihrer Vielfalt, aber auch in ihrem individuellen Sendungsauftrag zu Worte kommen.

Dann ist es Absicht, durch *Änderung der Überschriften* der einzelnen Perikopen und Unterabschnitte das *Glaubenszeugnis* der atl. Geschehnisse und Verheißungen, ihr *Kerygma* besser als bisher hervortreten zu lassen. Aus diesem Grund werden z. B. die biblischen Realien bei der Beschreibung vom Heiligen Zelt, Bundeslade, Tempel, Priestertum, Festkatalog auf ein Mindestmaß, das zum Verständnis notwendig ist, beschränkt; dagegen wird versucht, ihre „*heilsvermittelnde Bedeutung*“ für den atl. Offenbarungsglauben in einem stärkeren Ausmaß als bisher hervorzuheben.

Vor allem aber soll neben der einen bereits hinreichend betonten eine 2. bisher in etwa verdeckte *tragende Linie* im alt. Offenbarungsgut herausgearbeitet werden. Die erste Linie führt alles biblische Geschehen mittelbar oder unmittelbar in besonderer Weise auf Gott zurück. Sie muß aber, um die Fülle der atl. Offenbarung ausschöpfen zu können, notwendig ergänzt werden durch eine zweite Linie, die herausstellt, daß Gott seine Offenbarungen nicht auf ein gleichbleibendes Niveau, sondern in einen *planvoll bestimmten Entwicklungsgang* hineingibt, daß demnach *jede Einzeloffenbarung eine ganz bestimmte Höhenlage im Gesamt des Offenbarungsvorganges* zum Ausdruck bringt und *nur auf ihr und von ihr her recht verstanden und ausgelegt werden kann*.

Aus diesem Grunde soll auch der Rückblick mit den „Vorbildern“ und „Messianischen Weissagungen“ (S. 166—172) wegbleiben, weil ein solches Herauslösen tragender atl. Leidideen aus dem Gesamt der Offenbarung für ihr Verständnis abträglich ist. Eine katechismusartige Systematisierung macht es nämlich unmöglich, die Funktion zu erkennen, die den einzelnen Verheißungen innerhalb der Offenbarungsentwicklung zukommt. Da sie alle an ihrem *organischen Platz* in den verschiedenen Lektionen in Sperrdruck erscheinen, kann eine rückschauende Betrachtung, die allerdings eine

¹ Erstdruck unter dem Titel: „Gesichtspunkte für die Neubearbeitung des Alten Testaments in der Ecker-Schulbibel“ (Anm. d. Red. d. Rundbriefs). Zur Zeit wird eine Neuauflage der Ecker-Schulbibel, die 1957 erscheinen soll, vorbereitet. Die amtliche Vertreterkommission der elf deutschen Bistümer, in denen die Schulbibel von Ecker eingeführt ist, hat die Exegeten der Trierer Theologischen Fakultät mit den Vorarbeiten für die umgeänderte Neuherausgabe betraut. Nachstehende Gesichtspunkte für die Neugestaltung des alttestamentlichen Teils wurden der Vertreterkommission vorgelegt und in ihrer Sitzung am 10. Juli 1956 in Trier gebilligt.

² Von dieser Erwägung her ist es zu bedauern, daß man weithin die Schulbibel als „Biblisches Geschichtsbuch“ und den Bibelunterricht als das Fach „Biblische Geschichte“ anspricht. Diese vielfach unbewußt gebrauchte Ausdrucksweise ist dazu angetan, leicht das Besondere und die Eigenart dieser „Geschichte“, mit der die Kinder durch die Bibel bekannt werden sollen, zu verdecken und sie neben das profane Fach Geschichte zu stellen.

Kenntnis des ganzen Stoffes voraussetzt, sie leicht auflesen und ihnen aus ihrem Kontext heraus das rechte und zutreffende Relief geben. Dessen bedürfen sie aber unumgänglich notwendig zu einem vollen Verständnis.

Um jene Linie des organischen Wachstums in den Perikopen besser ausziehen und verfolgen zu können, werden gewisse Lektionen (z. B.: Samson, da in ihm die Heils-Linie, die in Gedeon aufleuchtet, nicht weiter gezogen, sondern nur veranschaulicht und verbreitert wird) ganz oder andere teilweise weggelassen. Mit solchen Auslassungen soll dann auch der Gefahr begegnet werden, die *einzelnen Perikopen* in sich als *abgeschlossenes Ganzes* zu betrachten, d. h. die *Offenbarung* in der katechetischen Darbietung zu „atomisieren“. Schließlich soll durch den Verfolg der beiden Linien erleichtert werden, wichtigen *Längsschnitten in der Offenbarungsentwicklung*, z. B. dem der *Bundesidee*, des *Messianismus* durch alle Lektionen hindurch nachzugehen.

3. Stellung der Lehrbücher

Besonders notwendig ist es, die *Lehrbücher* aus ihrer bisherigen, von rein geschichtlicher Betrachtung aus gesehen, verständlichen Randstellung herauszuholen und ihnen den zukommenden Platz für die atl. Offenbarungsentwicklung und in ihr einzuräumen, um so ihre *Bedeutung für das innerliche Wachstum des Gottesreiches* darzutun. Dabei muß einerseits natürlich vermieden werden, die bunte Fülle der atl. Bücher zu unterdrücken und sie auf wenige zusammenzustreichen, andererseits aber auch, sie einfach beziehungslos aneinanderzureihen. Statt dessen erscheinen z. B. die Psalmen

aus *sachlich-inhaltlicher Rücksicht* nach Lektion 59³ „David als König nach dem Willen Gottes“; nach Lektion 80 und 83 wegen ihrer Beziehung zum Messias; nach Lektion 89, um die Lage im babylonischen Exil zu zeichnen und schließlich nach Lektion 100, um die in ihnen enthaltene Verinnerlichung der Reich-Gottes-Erwartung zum Ausdruck zu bringen. Mit dieser Verteilung wird dann gleichzeitig in etwa der verschiedenen Entstehungszeit der einzelnen Psalmen Rechnung getragen. Bücher wie Jonas, Tobias, Judit, Esther sind gleichfalls nach dem Lehrgehalt, der über die historische Rahmen-erzählung hinaus ihre *eigentliche Aussageabsicht* darstellt, an den entsprechenden Stellen eingebaut. Diese Lehre wird dann jeweils in einem vorangestellten (kursiv zu druckenden) Satz kurz angedeutet. Es ist aber wohl kaum zu vermeiden, Koh, Prov, Sap und Sir aufeinanderfolgen zu lassen. Aber sie werden nicht als ein zweiter Nachtrag, wie in der jetzigen Ausgabe, an den Schluß der atl. Lektionen gerückt, sondern ihrer Entstehungszeit entsprechend vor die Berichte aus den beiden Makk-Büchern gestellt, um gemäß ihrer geschichtlichen Bedeutung *Hintergrund* und *religiöse Grundlage* für die „Idealgestalten“ dieser Zeit abzugeben. Damit verlieren die Lehrbücher hoffentlich den Charakter, *entbehrliches Anhängsel*, wie bis jetzt, zu sein; sie erhalten nunmehr in der Neufassung ihre organische Stellung und Bedeutung innerhalb der atl. Offenbarungsentwicklung.

³ Die nachstehend aufgeführten Lektionen tragen die Zahlen des Entwurfes für die Neufassung des atl. Teiles der Ecker-Schulbibel. Lektionen 80 und 83 (die Überschriften sind noch nicht endgültig formuliert) handeln über Weissagungen des Propheten Isaías vom rettenden Immanuel und vom Ebed Jahwe; Ps 136 steht als Einstimmung in die Situation des babylonischen Exils; Lektion 100 bringt die Weissagungen der Propheten Zacharias und Malachias.

8. Israel und Judentum in heutigen deutschen Geschichtsbüchern

Es dürfte so manchen Rundbriefleser interessieren, zu erfahren, was in den deutschen Geschichtsbüchern nach der Hitlerzeit der Jugend über die jüdische Geschichte dargelegt wird. Als erste Probe davon geben wir im folgenden wieder, was in den vier am weitesten verbreiteten Geschichtslehrbüchern für die Oberstufe höherer Schulen den Obersekundarn (von ca. 17 Jahren) im Rahmen der antiken Geschichte zum Thema Israel und Judentum geboten wird. Etwaige Kritik und Wünsche dazu würden wir dankbar entgegennehmen und wären gern bereit, sie den Verlagen zuzuleiten, sofern dies begrüßt werden sollte.

Grundriß der Geschichte I: 'Geschichte der Alten Welt' von K. Leonardt (Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1954).

Geistesgeschichtlich wichtiger (als die Aramäer) sind die *Israeliten*, die vom Gebirge Juda in Palästina in das Fruchland der Küstenebene drängen und trotz des Widerstandes der dort ansässigen *Kananäer* das Land bis auf den schmalen Küstenstreifen, den die Philister besetzt haben, schließlich erobern.

Die Kämpfe der Israeliten unter ihren Königen *Saul* (um 1050) und *David* mit den Philistern führen um 1000 v. Chr. zur Eroberung der Stadt *Jerusalem*, die unter König *Salomo* prächtig mit Tempel- und Palastbauten geschmückt wird. Doch zerfällt die Macht des salomonischen Reiches schon unter seinen Nachfolgern; das Reich spaltet sich 932 in zwei Teilreiche auf: *Israel* im Norden und *Juda* im Süden. Beide bekämpfen sich in erbitterter Feindschaft.

So wenig diese kleinräumigen Reiche für die Weltgeschichte bedeuten, so wichtig werden die Israeliten für die Entwicklung des religiösen Bewußtseins. Ihrem Propheten Moses erscheint in einem aufwühlenden Gotteserlebnis am Berge Sinai „Jahwe“ und schließt einen Bund mit ihm; das Volk Israel soll sich verpflichten, nur Jahwe allein zu verehren und seine religiös-sittlichen Gebote zu halten. Dafür will Jahwe das Volk Israel in allen Gefahren beschützen und zu einem großen Volke machen.

Es war ein großer religiöser Gedanke, der hier zuerst in

dem religiös besonders produktiven Orient zum Durchbruch kam: der Glaube an *einen* Gott und die Forderung einer absoluten *Sittlichkeit*, die in der Religion gegründet ist. Diese religiös-sittliche Idee verband seitdem die Israeliten zum Volk und gab ihnen einen politischen Zusammenhalt und einen sittlichen Rückhalt durch die Jahrtausende.

Kurz vor 600 v. Chr. stürzen die Neubabylonier im Verein mit den Medern das *Assyrische Weltreich*. Ihr König Nebukadnezar wendet sich auch gegen den Rest der *Israeliten*, der in dem unbedeutenden Fürstentum Juda vereint ist, nachdem das Reich Israel schon von den Assyriern 722 v. Chr. unterworfen worden ist. Dies führt zur *Zerstörung Jerusalems* 586 v. Chr. und zur *Babylonischen Gefangenschaft der Juden*.

Die Israeliten sind damit aus der Weltpolitik ausgeschieden. Ihr Gott Jahwe geht jedoch nicht unter wie die anderen Götter von Assur oder Babylon. Er wird durch die großen *israelitischen Propheten* (Jeremias, Jesaías) zum Weltengott, der über alle Völker Gericht hält, auch über sein eigenes israelitisches Volk, weil es durch Ungerechtigkeit und Üppigkeit seinen heiligen Zorn erregt. Opfer, Priestertum und alle Äußerlichkeiten des Kultus sinken in Nichts zusammen gegenüber der Reinheit des Lebenswandels, den Gott vom Menschen fordert. So wird der Gott Israels nicht nur zum sittlichen Prinzip und zur treibenden Kraft im Leben des einzelnen, sondern auch im Leben der Völker. Hier ist der Höhepunkt altorientalischer Frömmigkeit, von dem aus die kommenden Jahrhunderte aufs tiefste beeinflußt werden.

Grundzüge der Geschichte V: 'Von der Urgeschichte bis zum Werden der abendländischen Völkergemeinschaft' von Dr. H. Haverkamp (Bonn), Prof. Dr. H. Maybaum (Flensburg), Dr. H. Werner (Berlin) in Verbindung mit Dr. R. Weirich (Donaueschingen), Verlag Moritz Diesterweg, 1956.

Die Schwäche des ägyptischen Reiches zu Beginn des 13. Jahrhunderts erlaubte den Israeliten, sich im südlichen Palästina festzusetzen. Zur See drangen, wahrscheinlich von Kreta aus, die Philister ein und besetzten die Küstenstädte.

Als Gründer des israelitischen Volkes gilt Moses (um 1300); er befreite das Volk und schuf die Grundlagen der staatlichen und religiösen Gemeinschaft. Größere Bedeutung gewannen Volk und Staat unter David und Salomo. Jerusalem wurde erobert und Hauptstadt. Ein ausgedehnter Handel brachte die Mittel, auf dem Berg Zion bei Jerusalem den Königspalast mit dem Jahwetempel zu bauen. Nach dem Tode Salomos zerfiel das Reich. Der Norden kam unter die Herrschaft Assyriens (721). Anderthalb Jahrhunderte konnte sich das Südreich gegen Assyrien und dann gegen den neubabylonischen König Nebukadnezar (604—561) halten; 587 wurde Jerusalem erobert, seine Bewohner wurden in die „Babylonische Gefangenschaft“ geführt. Als im Jahre 539 Babylon unter die Herrschaft der Perser gelangte, gestattete Kyros den Juden, nach Jerusalem zurückzukehren und ihre alte religiöse Gemeinde wiederaufzurichten. Zwar bildeten die Juden jetzt keinen selbständigen Staat mehr, aber als Kultgemeinschaft verbreiteten sie sich allmählich über die ganze Erde.

Die Geschichte des Volkes Israel ist undenkbar ohne die erhabenen Gestalten der rufenden Mahner in Zeiten religiöser, sozialer und politischer Not. Die Propheten treten auf als Sendboten Gottes („So spricht der Herr...“) und bewahren dem zahlenmäßig unscheinbaren Volk inmitten einer mannigfaltigen, mächtigen Umwelt die Selbständigkeit des Weltbildes und das Bewußtsein einer großen Zukunft (Isaías um 700). Das Alte Testament gibt uns einen Spiegel von den Lebenskräften Israels; in ihm leuchten auf: der Glaube an einen persönlichen Gott, eine in der Überzeugung von göttlicher Führung gründende Geschichtsauffassung, eine klare und realistische Sicht im Rechtsleben und in der Behandlung sozialer Fragen sowie tiefe Innerlichkeit, mystische Naturverbundenheit und persönliche Frömmigkeit in dichterischer Gestaltung (Psalmen, Hohes Lied).

Erbe des Abendlandes I: „Die Alte Welt“ von Dr. A. Wucher und Prof. Dr. G. Stadtmüller (Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf 1954).

Israel als religiöse Weltmacht.

Die Sonderstellung Israels im Kreise seiner Nachbarvölker beruht in seinem Glauben an einen Gott. Schon bei ihrer Landnahme in Kanaan brachten die hebräischen Stämme einen bildlos verehrten Gott vom Sinai mit, den sie Jahwe, d. h. „Der Seiende“, benannten.

Jahwe ist der eine allmächtige Gott, der Herr des Himmels und der Erde, der Geschichte und der Natur, der Schöpfer, Erhalter und Richter der Welt und der Menschen. Ihm allein gebührt die Anbetung durch den Menschen. Freilich drang dann durch die Verschmelzung mit der Altbevölkerung Kanaans auch die Verehrung der kanaanäischen Ortsgötter, der Baale, ein. Priester und Propheten, so der Prophet Elias, eiferten für die strenge Reinheit des überlieferten Eingottglaubens und für die treue Bewahrung des Bundes zwischen Jahwe und seinem „auserwählten Volke“. Durch die ganze Geschichte Israels zieht sich dieser Kampf zwischen dem Jahwekult und den Kulte der Götzen.

Eine Vertiefung der religiösen Auffassung kam dann durch das Auftreten der Propheten (8.—5. Jahrhundert). Sie predigten die Religion des Herzens und der Gesinnung. Jahwe sei nicht ein Gott des äußeren Opferdienstes, sondern der Gerechtigkeit. Die größten dieser Propheten waren Jesajas und Jeremias. Jesajas, der im 8. Jahrhundert im Südreich Juda wirkte, verkündigte das Strafgericht Jahwes, der Israel zerstören und ein geläutertes Volk schaffen werde. Auch weissagte er die Geburt eines Knaben Immanuel, der ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit gründen werde. Wegen dieser messianischen Weissagen wurde Jesajas

in christlicher Zeit der „Evangelist des Alten Bundes“ genannt. Noch sprachgewaltiger war Jeremias, der 627—588 als unbequemer Warner und Mahner am Königshofe zu Jerusalem wirkte.

Aus dem Innwerden von Gottes zwingendem Auftrag erwuchs den Propheten der Mut, als Verkünder einer neuen religiösen Innerlichkeit aufzutreten. Diese Verkündigung griff weit in den sozialen Bereich hinaus. Die sozialen Programmpunkte des mosaischen Rechtes griffen die Propheten wieder auf. Als Beschützer der Armen, Witwen und Waisen eiferten sie in leidenschaftlichen Worten gegen die sittliche Entartung und materialistische Verkommenheit ihrer Zeit.

Das prophetische Sendungsbewußtsein schreckte auch nicht zurück vor dem Kampf gegen die Willkür der Staatsgewalt. In der Zeit nach der Gefangenschaft, da das Judentum inmitten der großen heidnischen Nachbarvölker um seine religiöse und völkische Selbstbehauptung einen zähen Abwehrkampf führen mußte, wurde die prophetische Abwehrstellung gegen eine jahwefeindliche Staatsgewalt Gemeingut des ganzen Volkes — im Kampf gegen die babylonische, persische und hellenistische Staatsreligion. Schon damals bildete sich jene Einstellung heraus, die dann das Neue Testament noch bewußter und klarer in die Worte faßte: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Die Propheten verliehen auch der allgemeinen Friedenssehnsucht ihrer Zeit Ausdruck in ihrem Idealbild von dem künftigen messianischen Friedensreiche, aus dem Kampf und Streit und Unrecht für alle Zeiten verbannt sein werden (Jesajas 11, 6—8).

Unter derselben religiösen Verantwortung wie die einzelnen Menschen stehen auch die Völker. So kam Israel als erstes aller Völker dazu, die Menschheitsgeschichte als sinnvolles, von Gott geleitetes Ganzes zu sehen. Im Bewußtsein Israels ist die Geschichte der Völker nicht nur in ihrem Gesamtverlauf von Jahwe geplant, sondern sie unterliegt auch seiner ständigen wunderbaren Leitung. In den geschichtlichen, aber auch in den prophetischen Büchern des Alten Testaments hat dieses Geschichtsbild seinen Niederschlag gefunden. Das religiöse und geschichtliche Weltbild der Propheten umspannt die ganze Menschheit.

Die menschengeschichtliche Bedeutung Israels auf religiösem Gebiet ist gewaltig. Israel hat den Gedanken des strengen Eingottglaubens in die Geschichte eingeführt, wodurch es auch die Grundlagen für die Glaubensüberzeugungen zweier anderer Weltreligionen gelegt hat: des Christentums und des Islams. Die Überzeugung, daß der Mensch das „Bild und Gleichnis“ Gottes ist, hat eine hohe Vorstellung von dem Rang der Menschenwürde hervorgebracht.

Vor dem allmächtigen und allheiligen Jahwe ist sich der Mensch seiner Schwäche und Sündhaftigkeit bewußt. Es bleibt ihm nur die Zuflucht zu Reue, Frömmigkeit und Gottvertrauen. Gott wirkt alles. Ohne seinen Segen ist alle Menschenmühe umsonst (Psalm 127, 1).

In vielen Bestimmungen des mosaischen Rechtes wird sein tief menschlicher Zug sichtbar. Das Bewußtsein dieser sittlichen Überlegenheit des eigenen gottgesetzten Rechtes gegenüber allen Rechten der heidnischen Nachbarvölker verlieh dem frommen Hebräer ein Gefühl des berechtigten Stolzes (Deuteronomium 4, 8).

Dem mosaischen Recht eignet auch eine soziale Einstellung, die stets den Schutz des wirtschaftlich Schwachen im Auge hat. Das heilige Gesetz ist der Anhäufung von großen Vermögen feindlich. Das Zinsnehmen ist verboten (Ex 22, 24). Die Propheten eifern gegen den Großgrundbesitz (z. B. Jes 5, 8). Eine soziale Absicht liegt auch der Einrichtung des Sabbats und des Sabbatjahres zugrunde: Mensch und Tier sollen dadurch die Möglichkeit zur Erholung erhalten.

Auch die hebräische Dichtung ist reich an einzigartigen Leistungen: die religiöse Lyrik der Psalmen, dann die tief-sinnige philosophische Erzählung von Hiob (Job), der Goethe die Anregung zum „Prolog im Himmel“ im ersten Teile des „Faust“ entnommen hat, und schließlich das großartige

prophetische Buch von Jeremias, das „Hohelied“ („Lied der Lieder“) — diese Werke gehören zu den Glanzstücken der Weltliteratur.

*

Das Judentum, nicht nur in Palästina ansässig, sondern durch die assyrisch-babylonische Gefangenschaft und überdies durch die immer wieder aus der semitischen Urheimat hervorbrechenden Völkerwellen über den ganzen Orient ausgestreut, hatte bislang in den hellenistischen Monarchien eine Sonderstellung innegehabt.

Die Juden galten zwar ob ihrer eigenartigen monotheistischen Gesetzesreligion als Fremde, oft auch als Gottlose, da sie ohne Bilderkult waren, aber man beließ ihnen ihre religiöse Eigenart, ihre Kultvereine, die, vom allgemeinen Bürgerrecht ausgeschlossen, eigene Gemeinden in den Gemeinden bildeten. Gerade durch diese Toleranz kam es zu vielfacher fruchtbarer Begegnung mit der griechischen Kultur. Die Juden übernahmen Lebensformen und Sprache der Griechen. Im 3. Jahrhundert wurden die Schriften des Alten Testaments ins Griechische übersetzt (Septuaginta). Sie lösten nun wieder Einfluß auf den Hellenismus aus. Theophrast z. B., der Schüler des Aristoteles, war ein Freund jüdischer Weisheit. Auch in Palästina, dem einzigen geschlossenen Siedlungsgebiet der Juden, war es unter der duldsamen Herrschaft der Ptolemäer zu einem Hellenisierungsprozeß gekommen. Schon gab es in Jerusalem eine hellenistische Reformrichtung, die Sadduzäer, die den Bestrebungen des Antiochos IV. gerne entgegenkamen und sich von ihm sogar ein griechisches Gymnasium einrichten ließen.

Als nun aber der König von seinem mißglückten Zug nach Ägypten 168 zurückkam und im Ärger über seinen Mißerfolg den jüdischen Kult verbot und den Tempel in Jerusalem dem Zeus weihen ließ, kam es unter Führung der strenggläubigen Makkabäer zum Religionskrieg. Auch als Antiochos seinen Erlass 164 wieder aufhob, führten die Juden, seit 161 mit Billigung Roms, den Krieg fort, bis schließlich Judäa und Palästina 129 ihre Selbständigkeit unter der hohepriesterlichen Dynastie der Hasmonäer gewannen. Der gewaltsame Hellenisierungsversuch war ins Gegenteil ausgeschlagen; das Abenteuer des Antiochos hatte lediglich die religiös-nationale Reaktion wachgerufen, die sich fortan bemühte, jeglichen hellenistischen Einfluß auszuschalten, die alte Religion zu festigen und Davids Königtum wiederherzustellen.

Durch die Besetzung Syriens wurde Pompeius schließlich in den jüdischen Bruderkrieg der Hasmonäer verwickelt, den er nach Gutdünken beilegte. Hyrkanos, der sich auf die Pharisäer stützte, die in Glaubensdingen neben dem geschriebenen Gesetz auch die Tradition anerkannten, wurde gegen Aristobulos, der die schriftgläubigen und für Unabhängigkeit kämpfenden Sadduzäer vertrat, im Hohenpriesteramt bestätigt und gegen den Widerstand der Priesterschaft von Jerusalem eingesetzt. Syrien wurde römische Provinz, Palästina Vasallenstaat.

Geschichtliches Unterrichtswerk für höhere Lehranstalten I: Urzeit und Altertum, herausgegeben von Dr. R. H. Tenbrock, Prof. Dr. H. E. Stier, Prof. Dr. K. Thieme (Verlag F. Schöningh, Paderborn 1956).

Die Israeliten

I. Vorzeit (bis etwa 1250 v. Chr.). Als Teil der semitischen Völkergruppe der Aramäer, die sich seit dem 14. Jahrhundert v. Chr. gegen das Kulturland in Palästina, Syrien und Mesopotamien vorschoben, treten die Israel-Stämme von Osten her ins Licht der Geschichte. Sie brachten Überlieferungen mit von dem auf göttliche Weisung hin aus dem Zweistromland fortgezogenen Stammvater Abraham, von den Weidestationen seiner Söhne und Enkel in Palästina, dem Aufstieg Josephs im Pharaonenreiche und dem Frondienst seiner Nachkommen in Ägypten unter Rames II., der wohl für das 13. Jahrhundert v. Chr. anzusetzen ist.

II. Auszug und Richter-Zeit (etwa 1250—1000 v. Chr.). Un-

ter der Führung des ägyptisch gebildeten, aber die Überlieferung seiner Väter in Treue erneuernden Mose, haben sich die versklavten Stämme aus Ägypten befreit und in der Wüste die „israelitische Eidgenossenschaft“ begründet. Als ihre Grundverfassung sind die zehn Gebote anzusehen, auf deren Einhaltung sich das Volk im Bunde mit seinem Gott (Jahwe, früher falsch „Jehova“ gelesen) verpflichtete und die auf steinernen Tafeln in der Bundeslade, dem Thronszitz des verborgenen Gottes, mitgeführt wurden. In „heiligen Kriegen“ eroberte und hielt Israel zuerst die gebirgigen Teile, dann das Kulturland in der Ebene, des ihm von Gott „Gelobten Landes“ Kanaan, das wir — nach den später von der Küste her zugewanderten indogermanischen Philistern — Palästina nennen. In der Gegenwehr gegen dieses Kriegervolk schien den Israeliten die lose Zusammenfassung um das Bundesheiligtum unter nur gelegentlicher Führung charismatischer („gottbegnadeter“) „Richter“ (die dem Volk Recht schaffen) ungenügend, und sie wählten sich „einen König, wie ihn alle andern Stämme auch haben“, in der Person des Saul. Nach erfolgreichen Anfängen geriet dessen Herrschaft in eine innere Krise, und er erlag der Philisternmacht.

III. Die Zeit der Könige (etwa 1000—586 v. Chr.). Unter Sauls anfänglichem Gegenspieler und späteren erfolgreichen Nachfolger David aus dem südlich siedelnden Stamme Juda wurde dieser mit den weiter nördlich ansässigen (im engeren Sinne „Israel-“) Stämmen geeint und das zwischen beiden Gebieten liegende Jerusalem erobert („Davids Stadt“). Es wurde zum politischen und durch die Überführung der Bundeslade auch zum religiösen Mittelpunkt des Reiches. Unter Davids diplomatisch noch erfolgreicherem Sohn Salomo konnte der Tempel gebaut werden, weil der König in regen Handelsbeziehungen zu den Phönizierstädten und zu den Ländern am Roten Meer (Königin von Saba) stand. Dann freilich spaltete sich ein Nordreich (Hauptstadt Samaria) mit stets wechselnden Dynastien, auch religiös (durch den Kult Jahwes als Jungstier in Bethel), von Jerusalem ab, bis es 722 von den Assyriern erobert und seine Bevölkerung größtenteils deportiert wurde. Juda, durch die Umkehr des Assyrierr Königs vor Jerusalem sicher gemacht, behauptete sich noch als Satellitenstaat unter dem Davidshause, bis es sich trotz Warnungen durch den Propheten Jeremia zu einem aussichtslosen Aufstand gegen das neubabylonische Reich Nebukadnezars hinreißen ließ und Jerusalem von ihm 586 erobert und zerstört wurde.

IV. Exil und Erneuerung (586—164). Demgegenüber jedoch wurde „der Glaube des Volkes durch die furchtbaren politischen Schicksale nicht nur nicht zerbrochen, sondern in einer einzigartigen und ganz unerhörten historischen Paradoxie gerade erst gefestigt“, weil die politische Katastrophe nicht als Niederlage, sondern als Sieg des eigenen Gottes erschien; denn seine Propheten hatten diese unüberhörbar angekündigt und die Israeliten gelehrt, Gott nicht nur als den Lenker des eigenen, sondern mehr und mehr als den Lenker der Geschehnisse aller Völker zu begreifen. Im „Babylonischen Exil“ konstituierten sich die Juden als einziges Jahrtausende überdauerndes „Volk ohne Staat“, „bibelständig“ statt bodenständig, durch zeit- und raumfremdes, in Familie und Lehrhaus überliefertes Brauchtum aus den Gastvölkern herausgesondert. Eine Minderheit freilich durfte unter dem enthusiastisch als Gottes-Sendling („Gesalbter“) begrüßten Perserkönig Kyros nach Judäa zurückkehren und in Jerusalem den Tempel wieder aufbauen. Unter Führung des am Perserhof emporgekommenen „Schreibers“ Esra und mit Hilfe des ebenfalls jüdischen Statthalters Nehemia (455—433) durften sie dem erneuerten Gesetz wieder volle Geltung verschaffen und Jerusalem ummauern. Als sich unter den Diadochen Alexanders d. Gr. die jüdische Oberschicht hellenisierte und gar den Seleukiden Antiochos IV. Epiphanes zum Verbot der Einhaltung des Gesetzes bewog (167), wurde diese Gefahr einer Aushöhlung von innen gebannt, weil sich dagegen ein Volksaufstand erhob. Ihn führte Judas Makkabi (wohl: Der Hammer), und sein Haus (die Makkabäer oder,

nach dem Ahnherrn, Hasmonäer) ging daraus als Dynastie hervor. Als freilich Herodes — der Satellitenkönig von Roms Gnaden — in diese Dynastie hineinheiratete, löste er die Makkabäer ab (nach Pompejus' Tempelsturm, 63 v. Chr.). Als Träger der nationalreligiösen Überlieferung traten schon in dieser Zeit an die Stelle der Ritual-Theokraten der assimilierten, kollaborationistischen Priester-Aristokratie Jerusalems die Moral-Theokraten der volkstümlichen, auch in den Lehrhäusern der Diaspora wirkenden Gesetzeslehrer unter den „Pharisäern“ (d. h. den „Frommen“).

V. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Judentums. Die Juden fühlen sich, wie es im Vorspruch ihres Grundgesetzes heißt, als Gottes „Sondereigentum vor allen Völkern, ... Königtum von Priestern, heiliges Volk“. Unter diesem Anspruch wollen sie ihre Geschichte im Guten wie im Bösen

betrachten und betrachtet wissen. Deshalb verstehen sie und auch die Christenheit ihr vielhundertjähriges Überdauern der Staatlosigkeit als „einzigen unwiderlegten Gottesbeweis“. Die Propheten (bzw. „Künder“), die unter ihnen auftraten und als keinem staatlichen oder „kirchlichen“ Amt verhaftete Geistesmänner maßgebenden Einfluß auf Denken und Handeln ihrer Volksgenossen nahmen (wie im Mittelalter Bernhard v. Clairvaux oder Niklaus v. d. Flüe), haben als Vorläufer Jesu von Nazareth (und später Mohammeds) den Glauben an die Einzigkeit ihres Gottes als des allein wahren und wirklichen über den ganzen Erdball auszubreiten versucht, ohne daß dabei unter den Juden selbst die Gewißheit von einer verbleibenden Sonderstellung ihres Volkes in der Vorbereitung der vollkommenen Gottesherrschaft über alle Welt erstorben wäre.

9. Lion Feuchtwangers „Josephus“ Wahrheit und Verirrung eines historischen Romans

Ein Buchbericht von Prof. Dr. Karl Thieme

Da diese ursprünglich für die Frankfurter Hefte vorgesehene und angenommene Besprechung bisher dort nicht gebracht wurde, veröffentlichen wir diese Kritik nun an dieser Stelle.

I.

„Was ist, was will ein ‚historischer Roman‘? Die Gattung ist dubios, und die nicht sehr zahlreichen gültigen und großartigen Beispiele sind gleichsam Grenzfälle“, schreibt Walter Dirks im Vorwort zu Feuchtwangers Romantrilogie über den Verfasser des „Jüdischen Kriegs“, den berühmten Historiker Flavius Josephus.

Dieser Ausdruck ‚Grenzfälle‘ trifft ungemein genau; an jener Grenze nämlich scheinen uns die weitaus besten Werke der Gattung erwachsen zu sein — Manzoni ‚Verlobte‘ etwa und einiges von Fontane, von Lesskow — bis zu welcher große Erzähler in die von ihnen selbst schon nicht mehr miterlebte Vergangenheit dadurch eindringen konnten, daß sie sich gegenwärtigten, wie alte Leute, die sie noch gekannt hatten, zu sprechen, zu denken, zu handeln pflegten.

Sobald man weiter zurückzutasten versucht, steht man vor der unausweichlichen Wahl, ob man die Figuren der Handlung eine ‚historisch echt rekonstruierte‘, auf den Leser dann meist künstlich wirkende Sprache sprechen lassen — oder ob man diese rücksichtslos modernisieren und so von vornherein darauf verzichten will, die Atmosphäre von einst heraufzubeschwören. Feuchtwanger hat extrem dies Zweite gewählt — bis hin zur Betitelung seiner Rabbinen als ‚Doktoren‘ und des jüdischen Lehrhauses als ‚Universität‘. Seine Juden wie auch seine Römer des 1. nachchristlichen Jahrhunderts reden ganz genau wie Menschen des 20.; wohl nicht nur, weil er für solche schreiben will, sondern auch weil er meint, mit ihrer Sprache (die sich aus Briefstil, Komödie und dergleichen weitgehend rekonstruieren ließe) hätten jene Menschen von einst auch nicht viel anderes zu sagen gehabt als die heutigen Städtebewohner; gleiche Inhalte seien in verschiedene Formen einkleidbar, und nicht seien die jeweils wechselnden Lautleiblichkeiten Ausdruck immer wieder verschiedenen Seelentums, das auch noch einfühlsame Übersetzung durchschimmern zu lassen vermöge. — Für die *Gestalt* also verzichtet Feuchtwanger von vornherein auf jeden Versuch geschichtlicher Treue; wie er es mit *Stoff* und *Gehalt* der Erzählung hält, das ist die Frage, die der Kritiker zu beantworten hat.

II.

In den allergrößten Zügen der Handlung hält sich Feuchtwangers Lebensbeschreibung des Josephus an das, was aus

dessen dürftiger Selbstbiographie (eigentlich: Apologie) und seinen anderen Werken bekannt ist. Wir begegnen einem ehrgeizigen jungen Rabbiner, der am römischen Kaiserhofe Neros jüdische Gefangene freibittet; der beim kurz danach ausbrechenden Aufstand zunächst ein Kommando in Galiläa erhält, dann, als er dort in Gefangenschaft gerät, sein Leben durch die dreiste Anwendung *messianischer* Prophetien auf das „aus dem Osten“ Hervorgehn der künftigen Königsherrschaft des Feldherrn Vespasian erkaufte; der dessen Sprecher gegenüber den Aufständischen, dann aber auch wieder ihm gegenüber Fürsprecher der (angesichts der Ausichtslosigkeit des Aufstands zur ‚Loyalität‘ zurückkehrenden) Juden wird; zugunsten der Römer schönfärberischer Geschichtsschreiber dieses Aufstands, dann zugunsten des Judentums apologetischer der Geschichte seines Volkes. An dieser widerspruchsvollen, ja peinlich fragwürdigen Erscheinung fesselt den Romancier die Möglichkeit, daß ihr Schicksal vielleicht doch ein in seiner Art bedeutendes, weil typisch jüdisches gewesen sein könnte. (Wie wiederholt ausdrückliche Vergleiche mit großen Gestalten der Geschichte des Gottesvolkes unterstellen, S. 640, 939!)

Und so erfindet der Erzähler mit durchaus rechtmäßiger ‚dichterischer Freiheit‘ allerhand Züge, die den anrühenden Glücksritter in ihrem Zusammenwirken zum tragischen Helden steigern: Gerade Josephs Anfangserfolg in Rom hat den Aufstand erst ausgelöst, den Joseph dann desertiert. Von den Söhnen, welche ihm eine nach flüchtigem Genuß von Vespasian weggeworfene und dem Juden als Gattin aufgezwungene Kriegsgefangene gebiert, verliert Joseph den einen durch schuldhaftes Gleichgültigkeit gegenüber dem Kinde der Ungeliebten, den andern durch maßlosen Ehrgeiz für diesen Spätgeborenen, der ihm den schlimmeren, geistigen Verlust des dritten Sohnes ersetzen sollte, des aus gescheiterter ‚Liebesheirat‘ mit einer Ägypterin hervorgegangenen, von ihr und einem griechischen Erzieher zu fanatischem Judenhaß erzogenen ‚Paulus‘. Und was schließlich Josephus' Geschichtswerk anlangt, so muß er selbst es — trotz allem äußeren Publikumserfolg — angesichts der Kritik seines von ihm als überlegen anerkannten Nebenbuhlers Justus von Tiberias als im letzten mißglückt ansehen lernen, als ein unsachliches Gemengsel ‚weltbürgerlicher‘ und ‚nationalistischer‘ Tendenz-Historiographie.

Das alles ist zwar kaum der wirkliche Josephus, aber immerhin ein aus dessen tatsächlichem (auch: Ehe-!) Schicksal herauskonstruierbarer möglicher; solches könnte solchem Manne damals zugestoßen sein.

Möglich sind auch wesentliche Züge des Zeitgeschichtsbildes, das über das feststehende Tatsachengerippe hinaus von der Phantasie des Erzählers entworfen wird. Wenn er entgegen der ‚offiziösen‘ Version der ‚Geschichte des jüdischen Krieges‘ (VI, 4, 6) den Titus am Tempelbrand mitschuldig sein läßt, so kann er sich dabei zum mindesten auf das ebendort an früherer Stelle eingeschlichene Sätzchen stützen: „Als nun der Cäsar erkannte, daß die Schonung fremder Heiligtümer seinen Soldaten nur Tod und Verderben bringe, befahl er, Feuer an die Tore zu legen“ (VI, 4, 1); und wenn er den überlieferten Ausspruch des sterbenden Titus, „es existiere nur *eine* Tat von ihm, die er zu bereuen habe“ (Sueton, Titus X), auf eben diese Tempelbrandstiftung bezieht, so ist das gewiß nicht undiskutabel. Daß sich Titus und vor allem dann auch Domitian von dem ihnen unheimlichen Juden-Gott geradezu bekämpft, verfolgt und schließlich umgebracht gefühlt haben können, wie es Feuchtwanger darstellt, entspricht durchaus ihrer spätrömisch superstitiösen Mentalität, — wie denn überhaupt die Schilderung dieses *zugleich* zynisch-nihilistischen *und* ängstlich-abergläubischen ‚imperialen‘ Rom dem Zeitgenossen der ebenso nihilistischen und ebenso abergläubischen Hitler und Konsorten weitaus am besten geglückt ist.

III.

Freilich: Schon die Schilderung des andern (besseren) Rom, des republikanischen, rechtsstaatlichen, dem Cäsarismus opponierenden, ist Feuchtwanger nicht ganz gelungen; sein Cornelius Tacitus bleibt eine blasse Gestalt, und nicht nur, weil er als Schweigender unter Domitian überleben muß, um nach dessen Sturz als Historiker reden zu können. (Eine kühle Kontrastfigur zu dem heißblütig überströmenden Josephus.) Auch die ‚Vestalin Cornelia‘ zeigt die Aufgabe einer Vergegenwärtigung des ehrwürdigen Alt-Rom mehr geahnt als wirklich gelöst; daß sie mit Vergils ‚Aeneis‘ als klassischem Epos und Livius’ Geschichts-Werk aufwuchsen, das merkt man niemandem von diesen Römern und Römerinnen des Romans an; sie sind fast nur degenerierte und politisch depossedierte Aristokratie; jener andre Menschen-schlag, der auch noch da war, aus dem später die großen Leo und Gregor hervorgingen, er fehlt hier so gut wie gänzlich.

Denn er kann nicht ersetzt werden durch die karikierten Gestalten der beiden Christen im Kaiserhaus, des 95 von Domitian hingerichteten Titus Flavius Klemens und seiner verbannten Gattin Domitilla; beide — wie alle im Roman auftretenden Christen — nach dem Muster gutartiger Sektiärer des 20. Jahrhunderts gezeichnet; unberührt von allem, was an damaligen und wenig späteren Gemeindeständen I Korintherbrief, Apokalypse, Hermas, Tertullian und Martyrologien ahnen lassen. Zur Uninformiertheit aber kommt nun hier ein kaum entschuldbares spekulatives Spiel mit geschichtlichen Tatsachen, die feststehen, solche Willkür also verbieten sollten: Derselbe Autor, der Seite 1076 ff. gemäß der unbestrittenen Überlieferung (Hegesipps aus dem 2. Jahrhundert) leibliche Verwandte Jesu von Nazareth — als mögliche ‚Thronprätendenten‘ verdächtigt — vor Domitian vorführen läßt, läßt seinen Helden, nachdem dieser sich (S. 652) vergebens in Galiläa bemüht hat, als Historiker irgendwelche Spuren eines weniger als zwei Menschenalter zuvor dort aufgetretenen Jesus von Nazareth ausfindig zu machen, eine absurde Spekulation unwidersprochen hinnehmen (S. 697 f.), wonach ein unter Pilatus wegen Messianismus gekreuzigter Unbekannter mit dem (nach des wirklichen Josephus ‚Altertümern‘ XX, 9, 1) im Jahre 63 vom Hohenpriester zur Steinigung verurteilten (sog. ‚Herren-Bruder‘) Jakobus zusammengeworfen worden und so die ‚Legende‘ vom gekreuzigten Jesus entstanden sei.

Wer nun annähme, er könne diese Geschichtsklitterung gewissermaßen einem ‚jüdischen Standpunkt‘ des Verfassers zuschreiben, schon weil dieser seine am schärfsten abspre-

chenden Urteile über den christlichen Glauben als „Preisgabe alles dessen, was das Judentum an großer starker Tradition besitzt“, seinem unfehlbaren Justus von Tiberias in den Mund legt (S. 714, ähnlich S. 741), der würde trotzdem irren.

Denn dieses Buch eines Juden über einen Juden ist dennoch kein jüdisches Buch, vielmehr der Versuch, das jüdische Schicksal von der Basis des absoluten Unglaubens aus zu verstehen; ein Versuch also, den man aus der Sicht des jüdischen wie des christlichen Offenbarungsglaubens gleichermaßen von vornherein zum Scheitern verurteilt findet, — wie hoch immer man die Fähigkeiten dessen, der ihn unternimmt, einschätzen, wie ehrlich man seine religiöse ‚ignorantia invincibilis‘ (unüberwindliche Erkenntnisunfähigkeit) zu respektieren geneigt sein mag.

Formuliert ist Feuchtwangers eigener Standpunkt — wieder von seinem allweisen Sprecher Justus — mit den Worten:

„Dir erkennbar ist nur, was geeignet ist,
Dir jeweils zu bestätigen,
Daß du dich nach Lust betätigen
Und sein darfst, was du bist“ (S. 744);

was, wenn zutreffend, jede Neuebesinnung und büßende Umkehr ausschloße; schon damit ist ein Fundament alles jüdischen (und christlichen) Seins und Tuns formell verneint. Die (scheinbare) biblische Stütze der hier entfalteten Weltanschauung muß das Buch des Predigers (Kohélet) liefern (S. 666 f., 1118 f. und anderwärts); aber in den Partien, wo seine fast zynische Nüchternheit durch den Ausdruck trotzdem ungebrochener Gottesfurcht ergänzt, ins Gleichgewicht gebracht und ebenso erst ‚offenbarungsfähig‘ gemacht ist, wird es mit billiger Kritik für „gefälscht“ erklärt (S. 697); es handelt sich um den Anhang des Buches 12, 12 ff., der ganz offen als Zusatz deklariert ist: 12, 9, und nur resümiert, was jenes selber nicht vergessen hat: 3, 14; 5, 6; 7, 18.

Damit ist die — letzten Endes nichtige — menschliche Wirklichkeit (im besten Falle!) reduziert auf einen lebenslänglichen Kampf zwischen dem ‚Gefühl‘ auf der einen Seite (dem unbändigen, leidenschaftsglühenden Herzen), welchem zu folgen rauschhafte Triumph-Momente verheißt, aber in vernichtende Katastrophen hineinführt, einzelne wie Völker, und auf der andern Seite der ‚Vernunft‘, dem kühl berechnenden Kopfe, nach dessen Rat zu handeln allein Überdauern und die Vollendung weithinauswirkender Werke verbürgt, aber oft mit maßloser Schmach und Demütigung erkaufte werden muß. (Etwa von Josephus, als er sich unter das ‚caudinische Joch‘ des Titusbogens bückt, der den Triumph über die Juden verewigt.) Letzte Seligkeit ist, nach jahrzehntelanger mühsamer Bändigung jugendlichen Überschwangs am Ende (S. 1169) wieder ‚unvernünftig‘ sein zu dürfen und in einem als nutzlos erkannten Aufstand sinnlos umzukommen. („Wir werden weiter marschieren, bis alles in Scherben zerfällt...“)

Aber schießen wir nicht mit Kanonen auf Spatzen? Lohnt denn dieser Roman, benötigt er solch ernsthafte Auseinandersetzung?

Ja, schon weil seine Veröffentlichung in Walter Dirks’ Vorwort damit begründet wurde, daß auch in Deutschland „die Stunde gekommen ist, da wir in einer bitter erprobten und neu errungenen ‚Unbefangenheit‘ über die jüdische Existenz in der nichtjüdischen Welt als unser gemeinsames geschichtliches und menschliches Schicksal wieder nachdenken und meditieren können. In einer Unbefangenheit, die das Gegenteil von Gleichgültigkeit ist“.

Wem jene jüdische Existenz unter den Völkern nicht gleichgültig ist, wer aus Pauli Römerbrief (11, 17 ff.) erkannt zu haben meint, daß im Sinne des Abrahams-Segens Heil und Unheil aller Völker, auch des eignen, noch immer davon abhängt, wie sie sich zu dieser jüdischen Existenz in ihrer Mitte stellen, dem kann es auch nicht gleichgültig sein, wenn Tausende von Landsleuten die vielleicht erste große Ge-

samtdeutung des jüdischen Schicksals, die sie nach der Hitlerzeit in die Hände bekommen, in die Irre führt, um so täuschender im Hintergründigen und Letzten, je glänzender und einleuchtender sie das Vordergründige erfaßt.

Denn es ist hier wirklich von einem gescheiterten Könner blendend dargestellt, auch ganz ohne jene apologetische Beschönigung, die an „korrekteren“ Geschichtsbildern oft so peinlich berührt. Feuchtwanger geht manchmal fast bis ins Gegenextrem, etwa wenn er von der halben Million Juden in Alexandria schreibt: „Ihre kultische Absonderung, ihr Reichtum, ihre Hoffart hatten immer wieder zu wüsten Pogromen geführt... Sie waren stolz selbst auf die Angriffe, sie waren ihnen eine Bestätigung ihrer Macht. Denn sie regierten in Wahrheit das Land Ägypten, wie einst Josef, der Sohn des Jakob, unter seinem Pharao...“ (S. 223). Feuchtwanger sieht auch völlig klar das soziologische Problem des Judentums nach der Zerstörung des seine Einheit noch in der Zerstreuung verbürgenden Jerusalemer Tempels: „Nun das Haus Jahwes nicht mehr stand, wurden die Bräuche für das Judentum, was der Körper für den Geist ist; hörten die Bräuche auf, dann hörte auch das Judentum auf“ (S. 263). Darum die entscheidende Wichtigkeit des von den Römern tolerierten, über die Bräuche, über die „Einheit der Lehre“ wachenden, mit der römischen Kurie vergleichbaren zentralen Lehrhauses. Seine Rabbis allein waren die „Hüter der Lehre. Nur das Kollegium von Jabne verhielt, daß sie sich verflüchtigte, daß sie zurückverschwand in den Himmel, aus dem sie gekommen war. Die Lehre, das war der innere Zusammenhalt, ... das Herz und der Sinn der Judenheit“ (S. 890); um die innere (christliche) und die äußere (römische) Gefährdung jenes Lehrhauses dreht sich denn auch im tiefsten die gesamte Handlung im zweiten

und dritten Teil der Roman-Trilogie, nachdem im ersten die Zerstörung des Tempels geschildert ward.

Das Schlimme ist nur: Die diese Lehre retten, sind bei Feuchtwanger von der Wahrheit dieser Lehre selbst nicht überzeugt. Jochanan ben Sakkai, der Gründer Jabnes, sagt: „Es ist fraglich, ob der Messias jemals kommen wird. Aber glauben muß man es...“ (S. 201). Und sein Amtsnachfolger Gamaliel (II.) sagt: „Durch die Bräuche und das Gesetz retten wir wenigstens den Jahwe Israels“; — um sich gleich danach selbst zu fragen: „Ist das Gotteslästerung?“ (S. 905); und um schließlich — als ein offenbar letztes! — zu stehen: „Ich finde unser jüdisches Volk, ich finde diesen wilden Drang, weiter zu existieren, sich nicht unterkriegen zu lassen, das Erhabenste, Wunderbarste, was es auf dieser arm und dunkel gewordenen Welt gibt“ (S. 907).

Kollektiver Lebensdrang, fanatischer Nationalismus, rational bediente ultima ratio als das Letzte und Höchste, — das mag heute wie gestern die große Versuchung des jüdischen Menschen (aber wahrlich nicht *nur* des jüdischen Menschen!) sein. Wenn aber die Bibel nicht lügt, dann ist der Sinn dieser Versuchung, daß sie — wie es kollektiv und auch individuell nun doch immer wieder geschah und geschieht — überwunden wird in die Haltung dessen hinein, von dem der Prophet sagt:

„Gestoßen ward er, er aber beugte sich
und öffnete nicht seinen Mund;
wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird,
wie ein Schaf, das vor dem Scherer verstummt,
hat er nicht geöffnet seinen Mund“ (Is 53, 7).

Wer das nicht vergißt, der wird diese spannende Josephus-Trilogie mit mancherlei Gewinn zu lesen vermögen.

10. Zionistische und israelische Rechenschaft 1957

Im Folgenden bringen wir zwei Dokumente zum heutigen Stand des Bewußtseins im Welt-Zionismus und im Staate Israel: Die Eröffnungsansprache des Präsidenten der Zionistischen Weltorganisation auf der (60.) Jubiläumstagung des Zionistenkongresses in Jerusalem. *Nahum Goldmann* (gekürzt) und die auf eben dieser Tagung gehaltene bekanntnishafte Ansprache des israelischen Ministerpräsidenten *David Ben Gurion* (vollständig). Worum es heute für Israel als Volk und Israel als Staat geht, ist aus beiden Reden eindrücklich zu entnehmen.

a) Eröffnungsansprache zum 60. Zionistenkongreß

von Dr. Nahum Goldmann

10. bis 23. Juli 1957 in Jerusalem

Mehr als ein Jahr ist seit dem letzten Zionistenkongreß vergangen, und ich will in dieser Eröffnungsansprache die Hauptereignisse dieser schicksalsvollen Jahre zusammenfassen. Ich will drei Gesichtspunkte der gegenwärtigen Situation behandeln:

1. Unsere allgemeine Lage;
2. Die interne jüdische Lage;
3. Die Lage innerhalb der Zionistischen Bewegung.

Die beiden hervorragenden Ereignisse dieses Jahres waren die Sinai-Aktion mit all ihren Folgen, und zweitens der Beginn der großen Einwanderung, besonders von Europa. Ich will nicht in allen Einzelheiten die Resultate des Sinai-Feldzuges werten, welcher eine militärische Glanzleistung darstellte, politisch allerdings ein viel schwierigeres Kapitel war. Vom allgemeinen israelischen Standpunkt aus gesehen, brachte es als Hauptgewinn eine Dramatisierung von Israels Sicherheitsproblemen, wie sie nie zuvor erreicht wurde, und beeindruckte die Weltmeinung durch den explosiven Charakter des Nahen Ostens, der damit verbundenen Gefahr für

den Weltfrieden und der dringenden Notwendigkeit, eine Stabilisierung in dieser Gegend herbeizuführen, was nicht ohne Frieden zwischen Israel und den arabischen Staaten geschehen kann. Ohne die politische Lage im einzelnen zu erörtern, habe ich den Eindruck, daß wir in eine Periode eintreten, in welcher die Möglichkeit eines Friedens zwischen den Arabern und Israel durchführbarer erscheint als je zuvor. Es gibt zwei Gründe für diese Beurteilung: erstens die Tatsache, daß die arabischen Führer, auch wenn sie es noch nicht öffentlich zugeben, langsam davon überzeugt werden, daß Israel ein dauerhaftes Gebilde ist, und sie beginnen, ihr Denken diesem „fait accompli“ anzupassen. Der zweite Grund ist, daß sich die großen Mächte der Gefahr für den Weltfrieden bewußt werden, welche die chaotische Lage im Mittleren Osten darstellt. Sie sind daher bereit, mit dieser Lage sich wirksamer zu befassen, als sie es bis jetzt getan haben, ganz besonders, da keine der Großmächte einen Krieg wünscht. Sogar die Sowjetunion, trotz ihrer äußerst unfreundlichen Haltung Israel gegenüber und ihrer Ermutigung des extremen arabischen Nationalismus, ist am Weltfrieden interessiert, besonders nach den Veränderungen in ihrer Führerschaft. Diese Situation eröffnet Ausblicke für einen Frieden mit all seinen unschätzbaren Vorteilen für Israel. Andererseits birgt sie gewisse Gefahren, daß Versuche unternommen werden, einen Frieden aufzuzwingen, der für Israel unannehmbar wäre und seiner Zukunft schaden könnte.

Zum Glück für Israel und für uns alle war der zweite Teil des vergangenen Jahres nicht in erster Linie mit politischen Problemen angefüllt und der Verteidigung von Israels Interessen, sondern hauptsächlich mit den Problemen der wieder-einsetzenden Masseneinwanderung. Diese Einwanderung hat einen neuen spezifischen Charakter angesichts der Tatsache, daß ihre Mehrheit aus europäischen Ländern kommt. Dies gibt ihr eine außerordentliche historische Bedeutung, nicht

nur, weil sie nach Israel Elemente bringt, welche hier dringend benötigt werden und die ohne Zweifel einen großen Beitrag zum Aufbau des Landes leisten werden, sondern ganz besonders, weil sie Aussichten eröffnet auf eine Rückführung jener Judenheiten, welche für unser Volk verloren zu sein schienen. Wenn wir nun den Punkt erreicht haben, an welchem Zehntausende von Juden auf legale Weise aus diesen Ländern nach Israel einwandern, so ist es nicht länger mehr eine don-quistotische Illusion, zu hoffen, daß andere Länder, und sogar die Sowjetunion unter ihnen, auch die Tore für eine jüdische Einwanderung nach Israel öffnen werden. Dies bringt mich zu der Überzeugung, daß die Zeit für das jüdische Volk gekommen ist, sich aktiver und offen mit dem großen Problem des Lebens und der Zukunft des osteuropäischen Judentums zu befassen. Es stellt den Hauptüberrest aus der Nazihölle dar. Es ist in Gefahr, sich geistig aufzulösen und für unser Volk verloren zu gehen. In erster Linie ist dies das Problem ihrer Fähigkeit und ihres Rechtes, als Juden zu leben, als Teil des jüdischen Volkes in der Welt. In dieser Hinsicht besteht ohne jeden Zweifel eine Diskriminierung, ganz besonders in der Sowjetunion. Sie genießen nicht, als Minderheit, die gleichen Rechte und Möglichkeiten, welche anderen nationalen Minderheiten in Rußland zustehen. Das jüdische Volk kann keinesfalls sein lebenswichtiges Interesse an diesen dreieinhalb Millionen Juden aufgeben, und die Zeit ist gekommen, dieses Problem auf die Tagesordnung der Weltöffentlichkeit zu setzen. Dies heißt nicht, daß wir gegen die Sowjetunion oder gegen irgendein soziales System kämpfen. Das jüdische Volk als solches kann zu solchen Problemen keine Stellung beziehen. Jeder Jude kann dies individuell tun. Unser Volk als Volk ist nur an einem Aspekt interessiert: die Gleichberechtigung jedes jüdischen Bürgers zu sichern als Bürger, und jeder jüdischen Gemeinschaft als Gemeinschaft. Es gibt nichts in der Ideologie oder im Sozialsystem der osteuropäischen Staaten, was die jüdischen Gemeinden verhindern könnte, ihr eigenes Leben zu führen, wie die Lage in einigen dieser Länder und sogar in den frühen Jahren des sowjetrussischen Regimes beweist. Die tragische Situation, welche zur Zeit in der Sowjetunion in bezug auf jüdisches Leben vorherrscht, ist nicht das Ergebnis einer sozialen Ideologie, sondern der spezifisch antijüdischen Politik des stalinistischen Regimes, welche unglücklicherweise durch seine Nachfolger nicht geändert wurde. Aus diesen Gründen werden wir uns mehr und mehr mit diesem Probleme zu beschäftigen haben, welches meiner Ansicht nach neben Israel das zentrale jüdische Problem darstellt.

Niemand weiß, wie lange es dauern wird, bis wir Resultate erreichen werden. Doch die Liberalisierung, welche in Osteuropa und in der kommunistischen Welt vor sich geht, gibt uns die Hoffnung, daß wir in der Lage sein werden, durch unsere ununterbrochenen Bemühungen, die Rechte der osteuropäischen jüdischen Gemeinschaften, ihr eigenes Leben zu führen und am gesamtjüdischen Leben teilzunehmen, einschließlich des Rechtes zur Auswanderung nach Israel, zu sichern doch einen Wechsel ihrer Lage herbeizuführen, ganz besonders, da wir die Unterstützung und das Verständnis der Weltöffentlichkeit, einschließlich mancher, welche der Sowjetunion freundlich gegenüberstehen, für diese Forderung mobilisieren können. Was wir der Welt und den osteuropäischen Führern vor Augen zu führen haben, ist die Tatsache, daß es dem kommunistischen Regime nicht gelungen ist, das jüdische Problem in ihren Ländern zu lösen, weder durch völlige Assimilation noch, wie es die Sowjetunion versuchte, durch das bankerotte Experiment von Biro-Bidjan. Die Entwicklung des jüdischen Problems in osteuropäischen Ländern hat erneut die Richtigkeit der zionistischen Lösung für die Judenfrage bewiesen, und im Lichte der neuesten Ereignisse ist die Hoffnung nicht unberechtigt, daß die Führer dieser Regime dies einzusehen beginnen.

Was das Problem der jüdischen Einwanderer nach Israel betrifft, so gibt es noch einen anderen Teil der Welt, in dem eine unbefriedigende und unannehmbare Lage vor-

herrscht, nämlich Nordafrika. Es gab eine Zeit, in der wir uns um die physische Sicherheit der Juden Nordafrikas sorgten. Glücklicherweise waren unsere Befürchtungen unberechtigt. Die Führer der neuen unabhängigen Staaten Nordafrikas, Tunis und Marokko, haben ihre Versprechungen gehalten, keine physischen Angriffe gegen Juden zuzulassen und sie als gleichberechtigte Bürger ihrer Länder zu behandeln. Was jedoch die Freiheit der Auswanderung betrifft, so herrscht hier immer noch eine unbefriedigende Lage vor...

Was nun die allgemeine jüdische Lage betrifft, so ist das Hauptproblem nicht mehr das gleiche, wie nach dem zweiten Weltkrieg. Das Problem ist nicht mehr in erster Linie physische und politische Sicherheit für diese jüdischen Gemeinschaften, sondern ihr kulturelles jüdisches Leben. Antisemitismus ist, wenigstens im jetzigen Zeitpunkt, nicht das Hauptproblem jüdischen Lebens außerhalb Israels. Das wahre Problem ist, die jüdische Identität zu bewahren, die Bande der Juden der Diaspora mit ihrer jüdischen Vergangenheit, ihrem jüdischen Erbe und mit Israel zu stärken. Die Hauptgefahr für unser Volk ist heute nicht physische Ausrottung oder politische Diskriminierung. Im gleichen Maße, in welchem sich die äußere Lage der Juden in der Diaspora sowohl politisch als auch wirtschaftlich gebessert hat, vergrößerte sich die interne Gefahr der Assimilation. Dieses Problem muß das Hauptanliegen des jüdischen Diasporalebens werden, und die zionistische Bewegung muß sich mehr und mehr darauf konzentrieren, diese Gefahr zu bekämpfen und die junge Generation unseres Volkes zu retten...

(Aus: Maccabi 16/30 [Basel, 26. 7. 1957])

b) Ben Gurions Credo

Die große Debatte über die Frage der Beziehungen zwischen Israel und den Juden der Welt

Dem 'Aufbau' (XXIII/32, New York, 9. 8. 1957) entnehmen wir die Rede, die Ben Gurion am Anfang der Diskussion hielt:

„An erster Stelle bin ich Jude, dann erst ein Israeli, denn meiner Überzeugung nach wurde der Staat Israel für das ganze jüdische Volk erschaffen. Von jetzt ab hängt jedoch die Zukunft des jüdischen Volkes von dem Überleben, dem Wachsen und der Festigung des Staates ab. Der Staat repräsentiert nicht die Juden, die in der Diaspora leben. Jeder Jude, der im Ausland lebt, ist zuerst ein Bürger seines Landes, der seine Pflicht ihm gegenüber zu erfüllen hat und die gleichen Rechte genießt, wie jeder andere Bürger, aber jeder Jude, wo immer er leben mag, gehört dem jüdischen Volk an. Die Juden der ganzen Welt sind in einer nationalen Einheit verbunden — eine Einheit, die auf einem gemeinsamen Schicksal basiert, auf einem großen, gemeinsamen geschichtlichen Erbe und auf gemeinsamen Hoffnungen für die Zukunft.

Was das Fortleben des jüdischen Volkes durch Generationen und schließlich die Schaffung des Staates ermöglichte, ist die messianische Vision der Propheten Israels, die Vision der Erlösung des jüdischen Volkes und der ganzen Menschheit. Der Staat Israel ist das Werkzeug zur Verwirklichung dieser messianischen Vision.

Er wurde von Einwanderern aufgebaut — und ausschließlich von Einwanderern — und er wird auch in Zukunft allein von den Einwanderern weiter gebaut werden. Die Juden im Ausland haben ihnen dabei geholfen, aber sie haben nicht selbst mitgebaut. Geld baut nicht, Propaganda baut nicht, der 'shtadlan' baut nicht — der einzige Mann, der baut, ist der, der im Lande selbst lebt und arbeitet. Verwandte und Freunde bringen Geschenke für Kinder, aber nur ein Vater und eine Mutter können sie in die Welt setzen. Genau so ist ein Vaterland die organische und unmittelbare Schöpfung derer, die es aufbauen und bereit sind, es mit Leib und Seele zu verteidigen.

Die Leiden des jüdischen Volkes in der Diaspora, ob sie ökonomischer, politischer oder kultureller Art waren, haben in großem Maße zur Einwanderung in das Land Israel beigetragen, aber nur durch die messianische Vision konnte diese Einwanderung Früchte tragen und zur Schaffung des Staates führen. Leiden allein ist demütigend, bedrückend und zerstörend. Hätten wir nicht die messianische Vision der Erlösung von den Propheten Israels ererbt, hätten die Leiden des jüdischen Volkes in der Diaspora zu seinem Aussterben geführt. Die Rückkehr der Juden in ihr Land ist der Beginn der Verwirklichung der messianischen Vision.

Der Staat macht keinen Unterschied zwischen dem Juden, der erst gestern hierher kam, und dem, der sein ganzes Leben lang hier gelebt hat, oder dessen Familie seit Generationen hier ist. Alle haben die gleichen Rechte und Pflichten. Meiner Meinung nach ist es auch nicht richtig, einen Unterschied zwischen jenen Juden im Ausland zu machen, die unseren Siedlern seit Jahrzehnten beim Aufbau des Staates behilflich sind, und solchen, die erst vor neun Jahren damit begonnen haben oder auch erst im vorigen Jahr.

Ich weiß nicht — und ich glaube, niemand weiß es — wieviele Juden nach Israel kommen möchten und wieviele die Erlaubnis dazu erhalten werden. Viele von ihnen werden noch für lange Zeit oder vielleicht für immer in der Diaspora leben müssen. Das jüdische Volk in der ganzen Welt ist der wichtigste und dem Staate Israel ergebenste Freund, aber der Charakter des Staates wird von denen geformt werden, die an seinem Aufbau mitarbeiten und in ihm leben.

Es ist unausbleiblich, daß die Juden Israels sich von denen in der Diaspora unterscheiden, und je mehr der Staat wächst und je unabhängiger er wird, desto größer wird dieser Unterschied werden.

Aus diesem Grunde muß der Staat als Vorkämpfer des Erlösungsgedankens und jeder Jude, dem die Zukunft und die Einigkeit des jüdischen Volkes am Herzen liegt, folgende Ziele anstreben:

*das jüdische Bewußtsein der Jugend in Israel und im Ausland zu vertiefen;
ihre Verwurzelung mit der jüdischen Vergangenheit und ihrem jüdischen Erbe zu stärken;
ihre Bindung an die Werte des messianischen Erlösungsgedankens zu intensivieren;
das Gefühl gemeinsamen Schicksals und der Zusammengehörigkeit der Juden der ganzen Welt, aller Generationen und an allen Orten zu konsolidieren; und vor allem
die jüdische Erziehung für die jüngere Generation in der Diaspora sicherzustellen;
engeren Kontakt zwischen den Juden im Ausland und denen in Israel herbeizuführen und
die jüdische Jugend in Israel wie in der Diaspora für Pionierarbeit auszubilden, die die Inhalte des messianischen Gedankens in die Praxis umsetzt.*

Die Geschichte beurteilt Menschen, Organisationen, Parteien und Regierungen nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Taten.“
Übersetzt von Lucy Perlitz

II. Die Bibel und ihre Sprache im neuen Israel

a) Die Bibel als Grundlage jüdischer Politik

*Eine Betrachtung zum Unabhängigkeitstag
Von Dr. Pinchas Rosenblüth*

Daß es im Staate Israel an denen nicht fehlt, die sein Volk an Gottes Offenbarung als Maßstab auch der Politik erinnern, mag diese Betrachtung zeigen — zugleich finden wir in ihr die unbefangene Anerkennung des Einflusses der Bibel auch auf andere Völker. —

Wir bringen diesen Beitrag auszugsweise mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion aus dem Mitteilungsblatt (MB) der europäischen Einwanderer in Israel, der „Irgun Olej Europa“ (25/18), Tel Aviv, 3. 5. 1957.

Die Redaktion des MB schreibt:

„Der Unabhängigkeitstag kann ein Anlaß sein, um über die Probleme nachzudenken, die unserm Staate gestellt sind. Die Zukunft unseres Lebens als Juden im Lande und Staate Israel, die Stellung unserer Gemeinschaft unter den Völkern der Welt und im jüdischen Volke, hängt davon ab, wie wir uns den großen, über den Tag hinaus weisenden Fragen gegenüber verhalten, deren Lösung uns aufgegeben ist. Einen Beitrag zu dieser Besinnung anläßlich des Tages unserer staatlichen Unabhängigkeit stellt der nachfolgende Aufsatz dar.“

Es gilt als eine allgemein anerkannte Tatsache, daß die Bibel in Jisrael — besonders für die jüngere Generation — wieder eine entscheidende Bedeutung erlangt hat. Genauer gesehen, betont man bei ihrem Studium vor allem das Archaische, nämlich die archäologischen, folkloristischen, nationalen (Beweise unserer früheren Unabhängigkeit) und militärischen Werte. Dem gegenüber verschwindend gering ist die Bedeutung der Bibel für den heutigen Menschen und die Gemeinschaft in Jisrael auf geistigem und persönlichem Gebiete, viel-

leicht viel geringer als für viele Millionen Menschen anderer Völker ...

Es ist klar, daß diese Frage heute — in der Zeit des Werdens der Gesellschaft und des Staates Jisrael — ihre besondere Bedeutung hat. Schon heute führte das oben Gesagte dahin, daß dem jüdischen Staate der weitere und tiefere Hintergrund fehlt (selbst eine Grundverfassung konnte er sich nicht geben), den selbst viele Nichtjuden sofort mit Jisrael gleichsetzen, und daß auf der anderen Seite die Bibel der eigentlichen Beziehung zum Konkreten entbehrt. Dabei denke man daran, daß gerade die Bibel von Anfang an (Abraham!) auf die Gründung einer Gesellschaft und eines Staates bezogen ist ...

Aber im Gegensatz zur modernen Staatslehre wird hier der Staat nicht als an sich heilig und wertvoll, also als Selbstzweck angesehen, seine Existenzberechtigung ist vielmehr bedingt von seiner Bereitschaft, die jüdischen und sittlichen Werte in seinem Raume zu verwirklichen, wie dies immer wieder in der Thora und von den Propheten betont wird.

II.

In jedem Staate besteht eine oberste Staatsgewalt, auf der alle weiteren Träger des Staates beruhen. In vielen Staaten war dies der König, der dann von der Aristokratie und diese wieder vom Volke abgelöst wurde, meist auf dem Wege blutiger Revolutionen, bis wieder der Ruf nach einem das Chaos beseitigenden Einzelherrscher laut wurde, und so begann der Kreislauf von neuem. Dies war der Lauf der Weltgeschichte, zum großen Teil bis auf unsere Zeit.

Anders im jüdischen Staat. Wohl bewußt im Hinblick auf diese Entwicklung, und um die Staatsvergötzung und den Kampf um die oberste Staatsgewalt zu vermeiden, besteht hier keine solche oberste Gewalt, es

sei denn, daß sie in Gott und dem von ihm verkündeten Gesetz gesehen wird (vgl. V. B. M. Kap 33, 5). Immer wieder wird die Bedingtheit der Priester, Weisen und Propheten und die Nichtigkeit der königlichen Gewalt betont. Die Grundlage dieses Staates bildet der Gedanke des Bundes zwischen Gott und den Menschen, zuerst geschlossen mit Abraham, dann in späteren Zeiten immer wieder erneuert. Der Bund drückt die Bereitschaft des Volkes aus, die Thora anzunehmen und zu verwirklichen. Damit wurde das Volk ein gleichsam gleichberechtigter Partner dieses Bundes, „ein Reich von Priestern und ein heiliges Volk“, während andere „Theokratien“, wie Ernst Simon einmal mit Recht bemerkte, ein Reich von Priestern ohne das heilige Volk bildeten.

Weil es hier keine oberste Gewalt gab, wurde das ganze Volk gleich vor dem Höchsten und vor dem Gesetz, ein Grundgedanke, der später tief die Geschichte der westlichen Völker beeinflusste. Auch der zweite Grundgedanke, die Korrelation zwischen Gott, oder den von Ihm Beauftragten und Israel, wird immer wieder, besonders bei feierlichen Anlässen, betont!...

III.

Bei entscheidenden Anlässen wird daher das ganze Volk, soweit es noch technisch möglich war, zur Entscheidung aufgerufen (wie dies heute noch in manchen Kantonen der Schweiz üblich ist), sonst bestand der oberste Gerichtshof zuerst von Vertretern aller Stämme, später von den verschiedenen Bezirken gebildet, der nach dem Mehrheitsprinzip seine Entscheidungen fällte, weil überhaupt die Annahme durch die Mehrheit die Gültigkeit aller Beschlüsse und Regelungen seitens der politischen und richterlichen Körperschaften bestimmte, entsprechend dem erwähnten Grundcharakter der jüdischen Verfassung. Diese Betonung des Mehrheitsprinzips diente nicht dazu, einen technischen und formalen Ausweg bei Meinungsverschiedenheiten zu finden, sondern entsprach der besonderen Wertschätzung der Gemeinde und jedes einzelnen in ihr als des einen Partners in dem Bunde zwischen Gott und dem Menschen. Die Mehrheitsentscheidung wurde daher nicht als Selbstzweck angesehen, und wenn sie für Ziele mißbraucht wurde, die dem Geiste und den Grundvoraussetzungen des jüdischen Staates und seines Gesetzes nicht entsprachen, hatte sie natürlich keine Kraft. Man denke hierbei an die völlig andere Haltung moderner Demokratien, die in Verkennung der eigentlichen Dinge dem Nationalsozialismus ermöglichten, auf Grund der Mehrheit zur Regierung zu gelangen und auf Grund desselben „Selbstbestimmungsprinzips“ ihm später das Sudeten-Gebiet zusprachen. Nach jüdischer Auffassung ist die Meinung der Gesamtheit und jedes einzelnen wesentlich, wie auch jeder einzelne seine unantastbaren Rechte hat als ein im Ebenbild Gottes Geschaffener. Daher die besondere Rücksichtnahme auf sein Ehrgefühl, auch im Kriege, wo er die Möglichkeit hat, sich der Familie oder dem Aufbau seiner Wirtschaft im ersten Jahre nach seiner Verheiratung zu widmen, auch sogar ihm aus seinem Angstgefühl heraus fern zu bleiben. Nach einer Deutung dienen die anderen Motive nur dazu, diese Angst vor den anderen zu verschleiern. So haben viele andere Gesetze den Sinn, den Menschen vor einer Erniedrigung des Menschseins zu bewahren. Besondere Rücksicht genießt der Schwache in der Gesellschaft, der Knecht, der Fremde und die Waise, wie auch die entscheidenden Rechte aller (man denke an das Familienrecht) gerade im Hinblick auf diese verkündet werden (z. B. 2 B. M., Kap. 21)...

IV.

Wie erwähnt, sollte es in diesem Staate keine oberste Gewalt im üblichen Sinne geben. Die eigentliche Lenkung des Staates, die laufende Gesetzgebung und Gesetzesdeutung, die ausführende Gewalt und die Lehre sollten in den Händen verschiedener Träger sein, die sich gegenseitig begrenzten und so einander gleichsam die Waage hielten. Es waren zunächst die Priester, an Stelle der ursprünglich vorgesehenen Erstgeborenen, die den Tempeldienst verrichten und lehren sollten, daher — bewußt im Gegensatz zur ägyptischen Priesterkaste (s. I. B. M., Kap 47, 26) — nicht herrschen, sondern dienen sollten und deshalb auch keinen eigenen Boden hatten, sondern von den anderen abhängig waren (vgl. den Stand der Philosophen und Wächter in Platons Staat). Es sollte in Israel keine Herrschaft eines Klerus geben. Auf der anderen Seite wählte das Volk, in Stämme oder später in Bezirke eingeteilt, seine Vertreter in das Synhedrion, die politische, richterliche und religiöse Zentralbehörde und wiederum — vertikal — die Räte der Zehner-, Hundert- und Tausendschaften (insgesamt etwa 78 000 Leute), die lange bestanden und den engen Kontakt zwischen dem Volke und der Staatsleitung gewährleisteten. Gegenüber dem Gegensatz zwischen der athenischen Demokratie, die das Recht zur Leitung des Staates jedem gleichsam im Turnus — wenn auch nur für ein bis zwei Tage — zusprach, und Platon, der für dieses Amt nur den dazu Befähigten und jahrzehntelang dafür Ausgebildeten geeignet hielt, verhielt die jüdische Politik sich hier — wie in vielen anderen Dingen — aus Erkenntnis der Realität des Lebens ausgleichend. Der Fachmann (Priester oder Gesetzeslehrer) wie auch das ganze Volk und seine von ihm anerkannten Vertreter — jeder kann in Israel Laienrichter sein — hatten jeder seine Stellung im Staate. Die Vertreter wurden vom Volke vorgeschlagen, oder Moscheh und später das Haupt des Synhedrion hatte das Recht, aus der Reihe der Vorgeschlagenen die ihm geeignet Erscheinenden zu bestimmen. Auch hierbei wird das Grundprinzip, das Zusammenwirken der von oben wirkenden und von unten, vom Volke tragenden Gewalten, erkennbar. Die Zahl der 70 Mitglieder des Synhedrion erklärt sich nach dem Rambam deshalb, weil die Zahl 70 (wie auch 7) nach jüdischer Auffassung eine Gesamtheit, etwas Vollständiges darstellt (daher 70 Völker), und demnach hier alle möglichen Auffassungen und Parteiungen zum gesetzlich geregelten Ausdruck kommen, wodurch also ein Ein- oder Zweiparteiensystem nicht möglich wäre.

Auch das Königtum wurde als Möglichkeit, anscheinend als Konzession an die Sucht, sich mit anderen Staaten vergleichen zu wollen, vorgesehen. Aber wie anders sah dieser König aus! Kein sich mit Gott Gleichstellen, auch kein Königtum von Gottesgnaden, sondern eine ausführende und andern unterstellte Kraft. Der sich mit ihm befassende Abschnitt sieht nur Verbote für ihn vor, und das Gebot, dauernd das Gesetz bei sich zu tragen, und sich in ihm zu vertiefen. Der König durfte kein Priester sein (daher auch der Gegensatz zu den Hasmonäerkönigen). Aber alle hatten sich gegenseitig zu begrenzen, damit in jedem Falle die ungebührliche Konzentration der Macht in einem Träger, Person oder Gruppe, vermieden wurde. Der Prophet, dessen Beruf es war, kein Recht zu schaffen, sondern lediglich zu künden, war vorgesehen gleichsam als Notstand, als Sicherung, um die Reinheit des Staates zu wahren. Überhaupt lehnte das Judentum jeden Kult der Persönlichkeit ab, daher keiner das Grab Moschehs wissen durfte, auch sein Name beispielsweise in der Haggada nur einmal beiläufig genannt wird! Natürlich war auch die Gesetzeskenntnis aller, die als oberstes Prinzip galt,

dazu angetan, die Vorherrschaft einer Gruppe zu vermeiden und den Kontakt aller Bürger mit dem Staate zu sichern.

V.

Paradoxerweise haben andere Staaten — im Gegensatz zu uns heute — das für die Moderne Entscheidende der jüdischen Politik erkannt und in die modernen Staaten eingebaut. So riefen die Päpste erstmalig im Investiturstreit das Volk gegen Willkürherrschaft auf unter Berufung auf die Bibel. Später wurde dieser Weg weiter entwickelt von der Schweiz, Holland und dem kalvinistischen England, das die Geburtsstätte — ausdrücklich auf der Bibel und dem Vorbilde des jüdischen Staates beruhend — der modernen Demokratie wurde. Nach deren Beispiel wurden dort die Freiheit und Gleichheit der Menschen, das Wahlrecht, die Verurteilung der Tyrannei und die Teilung der Gewalten (Horrington) verkündet und von dort in das puritanische Amerika verpflanzt. Die besondere Hochschätzung der Verfassung — die als fast unantastbar gilt — und des Obersten Gerichtshofes, und die betonte Beschränkung und Teilung der politischen Gewalten, verraten unter anderem den biblischen Ursprung. Vielleicht werden auch wir heute, neun Jahre nach der Gründung unseres Staates, uns auf das Eigentliche besinnen, was wir zu schaffen haben, die Jüdische Politik, und sie in unserem Staate zum konkreten Ausdruck bringen, unabhängig von unserer privaten religiösen Weltanschauung. Erst dann wird die Bibel ihre Bedeutung in unserm Lande haben, die sie heute — trotz dem Bibellernen — nicht hat, und erst dann wird auch unser Staat seine tiefere Begründung und seinen tieferen Inhalt in unseren Augen, bei unseren hier aufwachsenden Kindern und bei den anderen, von uns hier viel erwartenden Völkern, finden.

b) Die Auferstehung der Hebräischen Sprache

Von Dr. Hugo Bergmann, Professor an der Hebräischen Universität. Vortrag gehalten für den Südwestfunk¹

Als ich vor genau zehn Jahren im Frühjahr 1947 als Mitglied einer Delegation des damals unter englischem Mandat stehenden Palästina an einem interasiatischen Kongreß in Delhi teilnahm und mit vielen Delegierten aus den asiatischen Ländern ins Gespräch kam, da fand ich, daß diese Delegierten aus Indien, Ceylon, Indonesien usw. sich vor allem für zwei Themen, Palästina betreffend, mit mir unterhalten wollten: über die landwirtschaftliche Kooperation und über die Auferstehung der hebräischen Sprache. Über die Kooperation ist im Westen genug geschrieben und gesprochen worden, aber über die Wiederbelebung der hebräischen Sprache ist wenig bekannt. Und diese Frage war damals den asiatischen Völkern so sehr interessant, weil die neuen Staaten, die vor zehn Jahren gerade in Bildung begriffen waren, vor die Frage gestellt wurden, wie sie sich eine Staatssprache geben sollten, welche an die Stelle des Englischen treten werde. Das Problem ist noch heute sehr umstritten, ob und wie es möglich sein wird, das Englische, das die Bildungssprache der tragenden Schicht ist, zu ersetzen durch eine der einheimischen Sprachen. Nun, bei uns in Israel ist die Frage sehr gut gelöst worden, wohl besser als alle andern Probleme, vor welche uns die Geschichte gestellt hat. Uns selbst, die wir seit mehreren Jahrzehnten in Palästina leben und die wir diesen Prozeß sozusagen am eigenen Leibe

mit dem Heranwachsen unserer Kinder mitgemacht haben, erscheint die Wiederbelebung der hebräischen Sprache fast wie ein Wunder, das wir erlebt haben, aber kaum erklären können.

Die hebräische Sprache ist seit vielen Jahrhunderten eine sogenannte tote Sprache gewesen. Schon zur Zeit Jesu sprachen die Juden nicht hebräisch, sondern aramäisch, das allerdings dem Hebräischen sehr nahe steht. Aber je weiter sich die Juden in ihrer Zerstreuung von ihrem Zentrum in Palästina entfernten, desto mehr verdrängten die Sprachen der Völker, unter denen sie wohnten und deren Sprache sie annahmen, das Hebräische. Wohl bildeten sich Dialekte, die eine Amalgamierung des Hebräischen mit der Sprache der Umgebung darstellten, wie etwa das Jiddische, das eine Mischung von deutschen, slavischen und hebräischen Elementen ist, wobei die Worte, welche dem Hebräischen entstammten, meist jenes Kulturgut betrafen, das sich um das religiöse Leben kristallisierte. Also die Sprache der Umgebung für den Wortschatz des Alltags, die hebräische Sprache aber für den Wortschatz des religiösen Lebens — das war das Prinzip, nach welchem sich die verschiedenen Judendialekte bildeten: das Jiddische, das Jüdisch-Spanische, das Jüdisch-Arabisches usw. Das Hebräische blieb dem religiösen Kulturkreis vorbehalten. Nur wenn sich Juden ganz verschiedener Kulturen, etwa ein Jude aus dem Jemen, mit einem deutschen Juden trafen, benützten sie notgedrungen das hebräische Vokabular auch für Gegenstände des Alltags. Aber das war natürlich eine seltene Ausnahme. So blieb die Lage bis zu den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Das Hebräische blieb in all diesen Jahrhunderten die Sprache der Gebete, der Bibelkommentare, der liturgischen Lyrik und jener Bücher, in welchen die großen Rabbiner Entscheidungen in religiösen Fragen fällten; nebenbei gesagt sind diese sogenannten Responsen eine sehr wichtige und noch nicht ganz erschlossene Quelle zur Kulturgeschichte früherer Jahrhunderte, und zwar sowohl der Juden wie der Nichtjuden, weil die Fragen, die da abgehandelt wurden, dem täglichen Leben entstammten. Aber ein großer Teil der geistigen Schöpfungen der Juden des Mittelalters, insbesondere die philosophischen Schriften, wurde nicht hebräisch, sondern meist arabisch abgefaßt und verbreitete sich in der alten Welt dann freilich durch hebräische Übersetzungen, die aber nicht vom Autor stammten. Und die Welt des Alltags war enthebräisiert. Dazu mag beigetragen haben, daß das Hebräische als heilige Sprache galt und die Juden sich sträubten, die heilige Sprache durch den Gebrauch im Alltagsleben zu entheiligen.

All dies änderte sich nun plötzlich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Die Gründe dieser Änderung waren mehrfach. Die zionistische Bewegung, die damals entstand, gab sich als eine nationale, religiös indifferente Bewegung. Sie erkannte die Trennung von heiligen Bezirken und Alltag nicht an. Indem das religiöse Moment vor dem nationalen zurücktrat, wurde die Frage aktuell, wodurch denn auch der nichtreligiöse, säkularisierte Jude, der die Synagoge nicht besuchte, seine Zugehörigkeit zu seinem Volk zu dokumentieren habe. Ein junger hebräischer Schriftsteller namens Elieser Ben Yehuda, selbst areligiös, der am Ende des 19. Jahrhunderts nach dem damals türkischen Palästina aus Rußland einwanderte, verfocht von dort aus mit Radikalität die Forderung: das Hebräische muß Sprache des Alltags werden. Diese Forderung war im damaligen Palästina auch von einer praktischen Bedeutung, weil schon im Beginn der damals sehr kleinen zionistischen Kolonisation in Palästina Juden aus allen Ländern zusammenkamen und so das Hebräische von aktueller Bedeutung wurde als ein Verständigungsmittel. So vereinigten sich Theorie und Praxis zu dieser

¹ Mit freundlicher Genehmigung des Südwestfunk veröffentlichen wir diesen Vortrag, der am 15. 11. 1957, 14.45 Uhr, vom Südwestfunk gesendet wird.

Forderung einer Belebung der hebräischen Sprache im Alltag, einer Forderung, die freilich auch in zionistischen Kreisen sehr utopisch klang. Als Theodor Herzl, der Begründer der politisch-zionistischen Bewegung, 1895 sein programmatisches Buch „Der Judenstaat“ veröffentlichte, das die Gründung des Judenstaates voraussah, warf er die Frage auf: Wie werden wir Juden uns untereinander verständigen?, und er fügte hinzu: „Wir werden doch nicht hebräisch sprechen!“ Und als 1897 und in den folgenden Jahren die ersten zionistischen Kongresse, von Herzl einberufen, in Basel tagten, war die Verhandlungssprache selbstverständlich deutsch, und wenn Delegierte aus Palästina hebräisch sprachen, verzeichnete das Protokoll lakonisch: „Redner sprach hebräisch.“ Die hebräische Rede war also für das Protokoll verloren. Daß die Sprache der Bibel im Laufe einer Generation die allgemein gebrauchte Sprache von 1 800 000 Menschen in Israel und die offizielle Sprache der Regierung des Staates Israel sein werde, hätte damals sicher völlig utopisch geklungen, ein Wunder.

Und dieses Wunder ist tatsächlich geworden. Die Schwierigkeiten freilich waren zunächst berghoch. Wo sollten die Worte des Alltags hergenommen werden, nachdem die Sprache durch viele Jahrhunderte nicht mehr die Befruchtung des täglichen Lebens erfahren hatte? Wo sollten der Schuster, der Tischler, der Bauer die Bezeichnung für ihre Werkzeuge hernehmen? Und wie sollte die ganze Reichhaltigkeit des modernen Lebens und seiner Entdeckungen und Erfahrungen in einer toten Sprache ausgedrückt werden? Zum Glück hatte sich damals am Ende des 19. Jahrhunderts in Palästina eine kleine Schar von Menschen zusammengefunden, deren Kenntnisse auf dem Gebiete der jahrtausendealten hebräischen Literatur gewaltig waren. Ben Yehuda, der mit der radikalen Forderung der Hebräisierung des täglichen Lebens hervorgetreten war, war einer von ihnen und schuf das große Wörterbuch „Thesaurus“ der hebräischen Sprache, das nach seinem Tode von anderen fortgeführt wurde und schließlich unter der Leitung von Professor Torcziner (Tur Sinai) von der hebräischen Universität vollendet wurde und den hebräischen Sprachschatz vor allem der nachbiblischen Periode ans Licht hob. Hauptsächlich war es die Mishna, das ist die Gesetzessammlung, welche die Grundlage des Talmud bildet und in einem glänzenden, knappen und konzisen Hebräisch geschrieben ist — sie ist im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung entstanden — welche zur reichen Fundgrube eines Vokabulars wurde. In Jerusalem bildete sich ein sogenanntes Sprachkomitee (Vaad halaschon), welches kleinere Broschüren herausgab, welche dem Schuster, dem Tischler, dem Chauffeur, dem Elektriker, dem Psychologen sein Vokabular vorbereitete. Diese Vokabulare entstanden und entstehen aus gemeinsamen Beratungen der Philologen mit den Spezialisten des betreffenden Faches. Die reiche medizinische hebräische Literatur des Mittelalters wurde durchgearbeitet und ein großes medizinisches Wörterbuch geschaffen, dessen Autoren zwei Ärzte, darunter der Dichter Tschernichovsky, waren. Dieses hebräische Sprachkomitee ist seit Begründung des Staates Israel durch ein besonderes Gesetz in eine Akademie der hebräischen Sprache umgewandelt worden. Diese Akademie trifft neben der Herausgabe praktischer Wörterbücher für einzelne Fachkreise Vorbereitungen für die Abfassung von Wörterbüchern für die verschiedenen Schichten der hebräischen Sprache — Bibel, Talmud, mittelalterliche Literatur usw. Das Ziel ist, diese verschiedenen Schichten und Wörterbücher schließlich zusammenfließen zu lassen in ein umfassendes Akademisches Gesamtwörterbuch.

Eine besondere Schwierigkeit bildet die Anpassung der Sprache an die Forderung des modernen Lebens. Wie

weit dessen internationale Bezeichnungen übernommen werden, welche griechisch-lateinischen Wurzeln entstammen und dem semitischen Charakter der Sprache Abbruch tun müssen? Der Kampf um diese Frage geht hin und her. Abgesehen vom theoretischen Problem des Purismus, das ja auch in andern Sprachen aktuell ist, besteht für eine semitische Sprache die Schwierigkeit, daß das Fremdwort sich den Flexionen widersetzt, welche das Hauptwort in ein Zeitwort verwandeln. Die deutsche Sprache sagt etwa „Telegraf“ und kann das Hauptwort sofort zu einem Zeitwort „telegrafieren“ umwandeln, aber für eine semitische Sprache bestehen hier Schwierigkeiten, die oft nicht zu überwinden sind. Mitunter gelingt diese Verwandlung in dieses Zeitwort leicht. Als das Fremdwort Telegraf und Telefon ins moderne Hebräische übernommen wurde, bildete man für die entsprechenden Zeitwörter die Verbalformen Talgref und Talfen ohne Mühe, und diese Worte klingen fast hebräisch. Aber nur selten gelingt eine solche Lösung und meist widersetzt sich die hebräische Sprache der Verbalisierung eines Fremdwortes. Wenn wir etwa das Wort ideal oder real, das dem philosophischen Vokabular entstammt, im Hebräischen wiedergeben durch ideali und reali, so besteht keine Schwierigkeit, aber wenn wir dann aus diesem Eigenschaftswort ein Zeitwort wie idealisieren oder realisieren bilden wollen, widersetzt sich die Sprache. Jeder Übersetzer eines philosophischen Textes sieht sich vor diese Schwierigkeit gestellt, da er doch verpflichtet ist, dem Leser das Zeitwort und das Eigenschaftswort, das der von ihm zu übersetzende Autor von *einem* Wortstamm bildete, wiederum durch *einen* Wortstamm wiederzugeben.

Eine besondere Schwierigkeit bildet die Syntax. Wir haben im Hebräischen nur drei Zeiten und so entsteht die Gefahr, daß feine Nuancierungen, wie der Unterschied zwischen Vergangenheit und Vorvergangenheit nicht zum Ausdruck kommen. Auch liebt das Hebräische kurze Sätze und nicht lange Perioden. Als ich selbst zusammen mit meinem Kollegen, Professor Rothenstreich, Kants Kritik der reinen Vernunft ins Hebräische übersetzte, sahen wir uns immer wieder vor die Notwendigkeit gestellt, Kants lange schöne Perioden zu zerschneiden und in mehrere nebengeordnete Sätze aufzulösen. Es war eine Arbeit mehrerer Jahre. Die Übersetzung erschien 1953 in Jerusalem und wir arbeiten gegenwärtig an einer Übersetzung von Kants Kritik der Urteilskraft, die im Laufe des letzten Jahres als Text für die philosophischen Seminarübungen zugrunde gelegt wurde.

Die Gründung des Staates Israel 1948 brachte natürlich einen gewaltigen Aufschwung der hebräischen Sprache mit sich. Wohl hatte schon die hebräische Universität, welche 1925 gegründet wurde, in allen ihren Fakultäten das Hebräische zur Unterrichtssprache gemacht und dadurch einen großen Teil der Sprachprobleme gelöst. Jetzt aber entstand eine israelische Armee, welche sich in aller Eile eine Militär-Terminologie schaffen mußte. Die israelische Armee ist gegenwärtig das praktisch wichtigste Instrument, wo die aus allen Ländern stammenden Immigranten zu *einem* Volk zusammengeschmolzen werden, und das Hebräische spielt als Mittel der Verständigung dabei natürlich die Hauptrolle.

Allé hebräischen Zeitungen haben besondere Rubriken für Fragen der Sprachentwicklung, und wir erleben es häufig, daß im Parlament oder in einer politischen Versammlung ein neues Wort, das ein Redner im Fluß seiner Ansprache gepägt hat, das höchste Interesse erregt und philologische Zwischenrufe hervorruft, welche die politischen Leidenschaften zugunsten des sprachlichen Eifers zurückdrängen und mäßigen.

c) Neuhebräisch

Aus den „Kleineren Schriften“ von *Franz Rosenzweig*, Schocken Verlag, Berlin 1937, S. 220 ff. bringen wir den folgenden Auszug des oben genannten Beitrages.

... Die Wahrheit, daß das Hebräische die heilige Sprache des heiligen Volkes ist, und die Unwahrheit, daß es die gesprochene Sprache eines Volkes wie alle Völker sei, scheinen unversöhnlich. Aber die jüdische Wirklichkeit läßt die beiden, jene Wahrheit und diese Unwahrheit, aufeinander angewiesen sein. Jene Wahrheit will nicht von einem Munde ausgesprochen werden, der sie nur ausspricht, um sich vor jeglichem Tun, sowohl dem Tun der Wahrheit wie dem Tun der Unwahrheit, zu drücken. Und diese Unwahrheit kann im Munde eines, der sie tut, wirklich tut, unversehens zu jener Wahrheit werden. Die gewaltige Erkenntnis des Midrasch: „Auch gegen euren Willen bin ich euer Gott“ steht über allem Jüdischen geschrieben — auch heute noch. Hier wird ein Heiliges, das allem Profanen den Rücken kehren möchte, profanisiert, und die Profanität des ersten Tags eilt dem siebten zu, der sie heiligen wird.

Die Heiligkeit des Hebräischen hat nie Heiligkeit in jenem genauesten, aber eben im Jüdischen überwundenen Sinne der Abgeschlossenheit bedeutet. Stets, nicht bloß zu Moses und Jesaias Zeiten, sind ihr, der heiligen, der Sprache Gottes, aus der gesprochenen, den gesprochenen Sprachen des Menschen Kräfte der Erneuerung zugeströmt. Mit anderen Worten: Das Hebräische war trotz seiner Heiligkeit nie bildnishaft erstarrt, sondern ist immer lebendig geblieben. Das Hebräisch der Tora und das des Buches Esther, die Monumentalität der großen Stammgebete und die artikulierte Gefügtheit der Mischnas, der Barock des Kalir und der Klassizismus der großen Spanier, die fromme Nüchternheit des Rambam¹ und Raschis² ruhigeifriges Lehren, die sprachliche Bedenkenlosigkeit der Tibboniden³, die Ungepflegtheit des Schulchan Aruch, der Historismus der Haskala im historischen neunzehnten Jahrhundert, — das alles ist Hebräisch. Das gesprochene Hebräisch der Urzeit, die aramäische Gemeinsprache der Perserzeit, dann die griechische der Diadochenstaaten, dann, stärker und nachhaltiger als alles, das Aramäisch der palästinensischen und babylonischen Lehrhallen und gleichzeitig die Sprache der Heere und Gerichte Roms und die der Herrscher und Untertanen des neuen Perserreichs, dann das Arabisch der islamischen Ärzte und Philosophen, Europas Sprachen wie sie sich unter dem überschattenden Baum der weltkirchlichen Latinität zu eigenen Bildungen entwickelten, sie alle haben an dem Wort- und Satzgewebe des Sprachvorhangs gewirkt, der das Allerheiligste des hohepriesterlichen Volkes den Blicken der Weltvölker zugleich anzeigt und verhüllt. Der Unterschied dieser Lebendigkeit von der einer profanlebendigen Sprache ist nur, daß hier nichts, was einmal aufgenommen wurde, verlorengehen kann; die Sprache wird immer reicher; während die Sprachen der Völker unter dem Gesetz einer dauernden und unter dem Schicksal gelegentlicher katastrophaler Selbstreinigung stehen; die sichert ihnen trotz Schriftwerdung und in deren Gefolge eines Tages eintretendem Klassischwerden eines bestimmten historischen Sprachzustands (das Klassische also gewissermaßen die weltliche Heiligkeit einer Sprache) die Möglichkeit des Weitergesprochenwerdens. Das Leben der ewigen Sprache aber vollzieht sich genau wie das des Volks nicht in einer solchen Folge von

Toden und Auferstehungen, durch die alles irdisch Lebendige sein Leben allein über die zugemessene Spanne der natürlichen Dauer dehnen kann, sondern es ist Nichtsterbenkönnen, Nichtsterbenwollen, Nichtsterbedürfen. Was sie sich einmal wirklich einverleibt hat, scheidet sie nie wieder aus. Sie wächst nicht wie ein Organismus, sondern wie ein Hort — der Schatz, an dem die lebende und sterbende Menschheit der Völker das Nahen des Reichs ablesen darf...

... Und wie also der Gottessprache des Volks das eigentliche Kennzeichen einer heiligen Sprache, nämlich die Abgeschlossenheit gegen seine gesprochene Menschensprache, abgeht und sie so auch nie zu der magischen Heiligkeit des Kirchenlateinischen oder des Koranarabischen entartete, die dem Laien, ist er nur im Geist und Glauben dabei, ruhig unverstanden bleiben dürfen, ja fast wollen⁴, sondern stets hat sie auf der Forderung wörtlichen Verstandenwerdens beharrt: so fehlt nun auch seinen gesprochenen Sprachen das wesentlichste Merkmal der profanen Lebendigkeit, die volle Hingabe an den gegenwärtigen Augenblick. Sie sind voller Zitate, das Anführungsstrichlein wäre ihre häufigste Interpunktion, noch im Deutsch des entjudetsten Juden. Wollte das neue, in Palästina gesprochene Hebräisch sich diesem Gesetz des jüdischen Schicksals entziehen, so könnte es das theoretisch freilich, es hätte aber die Folgen zu tragen. Die Folgen wären nicht bloß die für manche unserer jungen und alten Radikalen ja erwünschte, daß das neue Hebräisch nicht mehr die Sprache des alten jüdischen Volkes wäre; sondern die Hoffnungen auf eine neue, „bodenwüchsige“, „echt-nationale“ Kultur, die das bisher in unsrer Geschichte immer ungelöst gebliebene Problem der Vereinigung von Normalität und Individualität (denn wo wir normal sind, gleichen wir den andern aufs Haar, und unsre Eigenart macht uns zum „Sprüchwort und Spottlied“ der Völker) automatisch lösen würde, hätten wahrscheinlich gar keine Zeit zur Verwirklichung; und Zeit, „einige Generationen“, pflegt doch selbst dieser wundergläubige Nationalismus, der meint, es genüge, die alten Geschäftsbücher zu verbrennen, damit die neuen Kunden in Scharen gelaufen kämen, als Bedingung für das Eintreffen des Wunders zu fordern. Man denke etwa einmal dem erstaunlichen Phänomen der mehrhundertjährigen Erhaltung des Jüdischdeutschen, nicht im Osten, sondern in Deutschland selber, nach. Daß es sich im Osten unter anderssprachiger Umgebung erhielt, ist am Ende gar nicht so merkwürdig, wie daß es in der gleichsprachigen Umwelt in seiner Besonderheit beharrte. Das läßt sich nicht aus der Trennung allein erklären, die doch nur sehr unvollständig war. Dies Rückgrat gaben der dialektischen Abweichung nur die wirklichen sprachfremden Bestandteile, ihr Gehalt an Hebräisch, altem, beziehungsreichem Hebräisch. Freilich daneben noch der Rückhalt, den sie an dem Jüdischdeutsch der nach sprachfremden Gegenden gewanderten Brüder fand. Ohne solche historische Verfestigung und geographische Spannung wäre sie notwendig dem Schicksal aller dialektischen Splitter verfallen. In dieser Lage würde sich aber ein Hebräisch palästinensischer Siedler befinden, das auf historische Verbundenheit und transpalästinensische Verpflichtung so bewußt verzichten würde, wie das eine natürliche Sprache um ihrer normalen ungehemmten Entwicklung willen allerdings müßte; und die Aufsaugungsgefahr ist um so größer, weil das Arabische, wenigstens das heutige, in Wort- und Formbildung dem Hebräischen sehr nah, im Wortschatz trotz durchgängiger etymologischer Beziehungen sehr fern steht. So ist ein Hebräisch, das, wie andere

¹ Rabbi Mosche BAr Maimon = Maimonides, Philosoph des 12. Jahrhunderts.

² Rabbi SCH'lomo ben Izchak, Exeget des 11. Jahrhunderts.

³ Schüler des Samuel ibn Tibbon im 13. Jahrhundert.

⁴ Es darf wohl bemerkt werden, daß es sich dabei höchstens um den Mißbrauch eines Latein handeln könnte, das als Sprache der römischen Mutterkirche der westlichen Christenheit nicht als „Sakralsprache“ verbindlich erklärt wurde (Anm. der Redaktion).

Sprachen sich auf seine Gesprochenheit allein verlassen möchte, fast wehrlos der arabischen „Überfremdung“ preisgegeben.

Aber das sind, wie gesagt, alles nur theoretische Erwägungen. Die freilich von den eigenen Theorien der Beteiligten ausgehen, aber eben nur von ihren Theorien und nicht von ihrer mit Notwendigkeit gerade entgegengesetzt gerichteten Praxis. Man kann eben nicht so Hebräisch sprechen wie man möchte, sondern man muß es schon so sprechen, wie es einmal ist. Und es ist vergangenheitsgebunden und weltverpflichtet, auch im Munde des jüngsten Siedlerkindes der neust-gegründeten Siedlung. Denn das Zentrum, welches das neue Palästina in vormessianischer Zeit ja höchstens werden könnte, würde in dieser Zeit mitnichten Zentrum im Sinne Achad Haams sein, der eben den vor-eiligen Messianismus bremsen wollte und ihm dann in seiner Kulturseligkeit doch gerade verfiel, sondern nur im Sinne der — Mathematik. Denn zwar anschaulich liegt der Kreis um seinen Mittelpunkt herum, aber konstruktiv ist mit dem Mittelpunkt noch gar nichts über die Fläche entschieden, die der Kreis einnehmen wird, während schon mit dem kleinsten Stückchen Peripherie der Ort des Mittelpunkts eindeutig festgelegt ist. So wird auch ein geistiges Zentrum, wie es in Palästina erhofft werden kann, zwar weithin sichtbar und so für das Gesamtjudentum repräsentativ sein; aber wenn es Zentrum sein will und nicht irgend ein beliebiger, in jedem Sinne exzentrischer Punkt, so muß es sich von der Peripherie und von ihrem Daseinsgesetz abhängig machen, — solange es eben eine Peripherie gibt, also in jeder vormessianischen Zeit. Also, nähern bis zur Blasphemie ausgedrückt: der Geist dieses geistigen Zentrums kann sich gar nicht, auch wenn er es noch so gern möchte, im Sinne des reinen, hemmungslos entwicklungslustigen Nationalismus entwickeln; er muß, um seines Zentrumscharakters willen, dauernd Rücksicht nehmen auf die Peripherie, deren Lebensgesetz jener reine Nationalismus nun einmal nie sein kann, sondern die immer gezwungen sein wird, ihr nationales Element als eine Funktion des religiösen zu behandeln, aus einfachen Gründen der Minderheitssoziologie. Gründe, die dann freilich, wenn man ihnen

nachgeht, wieder rasch aus dem Blasphemischen heraus und in das Metaphysische hineinführen: denn warum sind wir immer Minderheit gewesen?, und warum können wir nicht aufhören, es zu sein?

Was hier allgemein gesagt ist, das gilt nun ganz und von dem Kern alles nationalen Daseins, von der Sprache. Sie kann nicht werden wie sie will, sondern sie wird werden wie sie muß. Und dieses Muß liegt nicht wie bei jeder natürlich-nationalen Sprache in ihr selber, sondern außerhalb ihrer Gesprochenheit, in der Erbmasse der Vergangenheit und in dem gewährten Zusammenhang mit denen, deren Judentum notwendig wesentlich das des Erben ist. Die doppelte Bindung in ihrer Unnormalität bedeutet aber zugleich, je spürbarer sie ist, eine Lösung von den Fesseln der Normalität. . . . Was ich mit der Lösung aus den Fesseln der Normalität meine, kann ich deutlicher an einem anderen Beispiel erläutern. Vor mir liegt ein zionistisches Bilderbuch mit Landschaften aus Palästina und zweisprachigem Text. Das Vorwort, ursprünglich deutsch geschrieben, schildert mit allen Tinten europäischer und, wenn man Rabindranath Tagore für typisch nehmen darf, auch asiatischer Stilistik die palästinensische Landschaft und macht dabei, zwischen hin- und her-zuckenden Gegensätzen und einem naturgegebenen Mittelpunkt, der Offenbarung folgende himmlisch begehrochte Respektvisite: „Ist es ein Zufall, daß in dieser Landschaft der Prophetismus erstand? Daß der Mensch hier wie am Sinai die ausschließende Einheit Gottes erkannte und das eine, was dem Menschen nottut, sittlich, das heißt gerecht zu sein?“

Aus diesem mit allen Wassern neudeutschen Universitätsidealismus ge- und verwaschenen Satz hat der hebräische Übersetzer folgendes gemacht: „Ist es ein Zufall, daß dieses Hochland zur Lagerstatt, der Prophetie wurde? Daß hier wie am Sinai sich dem Menschen offenbarte der Eine Gott und ihm gesagt ward, was gut ist und was Er von ihm fordert: Recht tun und Güte lieben?“ Aus gebildetem Gewäsch ist in der Übersetzung, die nicht ihrem allfälligen Können, sondern dem gesetzesmäßigen Müssen der Sprache folgte, das einfache Wort der Wahrheit geworden. Quod erat demonstrandum. Hör's daraus!

12. Ismael

a) Israel und Ismael

Von Fr. Lukas, Ramzî H. Mâlik, O. P.

Der Christ, der das Wort Gottes und die Erfüllung dieses Wortes in der Geschichte ernstlich betrachtet, kann angesichts der Ereignisse in Palästina nicht gleichgültig bleiben. Nicht so sehr wegen des Schicksals der heiligen Stätten und nicht nur, weil Israel als Volk und Staat sich wieder im Heiligen Land befindet, sondern auch weil dort sein Bruder Ismael gegen ihn aufsteht. Der Christ kann angesichts dieser Ereignisse nicht gleichgültig bleiben, weil das Wort Gottes über die Nachkommenschaft Abrahams sich nicht nur auf Isaak, Jakob und ihre Nachkommen bezieht, sondern auch auf Ismael, Esau und ihre Nachkommen. Und der Christ, besonders der Katholik, der nicht einseitig sein will und der sich für das heutige Schicksal Israels in Palästina interessiert, kann das Problem nicht übersehen, das ihm dort das Vorhandensein der arabischen Mohammedaner stellt.

Hier sind einige Anmerkungen über Israel und Ismael. Die Geschichte des Volkes Israel und des Gelobten Lan-

des beginnt mit Abraham, dem Nachkommen und Erben Sems. Es ist der Glaube Abrahams, der die Verheißung Gottes auslöst; es ist der Gehorsam Abrahams — Gehorsam bis zum Opfer Isaaks —, der den Bund mit Gott unwiderruflich besiegelt. Abraham wird also der Patriarch par excellence, d. h. der Ausgangspunkt der Biblischen Geschichte und der Erzvater des Volkes Gottes. Es sind Abraham und seine Nachkommen, denen Gott Seinen Segen gibt, denen Er das Land Kanaan verheißt; es ist in Israel, Nachkomme Abrahams und Volk Gottes, in dem alle Völker der Erde gesegnet werden. Gott ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott Israels.

Aber Abraham ist nicht nur durch Sara der Vater Isaaks, sondern durch die ägyptische Sklavin Hagar ist er auch der Vater Ismaels.

Es steht doch geschrieben: Abraham hatte zwei Söhne, einen von der Magd und einen von der Freien (Gal 4, 22).

Um Abrahams und Hagars willen segnet Gott auch Ismael und macht auch ihm und seiner Nachkommenschaft bestimmte Verheißungen: auch Ismael wird eine

zahllose Nachkommenschaft haben, auch Ismael wird zu einem großen Volk werden. Auch dieser Segen und diese Verheißung sind Gottes unwiderrufliches Wort, Seine unwiderrufliche Gabe. Hier ist das Wort Gottes an Hagar, Ismael betreffend; — zunächst vor der Geburt des Kindes, denn auch Hagar hatte ihre Verkündigung.

Da sagte der Engel des Herrn zu ihr: „Kehre zu deiner Herrin zurück und sei ihr gefügig.“ Und weiter: „Überaus zahlreich will ich deine Nachkommenschaft machen, so daß sie vor Menge nicht gezählt werden kann.“ Dann fuhr der Engel des Herrn fort: „Siehe, du hast empfangen und wirst einen Sohn gebären. Ismael sollst du ihn heißen; denn der Herr hat dein Elend erhört. Ein Wildeselmensch wird er; seine Hand wird gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn sein. Von all seinen Brüdern abgewandt wird er wohnen“ (Gen 16, 9—12).

Dann nach der Geburt Isaels, als Hagar mit ihrem Kind Abraham und Sara verlassen mußte.

Früh am Morgen stand Abraham auf, nahm Brot und einen Schlauch mit Wasser. Er gab alles der Hagar, indem er es auf ihre Schulter legte. Dann schickte er sie mit ihrem Kinde fort. Sie ging und irrte in der Steppe von Beerseba umher. Als das Wasser im Schlauche aufgebraucht war, warf sie das Kind unter einen der Steppensträucher. Sie ging hin und setzte sich abseits, einen Bogenschuß weit. Denn sie sagte sich: „Ich kann des Kindes Sterben nicht mit ansehen.“ Sie saß gegenüber, erhob ihre Stimme und weinte. Aber Gott hörte das Schreien des Knaben. Der Engel Gottes rief der Hagar vom Himmel aus zu und sprach zu ihr: „Was ist dir, Hagar? Fürchte dich nicht; denn Gott hat die Stimme des Knaben dort, wo er liegt, gehört. Auf! Nimm den Knaben, halte deine Hand schützend über ihn; denn ich will ihn zu einem großen Volke machen.“ Gott öffnete ihr die Augen, und sie sah einen Wasserbrunnen. Sie ging hin, füllte den Schlauch mit Wasser und ließ das Kind trinken. Gott war mit dem Knaben. Er wuchs heran und ward ein Wüstenbewohner, ein Bogenschütze. Er siedelte in der Steppe Paran. Seine Mutter nahm ihm ein Weib aus dem Lande Ägypten (Gen 21, 14—21).

Hier ist noch das Wort Gottes an Abraham, Ismael betreffend, nachdem der Vater für seinen Sohn gebeten hatte.

Abraham sprach zu Gott: „Sollte doch nur Ismael vor dir am Leben bleiben.“ Gott antwortete: „Nein, dein Weib Sara soll dir einen Sohn gebären, und du sollst seinen Namen Isaak nennen. Aufrichten will ich meinen Bund für immer mit ihm, desgleichen mit seiner Nachkommenschaft nach ihm. Betreff Ismaels habe ich dich erhört. Ja, ich segne ihn, lasse ihn fruchtbar und überaus zahlreich werden; zwölf Fürsten wird er zeugen, und ich werde ihn zu einem großen Volke machen. Meinen Bund aber richte ich mit Isaak auf, den dir Sara im kommenden Jahre um diese Zeit gebären wird“ (Gen 17, 18—21).

Ismael erhielt sogar vor der Geburt Isaaks die Beschneidung, das Zeichen des Alten Bundes.

Da holte sich Abraham seinen Sohn Ismael, all seine Hausgeborenen und alle für Geld Erworbenen, d. h. alle männlichen Personen in seinem Hause, heran. Er beschnitt das Fleisch ihrer Vorhaut an demselben Tage, so wie es Gott mit ihm ausgemacht hatte. Abraham war 99 Jahre alt, als er das Fleisch seiner Vorhaut beschnitt. Sein Sohn Ismael war 13 Jahre alt, als mit ihm dasselbe geschah. An dem gleichen Tage wurden Abraham und sein Sohn Ismael beschnitten. Alle männlichen Personen seines Hauses, die Hausgebore-

nen und die von Fremden für Geld Erworbenen, wurden mit ihm beschnitten (Gen 17, 23—27).

Obwohl Abraham Saras Wunsch, Hagar und Ismael zu vertreiben, sehr mißfiel, führte er ihn auf Befehl Gottes doch aus. Dabei wurde ihm eine Verheißung zuteil, die sich auf Ismael und seine Nachkommenschaft bezog.

Da sah Sara den Sohn, den die Ägypterin Hagar dem Abraham geboren hatte, Kurzweil treiben. Sie sprach zu Abraham: „Vertreibe diese Magd und ihren Sohn; denn der Sohn dieser Magd darf nicht zusammen mit meinem Sohn Isaak erben.“ Dieses mißfiel Abraham sehr um seines Sohnes willen. Gott sprach zu Abraham: „Mache dir des Knaben und deiner Magd wegen keine Sorgen! Gehorche der Sara in allem, was sie zu dir sagt; denn nach Isaak wird deine Nachkommenschaft ihren Namen erhalten. Aber auch den Sohn der Magd will ich zu einem großen Volke machen; denn auch er ist ja dein Sproß“ (Gen. 21, 9—13).

Abraham hatte noch eine dritte Frau, Ketura, von der er auch viele Söhne gehabt hat (Gen 25, 1—4). Das Wort Gottes aber hat nichts Besonderes, keinen Segen und keine Verheißung für diese Nachkommenschaft. Doch auch die Abkömmlinge des Patriarchen durch die Ketura sollten arabische Völker bilden, besonders die Midianiter, im Gebiet des Golfs von Akaba, und die Sabäer im Süden Arabiens (Jemen). Es waren z. B. midianitische und ismaelitische Aufkäufer, die Josef von seinen Brüdern kaufen sollten (Gen 37, 28).

Vor seinem Tode trennt Abraham seinen Sohn Isaak von all seinen andren Söhnen, die er nach Osten schickt, wie er zuvor Hagar und Ismael nach Süden geschickt hatte.

Abraham gab seinen ganzen Besitz dem Isaak. Den Söhnen der Nebenfrauen gab Abraham Abfindungsgeschenke. Er schickte sie noch zu seinen Lebzeiten von seinem Sohne Isaak fort ostwärts ins Ostland (Gen 25, 5—6).

Nach Abrahams Tod jedoch kam nur Ismael wieder zu Isaak zurück, und beide Söhne Abrahams, Ismael und Isaak, begruben ihren Vater, den Patriarchen, auf dem einzigen Grundstück, das er je im Gelobten Land besitzen sollte.

Dies ist die Zahl der Jahre, die Abraham gelebt hat: 175 Jahre. Abraham verschied. Er starb in schönem Alter, betagt und lebenssatt, und ward zu seinem Stamme versammelt. Seine Söhne Ismael und Isaak begruben ihn in der Höhle von Machpela auf dem Grundstücke des Hethithers Ephron, des Zocharsohnes, Mamre gegenüber, auf dem Felde, das Abraham sich von den Hethithern erworben hatte; dort wurden Abraham und sein Weib Sara begraben. Nach dem Tode Abrahams segnete Gott den Isaak, seinen Sohn. Dieser wohnte bei dem „Brunnen des Lebendigen, der mich schaut“ (Gen 25, 7—11).

Zwischen Ismael und Isaak liegt also ein Geheimnis der ‚Verwerfung‘ und der ‚Erwählung‘. Im Hinblick auf die Nachkommenschaft, die zur Menschwerdung führt und die das Alte Testament bildet, im Hinblick auf das Volk Israel ist Ismael mit seiner Nachkommenschaft verworfen und Isaak mit seiner Nachkommenschaft auserwählt.

Doch wird auch Ismael mit seiner Nachkommenschaft zu einem großen Volke werden. Ismael hatte, wie ihm von Gott versprochen wurde (Gen 17, 20), zwölf Söhne (Gen 25, 12—16). Am wichtigsten ist Nebajot, der Erstgeborene Isaels, der den Nabatäer ihren Namen geben wird. Die Nabatäer werden ein blühendes Königreich gründen mit der Hauptstadt Petra. Die Nachkommenschaft Isaels sollte durch seine zwölf Söhne die Volksstämme von Nordarabien bilden.

Dieses Geheimnis der Verwerfung und der Auserwählung wiederholt sich bei den Zwillingssöhnen Isaaks, bei Esau und Jakob: auch hier ist der erste verworfen und der zweite auserwählt.

Isaak hatte für sein Weib ausdrücklich dem Herrn Bittopfer dargebracht. Denn sie war unfruchtbar. Der Herr ließ sich von ihm erbitten: sein Weib Rebekka wurde guter Hoffnung. Die Kinder stießen einander im Mutterleibe; da sprach sie: „Wenn dem so ist, wozu lebe ich dann noch?“ Sie ging hin, den Herrn zu befragen. Der Herr antwortete ihr: „Zwei Völker sind in deinem Schoße, zwei Nationen werden sich von dir scheiden; die eine wird stärker sein als die andere, die ältere wird der jüngeren dienstbar sein.“ Die Tage kamen heran, da sie gebären sollte; es waren Zwillinge in ihrem Schoße. Der erste kam zum Vorschein, rötlich, ganz mit Haaren bedeckt wie ein Mantel. Man nannte ihn Esau (d. h. „der Rote“). Danach kam sein Bruder; dessen Hand hielt die Ferse Esaus gefaßt; man nannte ihn Jakob (d. h. „der Fersenhälter“). Isaak war 60 Jahre alt, als diese geboren wurden. Die Knaben wuchsen heran. Esau war der Jagd kundig, ein Mann des freien Feldes; Jakob dagegen ein friedlicher Mann, der am liebsten in Zelten wohnte (Gen 25, 21—27).

Als sie nämlich noch nicht geboren waren und weder etwas Gutes noch Böses getan hatten, wurde ihr, damit der in freier Wahl gefaßte Ratschluß Gottes bleibe, und zwar nicht abhängig von Werken, sondern vom Berufenden, gesagt: „Der Ältere wird dem Jüngeren dienen“, wie geschrieben steht: „Jakob habe ich geliebt, Esau aber gehaßt“ (Röm 9, 11—13).

Wir wissen, wie Jakob seinen Bruder Esau überlistete und wie er von Isaak Gottes Segen herauslockte. Und doch ist Esau auch nach seiner Verwerfung Gegenstand des göttlichen Segens.

Im Glauben segnete auch Isaak mit dem Blick auf das Kommende den Jakob und Esau (Heb 11, 20).

Esau hörte die Worte seines Vaters. Sogleich erhob er ein ganz erbärmliches und bitterliches Wehgeschrei und schrie seinem Vater zu: „Segne du mich auch, mein Vater!“ Der antwortete: „Dein Bruder kam hinterlistigerweise und hat dir deinen Segen weggeholt.“ Esau fuhr fort: „Ist sein Name nicht Jakob? Hat er mich nicht schon zum zweitenmal überlistet? Meine Erstgeburt hat er entwendet, und jetzt hat er noch meinen Segen gestohlen.“ Er fragte: „Hast du nicht noch einen Segen für mich auf die Seite getan?“ Isaak antwortete und sprach zu Esau: „Fürwahr, zum Gebieter über dich habe ich ihn gemacht; alle seine Brüder habe ich zu seinen Knechten bestellt, mit Brot und Wein habe ich ihn reichlich bedacht. Was kann ich da nun noch für dich tun, mein Sohn?“ Esau entgegnete seinem Vater: „Hast du denn nur einen Segen, mein Vater? So segne doch auch mich.“ Er erhob seine Stimme und weinte. Sein Vater Isaak erwiderte und sprach zu ihm: „Fürwahr, fern von der Erde Fettgefilten seien deine Wohnsitze und fern vom Tau des Himmels da oben! Von deinem Schwerte sollst du leben und deinem Bruder sollst du dienen. Wenn du dich aber auflehnst, dann wirst du dein Joch abschütteln von deinem Nacken“ (Gen 27, 34—40).

Esau besitzt also im Gegensatz zu Jakob die Züge der Wüstenbewohner. Auch er verließ Kanaan und siedelte im Süden, in Seirland.

Esau nahm seine Weiber, seine Söhne und Töchter, alle Leute seines Hauses, sein Viehzeug, seine Tiere und all seine Habe, die er im Lande Kanaan erworben hatte, und zog in das Land Seir, von seinem Bruder Jakob fort. Denn ihr Besitz war zu groß, als daß sie zusammen wohnen konnten. Nicht vermochte das

Land, wo sie als Schutzbürger weilten, sie wegen ihres so großen Besitzes zu ertragen. So wurde Esau auf dem Gebirge Seir sesshaft. Esau heißt Edom. (Gen 6 bis 8).

Hier ist es bedeutsam, anzumerken, daß es Gott selbst war, der Esau und seinen Nachkommen dieses Gebirgsland gab.

Dann sprach der Herr zu mir: „Lange genug seid ihr nun um dieses Gebirge im Bogen herumgezogen, wendet euch in Richtung Norden! Dem Volke befiehlt nun: Ihr durchstreift jetzt das Gebiet eurer Brüder, der Söhne Esaus, die in Seir wohnen. Sie fürchten sich vor euch, doch sehet euch vor! Laßt euch in keinen Streit mit ihnen ein, von ihrem Lande werde ich euch keine Fußbreite abgeben, denn das Seirgebirge habe ich Esau zum Erbbesitz verliehen (Deut 2, 2—5).

Das gleiche geschah mit Moab und Ammon, den Abkömmlingen Lots, des Brudersohns Abrahams, deren Länder im Osten des Toten Meeres liegen.

Der Herr gebot mir: „Bedränge Moab nicht, laß dich mit ihm in keinen Kampf ein, denn von seinem Lande will ich dir keinen Erbbesitz geben, denn Lots Söhnen habe ich Ar als Erbanteil verliehen (Deut 2, 9).

Der Herr sprach zu mir: „Du hast jetzt vor, noch heute, Moabs Gebiet, das Gelände um Ar, zu durchschreiten. Du nährst dich den Ammonitern. Bedränge sie nicht, laß dich in keinen Streit mit ihnen ein. Ich gebe dir vom Land der Ammoniter keinen Erbbesitz. Den Söhnen Lots habe ich es als Erbanteil verliehen“ (Deut 2, 17—19).

Esau wird eine Tochter Isaels heiraten; also wird sich die Nachkommenschaft beider kreuzen.

Esau merkte dabei, daß seinem Vater Isaak die Töchter Kanaans mißfielen. Und Esau ging zu Ismael und holte sich die Machalat, des Abrahamssohnes Ismael Tochter, die Schwester Nebajots. Er nahm sie zum Weibe neben seinen anderen Frauen (Gen 28, 8—9).

Jakob-Israel und Esau-Edom begegnen sich wieder, um ihren Vater Isaak zu beerdigen, wie vorher Isaak und Ismael sich trafen, um ihren Vater Abraham zu beerdigen.

Dann verschied Isaak. Er starb und wurde zu seiner Stammes Sippe versammelt, alt und satt an Lebensjahren. Seine Söhne Esau und Jakob begruben ihn (Gen 35, 29).

Die Nachkommenschaft Esaus vereinigt sich mit der Isaels, um die Wüste östlich und südlich des Gelobten Landes zu bevölkern. Gen 36, 15—43. Israel in Palästina wird also von Volksstämmen umgeben werden, die vor allem von Ismael und Esau stammen, wie es noch heute von Arabern umgeben ist. Inzwischen erschien jedoch der Islam, der aus dem Wüstensand der Stämme und Völkerschaften endlich „ein großes Volk“ gemacht hat, die Nation (*Umma*) Mohammeds.

Dies sind die wichtigsten Stellen des Alten Testaments, die aufzeigen, daß auch die Nachkommenschaft Isaels und Esaus Gegenstand von Gottes Segen und Verheißung sind, des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs.

Im Neuen Testament wiederholt sich das Geheimnis der Verwerfung und Erwählung nach Gottes Willen; aber dieses Mal richtet sich die ‚Verwerfung‘ gegen Israel selbst, zugunsten der Heiden: der größte Teil der Juden wird verworfen, und die Heiden bilden nunmehr die Kirche Christi. Dieses Geheimnis wird dem Paulus offenbart, damit er es verkünde. Ich beschränke mich hier darauf, drei Stellen zu zitieren.

Ich frage nun: Sind sie etwa gestrauchelt, um zu Fall zu kommen? Das sei ferne! Vielmehr kam durch ihre

Verföhlung das Heil zu den Heiden, um sie eifersüchtig zu machen. Bedeutet aber schon ihre Verföhlung Bereicherung für die Welt und ihr Geringscin Bereicherung für die Heiden, was dann erst ihre Vollzahl? Euch Heiden aber sage ich: Solange ich Heidenapostel bin, will ich meine Aufgabe rühmen, wenn ich damit mein eigen Fleisch zur Nacheiferung aufreizen und einige von ihnen zum Heile bringen darf. Denn bedeutet schon ihre Verwerfung Versöhnung der Welt, was dann ihre Aufnahme anders als Leben aus den Toten? Ist aber die Erstlingsgabe heilig, so ist es auch der Feig, und ist die Wurzel heilig, dann auch die Zweige. Wenn nun einige Zweige herausgebrochen wurden und du vom Wildölbaum zwischen sie eingepfropft wurdest und an der Wurzel und dem Saftstrom des Ölbaumes Anteil erhieltst, so erhebe dich nicht über die Zweige; erhebst du dich aber, so wisse: Nicht du trägt die Wurzel, sondern die Wurzel dich. Du wirst nun sagen: Die Zweige wurden herausgebrochen, damit ich eingepfropft werde. Richtig! Infolge ihres Unglaubens wurden sie herausgebrochen; du aber stehst durch den Glauben. Denke nicht überheblich, sondern fürchte! Hat nämlich Gott der natürlichen Zweige nicht geschont, so wird er auch deiner nicht schonen. Sieh also Gottes Güte und Strenge: Strenge gegen jene, die gefallen sind, Gottes Güte aber gegen dich, wenn du bei seiner Güte verharrst; sonst wirst auch du herausgehauen werden. Jene dagegen werden, wenn sie nicht im Unglauben verharrten, eingepfropft werden; denn Gott ist mächtig genug, sie wieder einzupfropfen. Denn wenn du aus dem Wildölbaum, dem du der Natur nach angehörst, weggehauen und entgegen der Natur in den Edelölbaum eingepfropft wurdest, wieviel mehr werden jene, die der Natur nach hingehören, in ihren eigenen Ölbaum eingepfropft werden? Denn ich will euch, Brüder, nicht in Unkenntnis lassen über dieses Geheimnis, damit ihr nicht euch selbst überhebt: Verstockung kam über ein Teil von Israel, bis die Fülle der Heiden eingetreten ist. Dann wird ganz Israel gerettet werden, wie geschrieben steht: „Aus Sion wird der Retter kommen, der wegnimmt die Gottlosigkeit von Jakob. Dies ist mein Bund mit ihnen, wenn ich ihre Sünden wegnehmen werde.“ Sie sind zwar in Hinsicht auf das Evangelium Feinde um eurer willen; aber in Hinsicht auf die Auserwählung sind sie geliebt um der Väter willen. Denn unwiderruflich sind die Gaben und die Berufung Gottes. Wie nämlich ihr einst Gott nicht gehorchtet, jetzt aber Erbarmen findet infolge des Ungehorsams jener, so sind auch sie jetzt im Ungehorsam infolge des Erbarmens an euch, damit auch sie nun Erbarmen finden. Denn Gott hat alle im Ungehorsam zusammengeschlossen, um sich aller zu erbarmen (Röm 11, 11—32).

Sagt mir, die ihr unter dem Gesetz sein wollt, vernehmt ihr nicht das Gesetz? Es steht doch geschrieben, daß Abraham zwei Söhne hatte, einen von der Magd und einen von der Freien. Aber der von der Magd war dem Fleische nach geboren, der von der Freien hingegen zufolge der Verheißung. Das ist sinnbildlich zu verstehen; denn sie bedeuten die zwei Bündnisse. Das eine nämlich vom Berge Sinai, das zur Knechtschaft gebiert, das ist Hagar. Denn Hagar bezeichnet den Berg Sinai in Arabien, der dem jetzigen Jerusalem entspricht, das mit seinen Kindern in Knechtschaft sich befindet. Das obere Jerusalem aber ist frei; es ist unsere Mutter ... Ihr aber, Brüder, seid wie Isaak Kinder der Verheißung. Aber wie damals der dem Fleische nach Geborene den verfolgte, der es dem Geiste nach war, so geschieht es auch jetzt ... Demnach, Brüder, sind wir nicht Kinder der Magd, sondern der Freien (Gal 4, 21—31).

Um dessentwillen bin ich, Paulus, der Gefangene

Christi Jesu für euch Heiden. Ihr habt doch wohl von der Aufgabe gehört, die mir von der Gnade Gottes für euch übertragen wurde. Es wurde mir auf dem Wege einer Offenbarung das Geheimnis kundgetan, wie ich es oben kurz beschrieben habe. Daraus könnt ihr, wenn ihr es lest, meine Einsicht in das Geheimnis Christi erkennen, das in den anderen Zeiträumen den Menschenkindern nicht so kundgemacht wurde, wie es jetzt geoffenbart wurde seinen heiligen Aposteln und Propheten durch den Geist, daß nämlich die Heiden Miterben und Mitglieder und Mitteilhaber der Verheißung sind in Christus Jesus durch das Evangelium, dessen Diener ich wurde durch die Gnadengabe Gottes, die mir verliehen ist zufolge der Wirksamkeit seiner Kraft. Mir, dem geringsten unter allen Heiligen, wurde diese Gnade verliehen, unter den Heiden den unergründlichen Reichtum Christi zu verkünden und allen Licht zu bringen über die Verwirklichung des Geheimnisses, das von Ewigkeit her verborgen war in Gott, dem Schöpfer aller Dinge, damit jetzt den Mächten und Gewalten im Himmel die vielgestaltige Weisheit Gottes kund werde durch die Kirche nach dem von Ewigkeit bestehenden Ratschluß, den er ausgeführt hat in Christus Jesus, unserm Herrn (Eph 3, 1—11).

Es war die Erscheinung des Islam, die das Schicksal und die Erbschaft Isaels in der Religionsgeschichte der Menschheit über etwa fünfundzwanzig Jahrhunderte hinweg neu beleuchtete. Mohammed nämlich beruft sich auf Abraham und auf den Gott Abrahams, durch Ismael, den Stammvater der Araber. Denn nach Mohammed waren es im Koran Abraham und Ismael, die den Tempel in Mekka, die Kaaba, reinigten und sogar aufbauten, denen von Gott der Kult anvertraut wurde, die folglich die Wallfahrt dorthin einführten. Es waren ihre Nachkommen, die dort siedelten, um dem wahren Gott zu dienen, und die zu einem großen Volke, zu einer Nation (*Umma*) wachsen sollten. Es war Abraham, der Gott bat, dieser seiner Nation einen Gesandten (d. h. Mohammed selbst) zu schenken.

„Und (denket daran) als sein Herr Abraham auf die Probe stellte durch gewisse Gebote, die er erfüllte, da sprach Er: ‚Ich will dich zu einem Patriarchen für die Menschen machen.‘ (Abraham) fragte: ‚Und aus meiner Nachkommenschaft?‘ Er sprach: ‚Mein Bund erstreckt sich nicht auf die Ungerechten.‘ Und (gedenket der Zeit) da Wir das Haus zu einem Versammlungsort für die Menschheit machten und zu einer Zuflucht; und nehmet die Stätte Abrahams als Bethaus an. Und wir geboten Abraham und Ismael: ‚Reinigt mein Haus für die, die (es) umwandeln, und für die, die in Andacht (darin) verweilen, und die, die sich beugen und niederfallen (im Gebet).‘ Und (denket daran) als Abraham sprach: ‚Mein Herr, mache dies zu einer Stadt des Friedens und versorge mit Früchten die unter ihren Bewohnern, die an Allah und den Jüngsten Tag glauben‘, da sprach er: ‚Und auch dem, der nicht glaubt, will Ich Wohltaten erweisen auf eine kleine Frist: dann will Ich ihn in die Pein des Feuers treiben, und das ist eine üble Bestimmung.‘ Und (gedenket der Zeit) da Abraham und Ismael die Grundmauern des Hauses errichteten (indem sie beteten): ‚Unser Herr, nimm (dies) an von uns; denn Du bist der Allhörende, der Allwissende. Unser Herr, mache uns beide Dir ergeben und (mache) aus unserer Nachkommenschaft ein Volk, das Dir ergeben sei. Und weise uns unsere Wege der Verehrung, und kehre Dich gnädig zu uns; denn Du bist der oft gnädig Sich Wendende, der Barmherzige. Unser Herr, erwecke unter ihnen einen Gesandten aus ihrer Mitte, der ihnen Deine Zeichen verkünde und sie das Buch und die Weisheit lehre und sie reinige; gewiß, Du bist der Mächtige, der Weise“ (Koran 2, 125—130)

Für Mohammed ist Ismael also auch Patriarch und, mehr als Gesandter, Prophet, der auch Gottes Offenbarung bekam, wie die anderen Patriarchen und Propheten, einschließlich Moses und Jesus.

„Sprecht: ‚Wir glauben an Allah und was uns offenbart worden, und was offenbart ward Abraham und Ismael und Isaak und Jakob und (seinen) Kindern, und was gegeben ward Moses und Jesu, und was gegeben ward (allen andern) Propheten von ihrem Herrn. Wir machen keinen Unterschied zwischen ihnen; und Ihm ergeben wir uns‘“ (Koran 2, 137).

„Wahrlich, Wir sandten dir Offenbarung, wie Wir Noah Offenbarung sandten und den Propheten nach ihm; und Wir sandten Offenbarung Abraham und Ismael und Isaak und Jakob und (seinen) Söhnen und Jesu und Hiob und Jonas und Aaron und Salomo, und Wir gaben David ein Buch“ (Koran 4, 164).

Für Mohammed wird Allah dann der Gott Abrahams, Isaels, Isaaks und Jakobs.

„Wir werden anbeten deinen Gott, den Gott deiner Väter — Abraham und Ismael und Isaak —, den Einigen Gott; und Ihm ergeben wir uns“ (Koran 2, 134).

„Sprich: ‚Wir glauben an Allah und an das, was uns offenbart worden und was offenbart ward Abraham und Ismael und Isaak und Jakob...‘“ (Koran 3, 85).

Die muselmanische Tradition wird noch größere Stücke auf Ismael und seine Mutter Hagar halten als der Text des Korans selbst. Ein Teil dieser Tradition wird später im Opfer Abrahams sogar Ismael an die Stelle von Isaak setzen!

Versteht man nun das Wort „Religion“ im strengen Sinne, so tragen nur drei Bekenntnisse diese Bezeichnung zu Recht: das Judentum, das Christentum und der Islam. Nur diese drei erheben den Anspruch, daß sich in ihnen der einzig wahre transzendente persönliche Gott offenbart habe. Alle anderen Systeme, die nur in einem übertragenen Sinne religiös genannt werden dürfen — also Buddhismus, Konfuzianismus, Hinduismus, um nur einige Beispiele zu nennen — sind ihrem eigenen System nach lediglich menschliche Spekulationen. Nur diese drei: Judentum, Christentum und Islam anerkennen einen und denselben Gott, den Gott Abrahams. Sie glauben also an denselben Gott und anerkennen denselben Abraham als ihren Patriarchen, d. h. als denjenigen, der am Anfang ihrer Geschichte steht, der auch der Urvater ihres jeweiligen monotheistischen Glaubens ist.

Wenn heute der atheistische Materialismus Gott leugnet und bekämpft, leugnet und bekämpft er nicht irgend einen Gott, sondern genau diesen Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, — den Vater unseres Herrn Jesus Christus, ja, Jesus Christus selbst — und auch den Gott des Islam.

Im Lichte des oben Dargelegten stelle ich folgende Fragen: Gibt es in Gottes Plan ein Geheimnis und eine Dialektik nicht nur zwischen Israel und den Heiden, nach dem Alten Testament, nicht nur zwischen der Kirche und Israel, nach dem Neuen Testament (bis zur Wiedervereinigung ganz Israels mit der Kirche), sondern besteht dieses Geheimnis auch zwischen der Kirche Gottes einerseits, Judentum und Islam andererseits? Gibt es in Gottes Plan neben dem noch dauernden Geheimnis Israel, trotz der partiellen und vorläufigen ‚Verstockung‘ der meisten Juden, auch ein Geheimnis Isaels, das in einem gewissen Sinne und trotz der offensichtlichen Irrtümer und Verfehlungen Mohammeds und des Islam noch die Mohammedaner einschließt? Gibt es im Plan des Gottes Abrahams ein Geheimnis, das die Nachkommen Israels und Isaels zusammenfaßt, diese beiden dem Fleisch nach Nachkommen Abrahams, diese beiden, die nacheinander ‚ver-

worfen‘ wurden? Ist Gottes Antwort auf den heutigen atheistischen Materialismus nicht vielleicht die Versöhnung aller, die an den Gott Abrahams glauben, aller, die auch Kinder Abrahams sind, nämlich Juden und Christen und Mohammedaner? Ist die Rückkehr Israels nach Palästina ein wichtiges Moment in dieser Versöhnung? Spielt das Gelobte Land noch eine wesentliche Rolle im Heilsplan Gottes? Spielt dieses Land eine wichtige Rolle gerade zwischen Israel und Ismael? Liegt die Initiative nach Gottes Willen jetzt bei Ismael? Soll Ismael das Gelobte Land seinem Bruder Israel schenken, und wird Israel es von seinem Bruder Ismael annehmen?

Sankt Josef Kloster, Düsseldorf, den 4. September 1957:
Fest der seligen Catherina von Racconigi, Jungfrau des Predigerordens.

b) Die arabischen Flüchtlinge müssen im Nahen Osten angesiedelt werden

*Von Dr. E. Rees, Berater für Flüchtlingsfragen des
„World Council of Churches“.*

Dem „Israel-Informationsdienst“ ([5/52], August 1957, S. 9 ff.), der von der Informationsabteilung der Israel-Mission in Köln herausgegeben wird, entnehmen wir den folgenden Beitrag.

Nach der letzten offiziellen Zählung sind 922 279 arabische Flüchtlinge aus Palästina bei der zuständigen Behörde der Vereinten Nationen offiziell registriert. „Arabischer Flüchtling aus Palästina“ ist eine Person, die ihren ständigen Wohnort mindestens zwei Jahre vor Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1948 in Palästina hatte und die infolge der Feindseligkeiten sowohl ihr Heim als auch ihre Erwerbsmöglichkeiten verloren hat.

Die Flüchtlinge befinden sich seit mehr als acht Jahren in Syrien, im Libanon, in Jordanien und im Gazastreifen. Ihre Zahl beträgt 2,4 Prozent der Gesamtbevölkerung in Syrien, 7,4 Prozent im Libanon, in Jordanien sind es 56,3 Prozent. Das heißt, daß die Zahl der Flüchtlinge in Jordanien die der bodenständigen Bevölkerung übersteigt. In Gaza beträgt die Zahl der Flüchtlinge sogar 221,3 Prozent der ortsansässigen Bevölkerung, das heißt mit anderen Worten, daß sie die einheimische Bevölkerung praktisch überschwemmt haben. Ich glaube, daß es sich mit meinem Bemühen um Unparteilichkeit vereinbaren läßt, wenn ich bitte, angesichts dieser Zahlen zunächst die menschliche Tragödie und dann erst die politischen Komplikationen der Lage zu betrachten.

Fast eine Million Flüchtlinge erdulden seit acht argen Jahren ein Leben der Verbannung in Lagern oder unter Wohnbedingungen, die noch schlimmer sind als die in den Lagern. Der Geburtenüberschuß unter den arabischen Flüchtlingen ist im Durchschnitt 25 000 im Jahr. Es gibt also etwa 200 000 Kinder unter acht Jahren, die schon als Flüchtlinge geboren wurden. Die anderen, die älteren, ‚leben‘, wenn man ihre Existenz so bezeichnen darf, seit acht Jahren in demoralisierender Untätigkeit, in Zorn und Haß. Das echte menschliche Problem ihrer Situation besteht darin, daß ihr „Flüchtling-Sein“ zu einer festen Einrichtung geworden ist.

Symptom oder Ursache der Unruhe

Die einzige Form von Sicherheit, die diese Menschen kennen, ist die von den V. N. ausgestellte Lebensmittel-

karte. Diese Sicherheit ist in der Tat zuweilen größer als die des Nicht-Flüchtlings. Die Flüchtlinge haben ihre festgesetzten Rationen und es ist bekannt, daß die Lebensmittelkarte für die bedauernswerten Menschen den Wert eines greifbaren Besitzes erlangt hat.

Ein Kenner des arabischen Flüchtlingsproblems hat seine Studien als „Klinische Arbeit über erzwungenen Müßiggang“ bezeichnet. Ich kann keine bessere Beschreibung für die menschliche Tragik der Situation finden. Leider aber kann man keine Betrachtung des Problems anstellen, ohne sich die politischen Verwicklungen vor Augen zu halten.

Es ist heute schon ein alter Streit, ob das arabische Flüchtlingsproblem die Ursache oder die Wirkung der Unruhe im Nahen Osten ist. Der Leiter der UNRWA, Herr Labouisse, hat wohl den Nagel auf den Kopf getroffen, als er in einem seiner Berichte an die V. N. sagte, „der arabische Flüchtling war eine der wichtigsten Ursachen und gleichzeitig das tragischste Opfer der Unruhe im Nahen Osten“. Das ist, glaube ich, die beste Analyse der Situation.

Es wird uns gesagt — von solchen, die es wissen sollten —, daß es keinen Frieden im Nahen Osten geben kann, solange die Flüchtlingsfrage ungelöst bleibt. Das hört sich durchaus einleuchtend an. Die Sache wird aber etwas komplizierter, wenn andere — die ebenso gut informiert sind — uns sagen, daß die arabische Flüchtlingsfrage nicht gelöst werden kann, solange kein Friede im Nahen Osten herrscht.

Die V. N. und alle Menschen, die guten Willens sind, suchen einen Ausweg aus diesem Dilemma. In Beratung mit anderen und losgelöst von den politischen Spannungen, die unweigerlich jede Prüfung an Ort und Stelle begleiten, habe ich den Versuch unternommen, theoretisch die drei klassischen Lösungen jedes Flüchtlings-Problems auf den Nahen Osten anzuwenden, und kam zu den folgenden Schlüssen:

Die arabischen Flüchtlinge und die arabischen Staaten behaupten, es könne für dieses besondere Problem nur eine Lösung geben, diejenige der Repatriierung. Tatsache ist aber, daß die Repatriierung sich bei keinem der modernen Flüchtlingsprobleme als Lösung erwiesen hat. Ich glaube, daß man kein Nachkriegs-Flüchtlingsproblem nennen kann, das durch Repatriierung gelöst wurde. Daher möchte ich in Zweifel stellen, daß eine solche Lösung im vorliegenden Fall möglich wäre. Abgesehen aber vom historisch erwiesenen Mißerfolg derartiger Lösungen, möchte ich hinzufügen, daß ich im Hinblick auf die Existenz des Staates Israel und seiner Bevölkerungsdichte die Repatriierung einer Million arabischer Flüchtlinge physisch und politisch für unmöglich halte.

Wie bei jeder anderen Flüchtlingsfrage, ergibt sich daher als nächste Möglichkeit die der Auswanderung. Nach unseren Erfahrungen sind die Chancen der Auswanderung aus arabischen Ländern für die arabischen Flüchtlinge so scharf begrenzt, daß man zwar widerstrebend, aber in Erkenntnis der Sachlage folgern muß, daß auch die Auswanderung keine Lösung des Problems ist.

Ich komme daher zur Lösung durch Eingliederung² und bin der Ansicht, daß von allen Nachkriegs-Flüchtlingsproblemen das arabische dasjenige ist, das sich — wenn man politische Überlegungen außer acht läßt — am leichtesten durch Eingliederung lösen läßt. In Glauben, Sprache, Rasse und sozialen Auffassungen sind sie von den Einwohnern ihrer Gastländer nicht zu unterscheiden. Es gibt genügend Platz für sie in Syrien und im Irak. Es besteht eine steigende Nachfrage für Arbeitskräfte, wie sie es sind, und, was noch ungewöhnlicher ist, das Geld ist da, um diese Eingliederung mög-

lich zu machen. Die Generalversammlung der Vereinten Nationen hat vor fünf Jahren die Summe von 200 Mill. Dollar dazu bestimmt, „Heimstätten und Arbeit“ für die arabischen Flüchtlinge zu schaffen. Dieses Geld bleibt unbenutzt — nicht weil diese armen Menschen Fremdlinge in fremdem Land sind, denn das sind sie nicht. Nicht, weil es an Platz fehlt, sie anzusiedeln, denn Platz ist vorhanden; sondern lediglich aus politischen Gründen, und ich betone wieder, daß es nicht meine Aufgabe ist, mich mit diesen auseinanderzusetzen.

Ähnliche, ja größere Ansammlungen von Flüchtlingen in ganz paralleler Lage konnten in den Nachkriegsjahren integriert werden, und zwar ohne direkte Hilfe der Vereinten Nationen. Die Karelier in Finnland wurden von den Finnen aufgenommen, ohne daß die Welt zu Hilfe gerufen worden wäre. Die österreichische Regierung hat die volksdeutschen Vertriebenen langsam, aber mit Erfolg soweit absorbiert, daß sie jetzt voll und ganz zum Leben Österreichs, seiner Gesellschaft und Wirtschaft gehören. Der westdeutschen Bundesrepublik ist es im Laufe der Jahre gelungen, von den etwa neun Millionen Vertriebenen, die in ihr Land kamen, weit mehr als die Hälfte vollkommen zu absorbieren. Mit diesen zeitgenössischen Beispielen vor Augen, scheint es doch, daß Eingliederung die alleinige Hoffnung der arabischen Flüchtlinge aus Palästina ist.

Dreifache Verpflichtung

Wir müssen erkennen, daß das Hindernis für eine solche Lösung rein politischer Art ist. Obwohl wir uns hier nicht mit Politik befassen wollen, sei es doch gestattet, der Besorgnis darüber Ausdruck zu geben, daß die arabischen Flüchtlinge nicht auf unbegrenzte Zeit in einer internationalen Hölle festgehalten werden dürfen. Aber das wäre vielleicht eine zu starke Hervorhebung einer Seite des Problems. Darum möchte ich betonen, daß sowohl die arabischen Regierungen als auch die Flüchtlinge selbst darauf bestehen — und ich möchte bemerken, daß sie nach meiner Auffassung alles Recht auf ihrer Seite haben —, daß die ungelöste Frage der moralischen Wiedergutmachung für die Unbilden, die die Flüchtlinge erleiden mußten, als erster Punkt auf dem Programm stehen müsse. Ich bin ihrer Ansicht.

Ich glaube, es besteht diesen Flüchtlingen gegenüber eine dreifache Verpflichtung: Die des Staates Israel, die der internationalen Gemeinschaft und — es ist nicht unfair, dies zu sagen — auch die arabischen Staaten sind in der Schuld der Flüchtlinge. Israel schuldet, so scheint mir und dies sollte uns allen klar sein, den Flüchtlingen eine angemessene Entschädigung für die Verluste, die sie erlitten. Ebenso darf gesagt werden, daß die Anerkennung des moralischen Rechts auf Repatriierung überfällig ist und daß aus menschlichen Gründen gewisse Formen der Repatriierung, vor allem die Wiedervereinigung von Familien, durch Israel in Angriff genommen werden müssen.

Israel hat bereits mehr als einmal Entschädigung angeboten; nach meinem Empfinden geschah dies aber nicht mit genügendem Nachdruck. Israel hat auch Repatriierungsangebote gemacht, die nach meinem Ermessen im Laufe der Zeit unrealistisch geworden sind.

Was die Verpflichtung der internationalen Gemeinschaft betrifft, so habe ich den Eindruck, daß sie im großen und ganzen erfüllt wird, wobei zu beachten ist, daß es gegenwärtig zwischen 30 und 40 Millionen Flüchtlinge in der Welt gibt. Die 900 000 arabischen Flüchtlinge allein werden international betreut und erhalten. Wenn man von der provisorischen internationalen Hilfe für Ungarnflüchtlinge in Österreich und Jugoslawien absieht, hängt die Erhaltung von Flüchtlingen im allgemeinen von dem Land ab, das ihnen Asyl gewährt. Die arabischen Flüchtlinge standen von

¹ Im englischen Original „Clinical Study in Frustration“

² Im englischen Original „Integration“

Anfang an unter der Obhut der Vereinten Nationen. Ich habe mich in der Tat oft gefragt, wie lange die Geduld der Beitragsstaaten währen kann, Geld für die Fortsetzung eines Flüchtlingsproblems auszugeben, das, wie man weiß, lösbar ist. Die internationale Gemeinschaft hat überdies für Wohnungs- und Arbeitsbeschaffungsprogramme viel größere Beträge angeboten, als sie dem Amt des Hochkommissars für Flüchtlingsfragen der V. N. für ähnliche Zwecke bei anderen Flüchtlingsgruppen je zur Verfügung gestellt wurden. Bei der Sonderbehandlung gerade der arabischen Flüchtlinge haben die freiwilligen Organisationen eine sehr bemerkenswerte Rolle gespielt. Das Budget der Kommission der Vereinten Nationen zur Betreuung und Erhaltung der palästinensischen Flüchtlinge belief sich im vergangenen Jahr auf 23 Millionen Dollar. Die Spenden der freiwilligen Organisationen, vor allem christlicher Vereinigungen, während der gleichen Zeit ergaben acht Millionen Dollar. Das ist meines Wissens der einzige Fall, daß die Spende freiwilliger Organisationen mehr als ein Drittel der Spende der Vereinten Nationen beträgt.

Ich glaube, daß, wenn im gegebenen Zeitpunkt — und ich hoffe, er ist nicht mehr fern — Israel das Entschädigungsproblem ernstlich betreiben wird, die internationale Gemeinschaft wieder ihren Teil an der Schaffung eines Fonds tragen wird, der offensichtlich über die finanziellen Möglichkeiten Israels allein hinausgeht. Eine Verpflichtung gegenüber den Flüchtlingen haben auch die arabischen Staaten selber. Die historische Verpflichtung, die Menschen immer und überall gegenüber leidenden Mitmenschen der gleichen Sprache, des gleichen Glaubens und gleicher sozialer Ordnung empfinden sollen — diese Verpflichtung bedeutet in einfachen Worten, daß die Flüchtlinge als Menschen und nicht als politische Fußbälle angesehen werden müssen.

Zwei parallele Flüchtlingsprobleme

Wenn wir das vorliegende Problem global betrachten, so müssen wir zwei weitere Fragen in Betracht ziehen. Die zweite Gruppe, von der ich reden möchte, umfaßt mindestens 200 000 Menschen, die in der technischen Terminologie als „andere Anwärter auf Hilfeleistung“ bezeichnet werden. Es sind dies die Einwohner von Gaza — wie gesagt, eine Minoritätengruppe in diesem

Gebiet — Menschen, die in sogenannten Grenzdörfern wohnen, und überdies einige Beduinen. Die Lage in Gaza ist so arg, daß die Minorität der Nichtflüchtlinge weit ärger daran ist als die Flüchtlinge, weil sie, ebenso wie die Flüchtlinge, keine Arbeit haben, aber, im Gegensatz zu den Flüchtlingen, keine Lebensmittellkarten bekommen. Die Bauern der Grenzdörfer sind die Opfer einer unglücklichen Situation: sie leben in ihren Bauernhäusern und haben keinen Zutritt zu ihren Feldern, weil sie sich auf der anderen, der „unrichtigen“ Seite der Grenze und des Stacheldrahtes befinden. Da aber die Definition des „Flüchtlings“ erfordert, daß er sowohl seine Arbeit als auch sein Heim verloren haben muß, entstand eine Gruppe von vielen Tausenden von Menschen, die zwar nicht ihr Heim, wohl aber ihre Erwerbsmöglichkeiten verloren haben.

Ein Appell der freiwilligen Organisationen an die Vereinten Nationen, die Verantwortung für diese Gruppe zu übernehmen, wurde auf der Konferenz, die der Welt rat der Kirchen im vorigen Jahr in Beirut hielt, abgelehnt, weil es unsere Möglichkeiten übersteigt, für diese zweite Gruppe zu sorgen. Nichtsdestoweniger sollten wir bei unseren Überlegungen an sie denken und wissen, daß ihre Probleme nur durch Entschädigung, Hilfeleistung und, im Falle der Grenzbauern, durch kleine Grenzveränderungen geregelt werden können.

Und letztlich gibt es seit dem letzten Oktober noch eine weitere Gruppe von Flüchtlingen, die unsere Aufmerksamkeit erfordern. Wenn man das Problem der arabischen Flüchtlinge studiert, so ist man sich nicht immer dessen bewußt, daß gleichzeitig ein anderes Flüchtlingsproblem im Nahen Osten besteht. Ich war gerade in Bagdad, als ich irakische Juden auf dem Flugfeld sah, die ihren Abtransport nach Israel erwarteten. Ich war gerade in Israel, als dort Juden aus dem Jemen ankamen, nachdem sie von dort vertrieben worden waren. Damit ist die Geschichte noch nicht zu Ende, denn etwa 20 000 Juden in Ägypten — staatenlose oder ägyptischer Nationalität — wurde das Leben dort so schwer gemacht, daß ihnen nur der Ausweg blieb, alles, was sie besaßen, dort zu lassen und in Europa oder in Israel Asyl zu suchen.

Das sind die Tatsachen, wie ich sie sehe, und ich will hoffen, daß es mir gelungen ist, sie sine ira et studio darzustellen.

13. Aus dem Heiligen Lande Chronik der Ereignisse im Nahen Osten

Von Dr. Arnold M. Goldberg

Mit freundlicher Erlaubnis der Schriftleitung von „Deus Lo Vult“, Ordensbrief des Ritterordens vom Heiligen Grab (10 [Freiburg, Mai 1957], S. 302 ff.) veröffentlichen wir die folgende Chronik. Ihre Fortsetzung ist auch für „Deus Lo Vult“ vorgesehen.

Vorbemerkung

Die Ereignisse im Nahen Osten wurden während des letzten Jahres im wesentlichen durch drei Vorgänge bestimmt:

- a) den sowjetischen Einbruch im Nahen Osten (vgl. Deus lo vult Heft 8, Mai 1956)¹;
- b) die Nationalisierung des Suezkanals;
- c) den israelisch-ägyptischen Konflikt.

Als der Suezkonflikt — die Nationalisierung des Kanals — zum Ausbruch kam, herrschte im vorderen Orient etwa fol-

gende politische Konstellation: Durch die außerordentlich großen Waffenlieferungen der Sowjetunion an Ägypten war Ägypten nach Israel und der Türkei zur stärksten Militärmacht im Vorderen Orient geworden. Die Sowjetunion beabsichtigte durch diese militärische Stärkung Ägyptens ein Gegengewicht gegen den prowestlichen Bagdadpakt (Irak, Persien, Türkei und Pakistan) zu schaffen und, soweit dies möglich war, selbst aktiv in die Politik des Nahen Ostens einzugreifen. Dies scheint der Sowjetunion tatsächlich gelungen zu sein. In einem neutralistischen Bündnisssystem fanden sich Ägypten, Syrien, Saudi-Arabien und indirekt auch Jordanien zusammen.

Auf der anderen Seite versuchte Ägypten seinen politischen Einfluß auch auf Nordafrika auszudehnen, indem es vor allem die algerische Aufstandsbewegung durch Waffenlieferungen förderte. Dies hatte zur Folge, daß Frankreich nun Israel unterstützte und durch größere Waffenlieferungen das

¹ Vgl. unten S. 46 (Anm. d. Rundbrief-Red.).

militärische Gleichgewicht zwischen Israel und Ägypten wiederherzustellen suchte.

Die amerikanische Außenpolitik war durch das Wahljahr praktisch lahmgelegt, darüber hinaus aber war der amerikanische Botschafter in Ägypten, H. Byroade, den Versprechungen Nassers verfallen, der ihn immer wieder zu überzeugen verstand, daß die ägyptischen Waffenkäufe in der Sowjetunion vollkommen unverbindlich seien und keinerlei Ausdehnung des sowjetischen Einflusses im Nahen Osten zur Folge haben würden.

Die englische Nahostpolitik war ausschließlich auf die Festigung des Bagdadpaktes ausgerichtet und daher eben auch antiägyptisch. England konnte jedoch im Gegensatz zu Frankreich Israel nicht unterstützen, denn dadurch wäre der ohnehin labile Bagdadpakt gefährdet worden.

Die Krise trat in dem Moment ein, als die USA ihre Hand von Ägypten zogen und die Finanzierung des Assuanprojektes ablehnten, bei dem Ägypten Amerika gegen Rußland auszuspielen versuchte. Die Entwicklung zeigte, daß ein ernsthaftes Angebot seitens der Russen nie bestanden hatte.

Die Nationalisierung des Suezkanals bedeutete den endgültigen Bruch zwischen Ägypten und England. Dabei konnte Ägypten auf jeden Fall damit rechnen, daß die USA keinen ernsthaften Versuch unternehmen würden, die ägyptische Regierung zu irgendwelchen Zugeständnissen zu zwingen.

Nasser hat dabei seine eigenen Kräfte und die Geduld Englands und Frankreichs erheblich überschätzt, denn ein Angriff Israels auf Ägypten stand seit dem Ausbruch der Suezkrise bevor. Wenn sich auch bis heute nicht nachweisen läßt, daß Israel und Frankreich den Angriff auf Ägypten gemeinsam geplant haben (eine englische Beteiligung ist unwahrscheinlich), so lagen doch mit Sicherheit — so viel konnte man schon Wochen vorher der israelischen Presse entnehmen — gewisse Zusicherungen der französischen Regierung für den Fall eines israelisch-ägyptischen Konfliktes vor.

Als es zum israelischen Angriff kam, war die Sowjetunion durch die ungarische Revolution gebunden und konnte die Landung der Engländer und Franzosen nicht mehr verhindern — vielleicht wollte sie auch nicht. Der beste Teil der ägyptischen Armee wurde binnen wenigen Tagen vernichtet, das ägyptische Bündnisystem erwies sich als wirkungslos, da keiner der ägyptischen Verbündeten wirklich bereit war, eine militärische Niederlage für Ägypten in Kauf zu nehmen und in Wirklichkeit auch keiner der arabischen Staaten über eine einsatzfähige Armee verfügte.

Die Abfolge der Ereignisse

16. 5. Ägypten nimmt diplomatische Beziehungen zu Peking auf und bricht die Beziehungen zur chinesischen Nationalregierung ab.

1. 6. Zwischen Syrien und Jordanien wird ein Militärbündnis abgeschlossen. Die Armeen beider Länder werden einem gemeinsamen Kriegsrat unterstellt.

13. 6. Die letzten britischen Truppen verlassen Ägypten.

22. 6. Bei den Paraden anläßlich des britischen Abzugs aus Ägypten werden Panzer, Geschütze und Flugzeuge sowjetischer Herkunft gezeigt. Der sowjetische Außenminister Schepilow erklärt in einer Ansprache: „Für die Völker der Sowjetunion sind die Völker der arabischen Länder Brüder. Die Sowjetregierung ist fest überzeugt, daß die weitere Verstärkung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den UdSSR und Ägypten dem Interesse des Friedens und der Sicherheit der Völker entspricht.“ Gamal Abdel Nasser erklärt in Kairo: „Ich erkläre es laut vor der ganzen Welt: Wir wollen den Frieden. Wir wollen in Harmonie mit allen Völkern — den großen und den kleinen — leben.“

In einem gemeinsamen Kommuniqué erklärten Nasser und Schepilow: „... Die Entwicklung der sowjetisch-ägyptischen Beziehungen auf allen Gebieten der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit entspricht den Interessen beider Länder.“

25. 6. Der Kronprinz des Yemen besucht die UdSSR. G. A.

Nasser — der einzige Kandidat — wird mit 99,84 % der abgegebenen Stimmen zum Staatspräsident von Ägypten gewählt.

Der ägyptische Innenminister erhält die Vollmacht, Personen, die von dem Revolutionstribunal verurteilt worden sind, beliebig lange gefangen zu halten.

28. 6. Schepilow besucht Syrien und den Libanon. Schepilow übermittelt dem Präsidenten der syrischen Republik, Schukry el Kuwatly, eine Einladung des obersten Sowjet.

2. 7. Der Erste Sekretär des Zentralkomitees der KPdSU erklärt in einem Interview mit der ägyptischen Zeitung „Al Ahrām“: „Ein Krieg zwischen Israel und den arabischen Staaten wäre ein dritter Weltkrieg ... Die Zeit arbeitet zugunsten der Araber und die Zukunft ist zweifellos auf ihrer Seite.“

17. 7. Der ägyptische Botschafter in Washington gibt bekannt, daß die ägyptische Regierung das Assuan-Staudammprojekt mit Hilfe der Internationalen Bank sowie der amerikanischen und britischen Regierungen verwirklichen möchte (die Gesamtkosten werden auf 1300 Millionen Dollar geschätzt).

19. 7. Das amerikanische Staatsdepartement zieht das Finanzierungsangebot zurück, da Ägypten seine künftigen Baumwollernten für Waffenkäufe in den Ländern des Ostblocks verpfändet habe.

20. 7. Großbritannien und die Internationale Bank ziehen ihre Finanzierungsangebote zurück.

22. 7. Schepilow erklärt in Moskau, daß das Assuan-Projekt nicht dringlich sei.

26. 7. Vor 150 000 Zuhörern erklärt Nasser, daß die allgemeine Suezkanal-Gesellschaft aufgelöst und nationalisiert sei. Der Suezkanal werde den Bau des Assuandammes reichlich finanzieren.

Das Nationalisierungsdekret bestimmt, daß sämtliche Aktiva und Passiva der Kanalgesellschaft in den Besitz des ägyptischen Staates übergehen. Die Eigentümer sollen nach dem Übergang aller Guthaben der Gesellschaft an den ägyptischen Staat entsprechend den letzten Börsenkursen entschädigt werden. Techniker und Funktionäre der Gesellschaft haben nicht das Recht, ihre Tätigkeit aufzugeben.

27. 7. Der ägyptische Botschafter in Paris weist die Protestnoten der Regierungen Großbritanniens und Frankreichs zurück.

Die Suezkanalzone wird zur ägyptischen Militärzone erklärt. Handlungen gegen die ägyptische Kanalgesellschaft sollen nach Kriegsrecht bestraft werden.

Die Internationale Suezgesellschaft erkennt die Nationalisierung des Kanals nicht an und weist alle französischen und ausländischen Banken an, keine Aufträge der ägyptischen Gesellschaft entgegenzunehmen.

Der ägyptische Handelsminister erklärt die ägyptischen Gerichte für Streitigkeiten zwischen den Aktionären und der ägyptischen Kanalgesellschaft für zuständig.

28. 7. Die Regierungen Englands, Frankreichs und Amerikas verfügen die Sperrung der ägyptischen Guthaben.

31. 7. Die ägyptische Regierung versichert, daß sie den Verpflichtungen, die sich aus der Konvention von 1888 und aus dem britisch-ägyptischen Vertrag von 1954 ergeben, nachkommen wird. Die Freiheit der Schifffahrt im Kanal wird von Ägypten nicht beeinträchtigt werden.

Chruschtschow rechtfertigt die Nationalisierung des Kanals. Die Interessen Englands, Frankreichs und Amerikas würden nicht beeinträchtigt, da der Kanal frei bleibe. Es sei kein Grund zur Nervosität gegeben. „Die Frage des Suezkanals kann und muß auf friedlichem Wege gelöst werden.“

1.—5. 8. Eine größere Anzahl Düsenbomber, die Flugzeugträger „Bulwark Ocean“ und „Theseus“ laufen nach Malta und Zypern aus. Das französische Mittelmeergeschwader wird in Toulon bereitgehalten. Die Königin von England ermächtigt die Regierung, eine bestimmte Anzahl Reservisten einzuberufen.

Sir Anthony Eden erklärt im britischen Unterhaus, daß keine Regelung, bei der der Suezkanal unter der unbeschränkten

Kontrolle einer einzigen Macht bleibe, für England annehmbar sei.

Die Regierungen Englands, Frankreichs und Amerikas be-
rufen eine Konferenz zur Internationalisierung des Suez-
kanals ein.

Aus dem gemeinsamen Kommuniqué der drei Außenmini-
ster: „...

3. Die drei Regierungen sind der Ansicht, daß der von der
ägyptischen Regierung gefaßte Beschluß unter den Bedin-
gungen, unter denen er zustande kam, die Freiheit und die
Sicherheit des Kanals, wie sie durch die Konvention von 1888
gewährleistet wurden, bedroht.

4. Die drei Regierungen sind der Ansicht, daß Maßnahmen
ergriffen werden müssen, um unter internationalem Regime
eine Betriebsform zu schaffen, welche auf dauernde Weise
das Funktionieren des Kanals, wie es durch die Konvention
von 1888 garantiert worden ist, sicherstellt unter Berück-
sichtigung der legitimen Interessen Ägyptens.“ Staatssekre-
tär Dulles sagt am 3. August nach seiner Rückkehr aus Lon-
don in einer Fernsehsendung: „Es ist undenkbar, daß ein
vertraglich internationalisierter Wasserweg, der für Dut-
zende von Ländern lebenswichtig ist, von einem einzigen
Land für höchst eigennützige Zwecke ausgebeutet und das
Instrument zur Durchführung der Konvention vom Jahre
1888, nämlich die Suezkanal-Gesellschaft durch einen nation-
alen Racheakt unwirksam gemacht werde.“

8.8. Präsident Eisenhower erklärt, daß er alle Hoffnung
habe, daß die Suezkrise mit friedlichen Mitteln beigelegt
werde.

9.8. Präsident Nasser dekretiert die Bildung einer nation-
alen Befreiungsarmee, die sich aus der Nationalgarde und
Freiwilligen zwischen 18 und 50 Jahren zusammensetzt.

Die Sowjetregierung erklärt, daß sie der Dreimächte-Erklä-
rung nicht zustimmen kann. Der Übergang des Eigentums
der ehemaligen Kanalgesellschaft würde das Schiffsahrts-
regime auf dem Suezkanal nicht ändern.

12.8. Ägypten lehnt die Teilnahme an der Londoner Kon-
ferenz ab und schlägt einen anderen Konferenzort vor.
Der Bund der arabischen Gewerkschaften droht mit Sabotage
der Ölförderungs- und Transportanlagen sowie der west-
lichen militärischen Einrichtungen für den Fall eines An-
griffes auf Ägypten.

16.8. Die Suez-Konferenz wird in London unter dem Vor-
sitz des britischen Außenministers Selwyn Lloyd eröffnet.

20.8. Staatssekretär Dulles legt auf der Londoner Konferenz
den Entwurf einer Grundsatzerklärung vor: Schaffung eines
Systems, das gemäß der Konvention von 1888 den Suezkanal
als einen internationalen Wasserweg sicherstellt. Der Kanal
soll von politischen Einflüssen freigehalten werden. Achtung
der Souveränität Ägyptens. Ein angemessener Anteil Ägypt-
ens an den Kanalgebühren. Schaffung eines Suezkanal-
Amtes, das für die Instandsetzung und Aufrechterhaltung
des Verkehrs verantwortlich ist und in dem Ägypten und
andere Benutzerstaaten vertreten sind. Das Amt soll perio-
disch der UN berichten. Schaffung einer Schiedskommission.
Staatssekretär Dulles erklärte, daß sein Vorschlag kein Ulti-
matum an Ägypten, sondern eine Verhandlungsgrundlage
sei. Dagegen unterbreitet der indische Delegationschef,
Krischna Menon, einen anderen Vorschlag:

1. Prinzipien: Anerkennung der Souveränität Ägyptens, An-
erkennung des Kanals als integrierenden Bestandteil Ägypt-
ens und als Schifffahrtsweg von internationaler Bedeutung.
Freie und unbehinderte Durchfahrt für alle Nationen gemäß
der Konvention von 1888.

2. Vorschläge: Überarbeitung der Konvention von 1888
(Regelung der Gebühren, Instandhaltung usw.). Schaffung
einer Konsultativkörperschaft mit beratender Funktion.

Der sowjetische Außenminister akzeptierte den indischen
Vorschlag.

23.8. Die Konferenz bestimmt einstimmig, daß die voll-
ständigen Sitzungsprotokolle der ägyptischen Regierung
übermittelt werden sollen. Der Dulles-Vorschlag soll durch

ein Fünfstaaßenkomitee der ägyptischen Regierung vorge-
tragen werden.

24.8. Präsident Nasser nimmt die Einladung des Fünfstaa-
tenuausschusses an.

26.8. Die Suezkanal-Gesellschaft lehnt die Verantwortung
für die Sicherheit des nichtägyptischen Personals ab.

29.8. Französische Fallschirmjäger werden auf Zypern sta-
tioniert.

31.8. Präsident Eisenhower erklärt in einer Pressekonferenz,
daß bezüglich des Wortes „international“ ein Mißverständ-
nis herrsche. Nicht das Eigentum am Kanal, sondern die
Benutzung des Kanals sei international. Wenn Ägypten eine
internationale Verwaltung des Kanals nicht annehmen wolle,
dann wolle er weiterhin versuchen, zu einer friedlichen Lö-
sung zu kommen.

3.—9.9. Das Fünfnächtekomitee (Australien, USA, Iran,
Äthiopien, Schweden) weilt vom 3.—9.9. in Kairo. Die ägypt-
ische Regierung lehnt die Vorschläge des Dulles-Planes ab.

10.9. Ägypten lädt 68 Staaten, die den Suezkanal benutzen,
zu einer Konferenz, die die Fragen der Freiheit der Schiff-
fahrt, der Gebühren und der Entwicklung des Kanals regeln
sollen. England, Frankreich und Amerika lehnen die Teil-
nahme an der Konferenz ab.

11.9. Präsident Eisenhower erklärt auf einer Pressekonfe-
renz, daß Großbritannien und Frankreich bei einer evtl.
Schließung des Kanals (wegen des Abzugs der Lotsen) nicht
das Recht hätten, militärische Maßnahmen zu ergreifen, um
den Kanal offenzuhalten, es sei denn, Ägypten begehe „eine
Art von Aggression“ gegen den Kanal.

12.9. Die internationale Suezgesellschaft ermächtigt das
nichtägyptische Personal, die Arbeit einzustellen. Ägypten
gestattet die Ausreise der Angestellten der Kanalgesellschaft.
Eden gibt im Unterhaus den Plan einer Kanalbenutzerver-
einigung bekannt, die die Kanalbenutzer befähigen soll, ihre
Rechte auszuüben. Gebühren sollen an die Vereinigung be-
zahlt werden. Ägypten soll eine Entschädigung für die Be-
nutzung des Kanals erhalten.

13.9. Der ägyptische Botschafter in Washington überbringt
Staatssekretär Dulles eine dringende Botschaft, in der es
heißt, daß die geplante Kanalbenutzervereinigung eine „fla-
grante Aggression“ gegen die ägyptische Souveränität dar-
stelle und ihre Verwirklichung Krieg bedeute.

15.9. Die Sowjetregierung erklärt sich gegen die Benutzer-
vereinigung.

17.9. Staatssekretär Dulles erklärt, daß die USA einen Boy-
kott des Suezkanals (Umleitung des Schifffahrtsverkehrs um
das Kap der Guten Hoffnung) nicht finanzieren würden.

17.9. Der ägyptische Vertreter bei der UN übermittelt dem
Präsidenten des Sicherheitsrates ein Schreiben mit dem In-
halt, daß Frankreich und England versuchen würden, sich
des Kanals zu bemächtigen und die Unabhängigkeit Ägypt-
ens zu zerstören.

Syrien und Libanon protestieren beim Sicherheitsrat gegen
die Zusammenziehung englischer und französischer Truppen
auf Zypern. Jordanien und Saudiarabien schließen sich dem
Protest an.

Ägypten ist bereit, die Schiffe der Benutzervereinigung pas-
sieren zu lassen, sofern sie ägyptische Lotsen an Bord
nehmen.

19.—21.9. Großbritannien lädt die 18 Staaten, die den
Dulles-Vorschlag bei der ersten Suezkonferenz gebilligt hat-
ten, zu einer neuen Konferenz nach London ein.

Staatssekretär Dulles begründet den Plan einer Kanal-
benutzervereinigung mit der unqualifizierten Ablehnung der
von der ersten Konferenz ausgearbeiteten Verhandlungsvor-
schläge. Die ägyptische Regierung hätte die Funktion der
internationalen Kanalgesellschaft usurpiert und hierdurch die
Redite bedroht, die durch die Konvention von 1888 gewähr-
leistet werden. In der Erklärung über die Kanalbenutzerver-
einigung — die noch der Genehmigung der einzelnen
Regierungen bedarf — werden die Ziele der Vereinigung
beschrieben:

a) Erleichterung aller Maßnahmen, welche zu einer endgül-

tigen oder provisorischen Lösung der Suezkanal-Frage führen, und Hilfe für die Mitglieder der Vereinigung bei der Ausübung ihrer Rechte gemäß der Konvention von 1888.

b) Förderung der Sicherheit und des wirksamen Betriebs und des Transitverkehrs durch den Kanal. Hierbei soll die Mitarbeit der ägyptischen Behörden angestrebt werden...

c) Unter Vorbehalt der bestehenden Rechte bezweckt die Vereinigung, die Kanalbenützergebühren sowie alle anderen Einkünfte entgegenzunehmen.

Bei Abschluß der Konferenz erklärte Staatssekretär Dulles den Beitritt der USA zur Benützervereinigung. Frankreich behält sich die Entscheidungsfreiheit vor.

22.9. Die britische Regierung lädt zu einer Botschafterkonferenz ein, um die geplante Benützervereinigung zu konstituieren.

23.9. Frankreich und Großbritannien ersuchen um Einberufung des Sicherheitsrates „zwecks Erörterung der Situation, die durch die einseitige Handlungsweise der ägyptischen Regierung geschaffen wurde“.

24.9. Ägypten ersucht um Einberufung des Sicherheitsrates, „um die gegen Ägypten gerichteten Maßnahmen einiger Mächte, insbesondere Großbritanniens und Frankreichs, die eine Gefahr für den internationalen Frieden darstellen, zu behandeln...“.

25.9. Der australische Ministerpräsident Menzies empfiehlt vor dem Parlament, Ägypten auch ohne die UN wirtschaftliche Sanktionen aufzuerlegen.

26.9. Der Sicherheitsrat beschließt, erst den französisch-britischen und dann den ägyptischen Antrag auf die Tagesordnung zu setzen.

4.10. Die ägyptische Suezkanal-Gesellschaft gibt bekannt, daß sie über insgesamt 205 Lotsen, davon 103 voll ausgebildete, verfüge, (unter diesen sind 15 Russen, 11 Polen und 2 Rumänen).

5.10. 15 Staaten konstituieren in London die „Kanalbenützervereinigung“.

13.10. Der Sicherheitsrat nimmt folgende Resolution einstimmig an:

1. Es soll eine freie und offene Durchfahrt durch den Suezkanal ohne offene oder versteckte Diskriminierung erfolgen, sowohl was die politischen als auch was die technischen Aspekte anbelangt.

2. Die Souveränität Ägyptens soll geachtet werden.

3. Der Betrieb des Kanals soll von der Politik jedes Landes isoliert werden.

4. Die Art und Weise der Festsetzung von Gebühren und Kosten soll durch eine Übereinkunft zwischen Ägypten und den Benutzern entschieden werden.

5. Ein fairer Anteil der eingehobenen Beträge soll der Verbesserung des Kanals gewidmet werden.

6. Im Fall von Streitigkeiten sollen die offenen Angelegenheiten zwischen der alten Suezkanal-Gesellschaft und der ägyptischen Regierung durch ein Schiedsgericht geregelt werden, dessen Kompetenzen und Aufgaben klar zu definieren wären, mit geeigneten Bestimmungen für die Bezahlung von Beträgen, die als geschuldet befunden werden.

Der zweite Teil dieser Resolution, der vor allem auf die Vorschläge der ersten Suezkonferenz und auf eine Anerkennung der Benützervereinigung abzielte, wurde durch das Veto der Sowjetunion abgelehnt. England und Frankreich wollen sich an den zweiten, abgelehnten Teil der Resolution halten.

15.10. Irakische Truppen werden an der Grenze Jordaniens stationiert, um der jordanischen Armee im Falle eines Angriffes zur Hilfe zu kommen. Der wirkliche Grund sind die bevorstehenden Wahlen in Jordanien. Proägyptische Kreise warnen vor einem Aufstand in Jordanien, falls irakische Truppen in Jordanien einmarschieren wollen.

Der israelische Ministerpräsident Ben Gurion erklärt vor der Presse, daß der Einmarsch irakischer Truppen in Jordanien eine Verletzung des status quo sei und Israel sich frei fühlen würde, so zu handeln, wie es dies für richtig

halte. (Zwischen Israel und dem Irak besteht kein Waffenstillstandsabkommen.)

Großbritannien warnt die israelische Regierung, daß es auf Grund des britisch-jordanischen Vertrages verpflichtet sei, Jordanien im Falle eines israelischen Angriffes beizustehen.

Syrien gibt Waffenlieferungen an Jordanien bekannt.

17.10. Israel appelliert an den Sicherheitsrat und ersucht, die dauernden jordanischen Grenzverletzungen zu behandeln. Auch Jordanien appelliert wegen der israelischen Vergeltungsangriffe an den Sicherheitsrat der UN.

19.10. Der englische Delegierte lobt im Sicherheitsrat die große Zurückhaltung der Jordanier im israelisch-jordanischen Konflikt. Rußland fordert energische Maßnahmen gegen Israel.

25.10. Der israelische Delegierte erklärt im Sicherheitsrat, daß Israel seit 6 Monaten unter den ständigen Übergriffen Jordaniens zu leiden habe. Da es den Vereinten Nationen nicht gelinge, zu verhindern, daß israelische Bürger getötet werden, habe Israel das Recht zur Selbstverteidigung. Die Sitzung wurde auf den 30.10. vertagt.

28.10. Die israelische Regierung gibt eine Teilmobilisierung bekannt, die mit den Angriffen aus Jordanien und Ägypten sowie der Stationierung irakischer Truppen an der jordanischen Grenze begründet wird.

Präsident Eisenhower erklärt vor Pressevertretern, daß er Ministerpräsident Ben Gurion dringend gebeten habe, nichts zu tun, was den Frieden gefährden könnte.

29.10. Der israelische Rundfunk gibt bekannt, daß israelische Streitkräfte ägyptische Stellungen auf der Sinai-Halbinsel und in der Nähe des Suezkanals angegriffen haben.

30.10. 16 Uhr. Der Sicherheitsrat tritt auf amerikanische Initiative zusammen. Mit 7 Stimmen (darunter Sowjetrußland) wird Israel aufgefordert, seine Truppen sofort hinter die Waffenstillstandslinien zurückzuziehen. Alle Mitglieder der UN werden aufgefordert, sich des Gebrauchs der Gewalt oder der Drohung mit Gewalt zu enthalten und sich jeder militärischen oder wirtschaftlichen Hilfe an Israel so lange zu enthalten, als Israel dieser Resolution nicht entspricht. England und Frankreich stimmen gegen die Resolution. Auch der sowjetische Änderungsantrag, der nur die Einstellung des Feuers fordert, wird von England und Frankreich abgelehnt.

30.10. 16.30 Uhr. Die Regierungen Großbritanniens und Frankreichs richten ein Ultimatum an Ägypten und Israel, ihre Streitkräfte auf einen Abstand von 12 km von beiden Seiten des Suezkanals zurückzuziehen. Die ägyptische Regierung wird ersucht, einer zeitweisen Stationierung englischer und französischer Truppen an den Schlüsselpunkten Port Said, Ismailia und Suez zuzustimmen. Sollte die ägyptische Regierung dieser Forderung nicht entsprechen, dann würden englische und französische Streitkräfte intervenieren. Ministerpräsident Eden erklärt im Unterhaus, daß die freie Durchfahrt durch den Suezkanal durch Kampfhandlungen gefährdet werde.

30.10. nachts. Die israelische Regierung nimmt das britisch-französische Ultimatum an, die ägyptische Regierung lehnt das Ultimatum ab.

31.10. Präsident Eisenhower erklärt im Weißen Haus (nachdem er durch die Presse vom englisch-französischen Ultimatum Kenntnis erhielt), daß er in einer persönlichen dringenden Botschaft an die Premierminister Englands und Frankreichs die ernstliche Hoffnung zum Ausdruck gebracht habe, daß die UN die in Frage stehenden Probleme mit friedlichen Mitteln und ohne zur Gewalt zu greifen lösen könnten.

Die Sowjetregierung veröffentlicht eine Erklärung, daß die israelische Invasion in Ägypten offenkundig nur einen Vorwand zur englisch-französischen Intervention liefern sollte: „Die Regierung der Sowjetunion verurteilt entschieden die aggressiven Handlungen der Regierungen Englands, Frankreichs und Israels gegenüber Ägypten. Die friedliebenden Völker der Welt empfinden heiße Sympathie für den gerech-

ten Kampf des ägyptischen Volkes, das für seine nationale Unabhängigkeit eintritt.“

Beginn der englisch-französischen Luftangriffe auf Ägypten. Der Sicherheitsrat tritt um 15.20 Uhr zusammen und stimmt über eine jugoslawische Resolution ab, eine außerordentliche Sitzung der Vollversammlung einzuberufen, da der Mangel an Einstimmigkeit den Sicherheitsrat daran hindere, seine erstrangige Verantwortlichkeit, die Aufrechterhaltung des Friedens, zu erfüllen. Der Antrag wird mit 7 gegen 2 Stimmen (Großbritannien und Frankreich) bei 2 Enthaltungen (Australien, Belgien) angenommen.

Der israelische Botschafter in London bestreitet geäußerte Vermutungen, daß Israel im Einverständnis mit Frankreich und England Ägypten angegriffen habe. „Israel ist nur aus einem Grund in Ägypten eingedrungen, nämlich um seine eigenen Interessen und die Sicherheit seines Volkes zu verteidigen. Es hat nur zwei Absichten, und zwar jene Basen zu zerstören, von welchen die ägyptischen Kommandos operierten, und dafür zu sorgen, daß sich solche Dinge nicht wieder ereignen.“

Präsident Eisenhower sagt in einer Rundfunkrede, daß sich die USA nicht in die Kämpfe im Mittleren Osten verwickeln würden. Er habe deshalb auch nicht die Absicht, eine Sondersitzung des Kongresses einzuberufen.

1. 11. Radio Kairo gibt den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu England und Frankreich bekannt. Die ägyptische Regierung erwäge den Austritt aus der UN.

Die Vollversammlung tritt um 17.35 Uhr zusammen und beschließt, sich auf Antrag des Sicherheitsrates mit dem Nahostkonflikt zu befassen (62 gegen 2 Stimmen bei 9 Enthaltungen, u. a.: Australien, Luxemburg, Neuseeland, Niederlande, Portugal, Südafrika, Türkei). Mit 64 gegen 5 Stimmen bei 6 Enthaltungen nimmt die Vollversammlung einen Resolutionsantrag an, der die sofortige Einstellung des Feuers und die sofortige Zurückziehung aller Truppen hinter die Waffenstillstandslinien fordert.

Der israelische Delegierte A. Eban führt aus, daß allein im Jahre 1955 75 Israelis durch ägyptische Kommandos getötet und im Jahre 1956 26 getötet und 127 verwundet worden seien. Sobald das Feuer eingestellt werde, müsse ein echter Friede geschlossen werden und nicht ein Waffenstillstand, wie er sich durch 7 Jahre als unzulänglich erwiesen habe. Ägypten müsse damit aufhören, Israel in seiner Existenz wie einen Feind zu bedrohen.

Der kanadische Delegierte bedauert, daß die Resolution keine Friedensregelung erwähnt und schlägt vor, daß der Generalsekretär der UN mit der Gründung eines Polizeikorps beauftragt werde.

Die jordanische Regierung bricht die diplomatischen Beziehungen zu Frankreich ab und teilt mit, daß sie es nicht gestatten werde, daß die britischen Stützpunkte in Jordanien zu Angriffshandlungen gegen Ägypten benutzt werden.

Nasser erklärt sich zum militärischen Generalgouverneur Ägyptens und gibt bekannt, daß Ägypten nie kapitulieren werde.

2. 11. Die israelische Armee erobert den Gazastreifen

Nasser gibt bekannt, daß sich die ägyptischen Streitkräfte aus der Sinai-Halbinsel zurückgezogen haben und nun in der Suezkanalzone die britisch-französische Landung erwarten.

Das alliierte Hauptquartier auf Zypern meldet, daß etwa 100 ägyptische Flugzeuge am Boden zerstört wurden.

England und Frankreich lehnen die UN-Resolution ab, erklären sich jedoch bereit, die militärischen Operationen einzustellen, falls die UN eine Polizeitruppe entsende und diese zwischen den beiden Gegnern stationiert würde, bis Israel und die arabischen Staaten ein Einvernehmen über die Bedingungen eines Friedens erzielt haben und befriedigende Vorkehrungen in bezug auf den Suezkanal getroffen sind. Bis eine Streitmacht der UN landen werde, sollen die beiden Gegner akzeptieren, daß eine begrenzte Abteilung britisch-französischer Truppen zwischen den Kämpfenden stationiert werde.

3. 11. Die Erdölleitungen, durch die das Öl vom Irak an die Mittelmeerküste geleitet wird, werden in Syrien unterbrochen.

Syrien bricht die diplomatischen Beziehungen zu England und Frankreich ab. Das syrisch-ägyptische Verteidigungsabkommen tritt in Kraft. Die syrische Armee wird dem ägyptischen Oberbefehlshaber unterstellt.

3.—5. 11. Der israelische Delegierte in der UN erklärt, daß Israel bereit sei, die Feindseligkeit einzustellen, jedoch nicht zum alten Waffenstillstand zurückkehren werde (d. h. Ablehnung des Rückzuges aus Ägypten). Israel wünsche direkte Friedensverhandlungen mit Ägypten und allen anderen arabischen Staaten.

Die Vollversammlung nimmt mit 57 gegen 0 Stimmen bei 19 Enthaltungen eine kanadische Resolution an, die den Generalsekretär beauftragt, binnen 48 Stunden einen Plan zur Bildung einer internationalen Streitmacht vorzulegen.

Eine Resolution des asiatisch-afrikanischen Blocks, die mit 59 gegen 5 Stimmen bei 12 Enthaltungen angenommen wird, bekräftigt die Resolution vom 2. 11.

4. 11. Die sowjetische Regierung protestiert bei den Regierungen Frankreichs und Großbritanniens gegen die Schaffung von Sperrzonen im östlichen Mittelmeer und im Roten Meer, die einer Blockade Ägyptens und anderer Länder gleichkäme und den allgemein anerkannten Grundsatz der Freiheit der Schifffahrt auf den offenen Meeren verletze.

5. 11. Englische und französische Truppen landen in Port Said und Port Fuad.

Bulganin übermittelt eine Botschaft an Präsident Eisenhower, in der er auf die besondere Verantwortung der USA und der UdSSR hinweist, die beide ständige Mitglieder des Sicherheitsrates sind und über alle modernen Waffen einschließlich Atom- und Wasserstoffbomben verfügen. „Die Vereinigten Staaten verfügen im Mittelmeerraum über eine starke Kriegsflotte. Auch die Sowjetunion besitzt eine starke Kriegsflotte und eine mächtige Luftwaffe. Ein unverzüglicher gemeinsamer Einsatz dieser Mittel durch die USA und die UdSSR auf Beschluß der UN wäre eine sichere Garantie für die Einstellung der Aggression gegen das ägyptische Volk und gegen die Länder des arabischen Ostens.“

Bulganin sendet eine Botschaft an Ministerpräsident Eden mit dem Inhalt, daß die Sowjetregierung es als notwendig erachte, ihn (Eden) darauf aufmerksam zu machen, daß der von England und Frankreich entfesselte Aggressionskrieg sehr gefährliche Folgen für den Weltfrieden in sich berge. Die Beweggründe, die die Regierung Englands angibt, um den Überfall auf Ägypten zu rechtfertigen, seien nicht stichhaltig. Weiter heißt es in der Botschaft Bulganins: „Wie wäre die Lage Englands, wenn es selbst von stärkeren Staaten überfallen würde, die über sämtliche Arten moderner Vernichtungswaffen verfügen? Solchen Ländern ist es heute möglich, von der Entsendung von See- und Luftstreitkräften zur Küste Englands abzusehen und andere Mittel z. B. die Raketentechnik, einzusetzen. Würden Raketenwaffen gegen England oder Frankreich eingesetzt, so würden sie das sicherlich als barbarisches Vorgehen bezeichnen! Worin unterscheidet sich aber hiervon der von den Streitkräften Englands und Frankreichs unternommene unmenschliche Überfall auf das fast wehrlose Ägypten?“

In einer Botschaft an Ministerpräsident Mollet schreibt Bulganin: „Die Sowjetregierung ist fest entschlossen, zur Gewaltanwendung zu greifen, um die Aggressoren zu zerschlagen und den Frieden im Nahen Osten wiederherzustellen. Noch ist es Zeit, Einsicht walten zu lassen, haltzumachen, nicht zuzulassen, daß die Kräfte des Krieges überhandnehmen. Wir hoffen, daß die französische Regierung in diesem verantwortungsvollen Moment die entstandene Lage realistisch beurteilen und daraus die nötigen Konsequenzen ziehen wird.“

In einer Botschaft an Ministerpräsident Ben Gurion teilt Bulganin mit, daß die Sowjetregierung die diplomatischen Beziehungen zu Israel abbreche. Israel habe im Auftrage der Westmächte Ägypten überfallen und versuche, durch seine

Friedensbeteuerungen die Welt über seine wahre Absicht zu täuschen.

5./6. 11. Der Sicherheitsrat tritt in der Nacht vom 5./6. 11. zusammen und lehnt einen sowjetischen Resolutionsentwurf ab, der die Einstellung der Feindseligkeiten in Ägypten binnen 12 Stunden und den Abzug aller fremden Truppen binnen 3 Tagen fordert. Falls dieser Aufforderung nicht Folge geleistet würde, dann sollten vor allem die USA und Sowjetunion dem Opfer der Aggression durch die Entsendung von Land-, Luft- und Seestreitkräften, Freiwilligen und Kriegsmaterial zu Hilfe kommen.

6. 11. Das Weiße Haus veröffentlicht eine Erklärung vom 5. 11.: „Der Präsident hat soeben einen Brief von Ministerpräsident Bulganin erhalten, der schon vorher in der Presse veröffentlicht wurde. Dieser Brief macht mit einem offensichtlichen Versuch, die Aufmerksamkeit der Welt von der ungarischen Tragödie abzulenken, den unglaublichen Vorschlag, daß die USA sich mit der Sowjetunion in einer gemeinsamen Anwendung ihrer militärischen Streitkräfte vereinigen sollten, um die Kämpfe in Ägypten zu beenden.“ Weiter wird ausgeführt, daß nur ein Mandat der UN zum direkten Eingreifen in Ägypten berechtigen könne. Die Erklärung schließt: „Unter diesen Umständen ist es klar, daß der erste und wichtigste Schritt der Sowjetunion zur Sicherung des Weltfriedens der sein sollte, die Resolution der UN zu beachten und ihre militärische Unterdrückung des ungarischen Volkes einzustellen. Nur dann würde es der Sowjetunion anstehen, weitere Schritte vorzuschlagen, die dem Weltfrieden dienen sollten.“

Auch die Antwortschreiben Edens und Mollets weisen darauf hin, daß die Sowjetunion die UN-Resolution bezüglich Ungarns mißachtet habe.

Der Generalsekretär der UN übermittelt in der Nacht vom 5./6. 11. den Regierungen Englands und Frankreichs ein Memorandum, daß sowohl Israel als auch Ägypten bedingungslos das Feuer einstellen würden und daß Ägypten der Schaffung einer internationalen Streitmacht zugestimmt habe.

Die britische Regierung erklärt sich bereit, das Feuer am 6. 11. um Mitternacht einzustellen. Auch die französische Regierung ist bereit, das Feuer einzustellen.

7. 11. Zur Zeit der Feuereinstellung stehen die alliierten Truppen nördlich von El-Kantara und kontrollieren etwa 30 km des Suezkanals. Die israelische Armee hält die Sinai-Halbinsel besetzt und befindet sich 12 km vom Suezkanal entfernt.

Die Verluste der Alliierten sind 26 Tote und 100 Verwundete, die Verluste der Ägypter im Zusammenhang mit der französisch-britischen Aktion werden auf 1000 Tote und 7000 Verwundete geschätzt.

Von Israel werden die eigenen Verluste mit 150 Toten und 600 Verletzten sowie 20 Vermissten angegeben, die Verluste der Ägypter mit 3000 Toten und 6000 Gefangenen. Die Beute wird auf Kriegsmaterial im Wert von 50 Millionen Dollar geschätzt, darunter 40 intakte Panzer und ein ägyptischer Zerstörer, der sich vor der Küste von Haifa ergeben hatte.

Die Vollversammlung der UN beschließt mit 64 gegen 0 Stimmen bei 12 Enthaltungen (Ägypten, Israel, Südafrika und Ostblock), eine Streitmacht der UN in Ägypten einzusetzen. Die Streitmacht soll mit der bereits erfolgten Zustimmung Ägyptens auf ägyptischem Gebiet die Ordnung aufrechterhalten und den Rückzug der ausländischen Truppen sicherstellen. Sie soll die Resolutionen der UN durchführen und sonst keine politischen Funktionen haben. In einer zweiten Resolution werden England, Frankreich und Israels nochmals dringend eingeladen, gemäß der Resolution vom 1. 11. ihre Truppen aus Ägypten abzuziehen. Die Delegierten Frankreichs und Großbritanniens führen aus, daß ihre Truppen nicht abgezogen werden können, bevor sie von der UN-Streitmacht abgelöst werden.

Präsident Eisenhower übermittelt eine Botschaft an Ben Gurion und führt darin aus: „Wenn Israel seine Truppen nicht aus Ägypten zurückzieht, dann würde dies die dringlichen

Anstrengungen der UN um die Wiederherstellung des Friedens ernsthaft unterminieren. Israel würde dadurch die Grundsätze und Direktiven der Vereinten Nationen verletzen und verurteilt werden.“

8. 11. Der israelische Außenminister Golda Meir erklärt, daß Israel bereit sei, die Sinai-Halbinsel und den Gaza-Streifen zu räumen, sobald befriedigende Vereinbarungen mit der UN im Zusammenhang mit der internationalen Streitmacht abgeschlossen seien. In seiner Antwort an Präsident Eisenhower schreibt Ben Gurion: „Ihre Erklärung, daß eine Truppe der UN nach Ägypten entsandt werden soll, wird von uns begrüßt. Es war nie unsere Absicht, die Sinai-Wüste zu annektieren... Israel wiederholt indessen sein dringendes Ersuchen an die Vereinten Nationen, sie möchten Ägypten veranlassen, auf seine Feststellung zu verzichten, daß zwischen beiden Ländern ein Kriegszustand bestehe.“

Die Land-, See- und Luftstreitkräfte der USA werden in Alarmzustand versetzt. Die strategische Luftwaffe wird für sofortige Aktionen bereitgehalten.

Großbritannien und Frankreich erklären sich bereit, einen Teil ihrer Streitkräfte schon vor dem Eintreffen der UN-Streitmacht zurückzuziehen.

9. 11. Der Irak bricht die diplomatischen Beziehungen zu Frankreich ab und wünscht trotz der Feuereinstellung nicht mehr mit Großbritannien als Mitglied des Bagdad-Paktes zusammenzutreffen.

10. 11. Die Sowjetunion droht mit der Entsendung von „Freiwilligen“, falls die fremden Truppen nicht schnellstens aus Ägypten abziehen würden.

12. 11. Die ägyptische Regierung veröffentlicht ein Communiqué über die Bedingungen, unter denen die Streitmacht der UN in Ägypten stationiert wird:

1. Die Streitmacht muß die Suezkanalzone sofort nach dem Abzug der Engländer und Franzosen räumen.

2. Ihre Wirksamkeit wird sodann auf die Demarkationslinie von 1949 beschränkt sein, und zwar solange Ägypten dem zustimmt...

4. Die Zustimmung Ägyptens ist für die Bestimmung der Zone erforderlich, in der die internationale Streitmacht stationiert wird.

5. Wenn Ägypten seine Zustimmung zurückzieht, hat sich die internationale Streitmacht sofort zu entfernen.

Von englischer und französischer Seite werden diese Bedingungen als unakzeptabel bezeichnet. Die Truppen der UN sollten solange in der Kanalzone bleiben, bis die freie Durchfahrt durch den Kanal im Sinne der Resolution des Sicherheitsrates vom 13. 10. gesichert ist.

Der ägyptische Botschafter in Moskau gibt bekannt, daß sich in der Sowjetunion bisher 50 000 Freiwillige für Ägypten gemeldet hätten (ferner 50 000 in Indonesien und 250 000 in China).

13. 11. General Gruenther erklärt in seiner Abschiedsrede, daß ein sowjetischer Angriff mit Raketenwaffen die Zerstörung der Sowjetunion zur Folge haben würde.

Präsident Eisenhower warnt, daß die USA jeder Intervention sowjetischer oder chinesischer Freiwilliger Widerstand entgegensetzen würden.

20. 11. Der Generalsekretär der UN, Dag Hammarskjöld, empfängt die Vertreter Israels, Großbritanniens und Frankreichs und ersucht um Aufklärung, warum ihre Truppen noch nicht aus Ägypten zurückgezogen wurden. Er ersucht im besonderen um Auskunft über die Rückzugspläne und um eine Bekanntgabe der Ansichten über den Stand des Waffenstillstandes.

Die „New York Times“ berichtet, daß das amerikanische Staatsdepartement über Nachrichten verfüge, nach denen die Invasion Ägyptens von Israel, Frankreich und England im voraus geplant gewesen sei. Der Bericht stützt sich im wesentlichen auf die verstärkten französischen Waffenlieferungen an Israel im Oktober 1956 und die Tatsache, daß Amerika über die britischen Pläne im Nahen Osten nicht informiert wurde.

21. 11. Die erste norwegische Einheit der UN-Streitmacht trifft in Port Said ein.

22. 11. Die britische Regierung teilt dem Generalsekretär der UN mit, daß die britischen Truppen abziehen würden, sobald die UN-Streitmacht in der Lage sei, ihre Aufgaben effektiv zu erfüllen. Nichtsdestoweniger habe die britische Regierung beschlossen, ein Infanteriebataillon sofort aus Port Said abzuziehen. Die französische Regierung teilt mit, daß bereits ein Drittel der französischen Streitkräfte abgezogen wurden. Die israelische Regierung erklärt in ihrer Note an den Generalsekretär, daß sie ihre Streitkräfte längs der ganzen Front in unterschiedlichem Ausmaß zurückgezogen habe. Israel werde alle seine Truppen aus Ägypten zurückziehen, sobald ein befriedigendes Abkommen über das Wirken der UN-Streitmacht getroffen werde, welches Israel gegen jede Wiederholung einer Angriffsdrohung und gegen kriegerische Akte schütze. Israel erwarte eine Antwort auf seine Frage, ob sich Ägypten im Zustand des Krieges oder des Friedens mit Israel erachtet, da dadurch die Probleme der Sicherheit berührt werden. Israel beobachte im Gegensatz zu Ägypten streng die Feuereinstellung.

24. 11. Die Vollversammlung nimmt mit 63 gegen 5 Stimmen bei 10 Enthaltungen eine Resolution von 20 asiatisch-afrikanischen Staaten an, in der Israel, Frankreich und Großbritannien aufgefordert werden, sogleich der Resolution vom 1. 11. nachzukommen.

Die ägyptische Regierung weist eine größere Anzahl Engländer, Franzosen und Juden aus. Die Ausgewiesenen dürfen nur 20 Pfund in bar mit sich nehmen.

Die Türkei ruft ihren Gesandten aus Tel Aviv ab, ohne jedoch die diplomatischen Beziehungen abzurechnen. Dieser Schritt wird damit begründet, daß Israel die Durchführung der UN-Beschlüsse (vor allem die Internationalisierung Jerusalems und die Rückkehr der arabischen Flüchtlinge) verweigere und daß andererseits die Türkei den Bagdadpakt zu stärken wünsche.

27. 11. Die „Times“ berichtet, daß die Kontrolle über Syrien nicht mehr durch die Regierung, sondern durch den Oberst Abdul Hamid Sarraj, den Leiter der militärischen Abwehr, ausgeübt werde. Es würden dauernd sowjetische Waffen geliefert, und Sarraj, der von den Kommunisten voll unterstützt werde, beschäftige eine große Anzahl sowjetischer Techniker und Berater.

Der jordanische Ministerpräsident Nabulsi kündigt an, daß seine Regierung den Vertrag mit Großbritannien aufkündigen werde.

29. 11. Das amerikanische Staatsdepartement veröffentlicht eine Erklärung, in der vor einer Bedrohung der Bagdadpaktstaaten gewarnt wird. Jede Drohung, die gegen die territoriale Integrität oder die politische Unabhängigkeit der Mitgliedsstaaten des Bagdadpaktes gerichtet ist, würde von den USA als außerordentlich schwerwiegend angesehen werden.

30. 11. Präsident Eisenhower veranlaßt Öllieferungen nach Westeuropa, nachdem England und Frankreich den Abzug ihrer Truppen aus Ägypten angekündigt haben.

6. 12. Die Regierungen Englands und Frankreichs übermitteln dem Generalsekretär der UN eine Note, in der sie ihren Entschluß, ihre Truppen aus Ägypten zurückzuziehen, bestätigen und feststellen, daß der Generalsekretär die Verantwortlichkeit für die schnellstmögliche Freilegung des Kanals übernimmt und ferner baldmöglichst Verhandlungen über das zukünftige Regime des Kanals einleiten wird, auf der Basis der 6 Prinzipien, die durch die Resolution des Sicherheitsrates vom 13. 10. 56 festgelegt sind.

6. 12. Der Kommandeur der UN-Streitmacht, General E. Burns, gibt bekannt, daß jugoslawische Einheiten 25 km weit in die Sinai-Halbinsel vorgerückt seien.

Ben Gurion erklärt, daß Israel bereit sei, seine Truppen aus Ägypten zurückzuziehen, wenn Israel die Zusicherung erhalte, daß das geräumte Gebiet nicht mehr als Stützpunkt für etwaige künftige Angriffe gegen Israel verwendet werde und die israelischen Schiffe den Golf von Akaba und den Suezkanal befahren könnten.

8. 12. Die Sowjetunion widerruft die Freiwilligenaktion für den Mittleren Osten.

3. 1. 1957. Die ägyptische Regierung gibt in einem Dekret bekannt, daß sie das britisch-ägyptische Abkommen von 1934 rückwirkend ab 31. 10. 1956 für null und nichtig ansieht. Der Vertrag gibt Großbritannien das Recht, die Suezkanalbasis, die 1956 geräumt wurde, im Falle eines Angriffes auf irgendeinen arabischen Staat oder die Türkei wieder zu besetzen. Ein Sprecher der ägyptischen Regierung erklärte, daß sich die ägyptische Regierung aus den britischen Vorratslagern in der Kanalzone, deren Wert auf 40—50 Millionen Pfund geschätzt wird, für die Verluste entschädigt habe, die sie durch Plünderungen der britisch-französischen Truppen in Port Said erlitten habe.

5. 1. Präsident Eisenhower richtet eine Botschaft an den Kongreß über seine neue „Mittelostdoktrin“. In der Einleitung der Botschaft wird auf die kritische Situation im Nahen Osten hingewiesen, die infolge des verlorenen Einflusses der westeuropäischen Staaten durch den israelisch-arabischen Krieg und infolge des sowjetischen Versuchs, den Mittleren Osten zu beherrschen, entstanden sei. Niemand plane jedoch, den Mittleren Osten zu einer Aggression gegen Rußland zu verwenden. Dagegen sei das Interesse Rußlands im Mittleren Osten ausschließlich politisch, im Sinne der Ankündigung, die Welt zu kommunistieren. Der Mittlere Osten sei jedoch als Tor zwischen Eurasien und Eurafrika und als Wahrer von $\frac{2}{3}$ der Ölvorkommen der Welt für die östliche Hemisphäre von immenser Bedeutung. Wenn die Nationen dort ihre Unabhängigkeit verlieren sollten und durch fremde, freiheitsfeindliche Kräfte beherrscht würden, so würde das eine Tragödie für dieses Gebiet und für viele andere Nationen darstellen, deren Wirtschaftsleben dadurch nahezu erstickt würde.

„Der Mittlere Osten ist die Geburtsstätte dreier großer Religionen, und es wäre unerträglich, wenn die heiligen Stätten einer Herrschaft unterworfen würden, die den atheistischen Materialismus glorifiziert ... Unter all diesen Umständen obliegt den Vereinigten Staaten nunmehr eine größere Verantwortlichkeit. Wir haben in einer Weise, daß niemand daran zweifeln kann, unser Stehen zu dem Grundsatz dargetan, daß Gewalt international nicht zu aggressiven Zwecken verwendet werden soll und daß die Integrität und Unabhängigkeit der Nationen des Mittleren Ostens unverletzlich sein sollen ... Es ist nun wesentlich, daß die Vereinigten Staaten durch eine gemeinsame Aktion des Präsidenten und des Kongresses ihre Entschlossenheit kundgeben, jenen Nationen des Mittleren Ostens beizustehen, welche diesen Beistand wünschen. Die Aktion, die ich vorschlage, würde folgende Umriss haben: Durch sie sollen erstens die Vereinigten Staaten autorisiert werden, mit jeder Nation oder Gruppe von Nationen im gesamten Gebiet des Mittleren Ostens bei der Entwicklung wirtschaftlicher Stärke zwecks Aufrechterhaltung der nationalen Unabhängigkeit zusammenzuarbeiten und dabei zu helfen. Durch sie soll zweitens die Exekutive autorisiert werden, in dieser Region Programme militärischer Hilfeleistung und Zusammenarbeit mit jeder Nation oder Gruppe von Nationen zu vereinbaren, die eine solche Hilfe wünscht. Durch sie soll drittens autorisiert werden, daß eine solche Hilfe und Zusammenarbeit den Gebrauch bewaffneter Kräfte der USA einschließt, um die territoriale Integrität und politische Unabhängigkeit der betreffenden Nationen, die eine solche Hilfe erbitten, gegen eine offene bewaffnete Aggression durch irgendeine Nation, die durch den internationalen Kommunismus kontrolliert wird, zu sichern und zu schützen. Diese Maßnahmen müßten mit den Vertragsverpflichtungen der USA vereinbar sein einschließlich der UN-Satzung ... Die vorgeschlagene Gesetzgebung soll vor allem dazu bestimmt sein, sich mit der Möglichkeit einer kommunistischen Aggression, sei sie direkt oder indirekt, zu befassen. Es muß unbedingt jedes Machtvakuum in diesem Gebiet ausgefüllt werden, und zwar nicht durch Fremde, sondern durch die vermehrte Kraft und Sicherheit der Unabhängigkeit dieser Gebiete.“

8. 1. Staatssekretär Dulles erklärt in einer Pressekonferenz, daß die von Präsident Eisenhower erstrebte Garantie nur für eine offene Aggression gelte. Die USA würden nicht in irgendein Land eindringen, um dessen Regierung zu stürzen, wie immer diese Regierung auch zustandegekommen sei. Dagegen — so erklärt Dulles später vor dem Kongreß — würde sich die Garantie auch auf die Verwendung russischer Freiwilliger erstrecken, wenn es sich um eine offene Aggression handle.

13. 1. Die Tass-Agentur veröffentlicht eine Erklärung zur Eisenhower-Doktrin, in der ausgeführt wird, daß das Auftreten des Präsidenten Eisenhower den Prinzipien der UN widerspreche und eine ernste Bedrohung des Friedens im Mittleren Osten in sich berge. Die USA hätten sich bekanntlich geweigert, ihre Bemühungen mit der Sowjetunion in der UN zu vereinen und entschlossene Maßnahmen gegen die Aggression zu ergreifen. Die Hauptsorge der USA sei nicht die Verteidigung des Friedens und der nationalen Unabhängigkeit der arabischen Länder, sondern das Bestreben, sich die Schwächung Englands und Frankreichs im Nahen Osten zunutze zu machen, um deren Positionen übernehmen zu können.

15. 1. Die israelischen Streitkräfte räumen El-Arisch.

16. 1. Der Generalsekretär der UNO berichtet der Vollversammlung, daß Israel seine Streitkräfte bis zum 22. 1. aus der Sinai-Wüste mit Ausnahme des Küstenstreifens am Golf von Akaba zurückziehen werde. Hammarskjöld betont, daß Israel gemäß der Resolution vom November 1956 seine Streitkräfte vollständig hinter die Waffenstillstandslinie von 1949 zurückziehen müsse.

17. 1. Die israelische Außenministerin erklärt vor der Vollversammlung der UN, daß Israel bereit sei, seine Truppen vom Golf von Akaba und aus dem Gazastreifen zurückzuziehen, wenn die UN die Gewähr dafür übernehme, daß der Golf von Akaba für die israelische Schifffahrt geöffnet bleibe und der Gazastreifen nicht wieder zur Ausgangsstellung für ägyptische Angriffe werde.

20. 1. Die Regierungschefs von Ägypten, Syrien, Saudi-Arabien und Jordanien treffen in Kairo zu einer Konferenz zusammen. In einem Konferenzkommunique wird erklärt, daß die 4 Länder entschlossen sind, die Eisenhowerdoktrin abzulehnen. Sie pflichten der These vom Bestehen eines Vakuums im Nahen Osten nicht bei. Der arabische Nationalismus sei dazu bestimmt, diesen leeren Raum auszufüllen, da dieses Gebiet keinem Einflußbereich angehören kann. Die 4 Länder haben den saudi-arabischen König beauftragt, als ihr Sprecher und Wortführer aufzutreten.

Saudi-Arabien, Ägypten und Syrien verpflichten sich, jährlich 12,5 Mill. Pfund an Jordanien zu zahlen, damit Jordanien den Vertrag mit Großbritannien lösen kann (dieser Betrag entspricht den Subventionen, die Jordanien bis dahin von Großbritannien erhalten hatte).

1. 2. Staatssekretär Dulles erklärt auf einer Pressekonferenz, falls die UN die Anwendung von Sanktionen gegen Israel verlangen sollten, würden die USA diese Angelegenheit ernsthaft, wenn auch ungern erwägen.

3. 2. Die Vollversammlung der UN nimmt mit 72 gegen 2 Stimmen (Israel, Frankreich) eine Resolution an, in der Israel aufgefordert wird, seine Streitkräfte unverzüglich hinter die Waffenstillstandslinie von 1949 zurückzuziehen. Israel lehnt die Aufforderung der UN ab.

8. 2. König Saud trifft zu einem Staatsbesuch in Washington ein. Gegenstand der Erörterungen sind die Eisenhower-Doktrin, die König Saud im wesentlichen billigte, und der amerikanische Luftwaffenstützpunkt Dahrán, der für weitere 5 Jahre von den USA in Saudi-Arabien unterhalten werden darf; außerdem wurde die amerikanische Rüstungshilfe für Saudi-Arabien besprochen.

11. 2. Die Sowjetunion übermittelt gleichlautende Noten an die Regierungen Amerikas, Englands und Frankreichs, die den Entwurf einer gemeinsamen Deklaration als Gegenvorschlag zur Eisenhower-Doktrin enthält. Die Regierungen der Sowjetunion, Amerikas, Englands und Frankreichs sollen sich

verpflichten, umstrittene Fragen im Nahen Osten ausschließlich mit friedlichen Mitteln und auf dem Verhandlungsweg zu lösen. Fremde Stützpunkte sollen liquidiert werden, es soll darauf verzichtet werden, die Länder des Nahen Ostens mit Waffen zu beliefern.

14. 2. Übereinkommen zwischen England und Jordanien, den britisch-jordanischen Vertrag von 1948 zum 1. 3. 1957 zu beenden. Die britischen Truppen werden Jordanien innerhalb von 6 Monaten verlassen.

21. 2. Präsident Eisenhower nimmt in einer Rundfunkrede zu den Problemen des Nahen Ostens, im besonderen zu der Weigerung Israels, seine Streitkräfte aus dem Gazastreifen und vom Golf von Akaba zurückzuziehen. Stellung. Präsident Eisenhower stellt fest, daß Israel nicht das Recht habe, die Resolutionen der UN zu mißachten, weil auch die Sowjetunion diese Resolutionen mißachtet. Man könne eine Nation wie Israel, „die wie die Vereinigten Staaten von religiösem Glauben und dem Gefühl für moralische Werte durchdrungen ist“, niemals der Sowjetunion gleichsetzen. Weiter sagte der Präsident: „Wir hoffen immer noch, daß die Regierung Israels einsehen wird, daß seine besten und unmittelbaren Interessen sich in Übereinstimmung mit den Vereinten Nationen befinden ... Ägypten hat sich durch die Anerkennung der 6 vom Sicherheitsrat angenommenen Prinzipien bezüglich des Suezkanals selbst zum freien und offenen Verkehr durch den Kanal bekannt ... Wir wollen nicht annehmen, daß Ägypten, falls Israel sich zurückzieht, Israels Schifffahrt an der Benutzung des Suezkanals und des Golfs von Akaba hindern wird. Wenn es unglücklicherweise dennoch das Waffenstillstandsabkommen oder andere internationale Verpflichtungen vergewaltigen wollte, so wird sich die Gesellschaft der Völker energisch damit befassen.“

22. 2. Ministerpräsident Ben Gurion erklärt vor dem Parlament, daß Israel nicht bereit sei, zu den Zuständen zurückzukehren, wie sie zur Zeit des Waffenstillstandes von 1949 geherrscht hätten. Israel betrachtet sich nicht als im Kriegszustand mit Ägypten und sei bereit, einen Nichtangriffspakt mit Ägypten abzuschließen.

1. 3. Nach wiederholter Intervention der USA erklärt sich Israel unter Vorbehalt zur Räumung des Golfs von Akaba und des Gazastreifens bereit. Diese Vorbehalte sind als „Erwartungen“ formuliert.

Im Prinzip wird gefordert, daß Israel das Recht zur Durchfahrt im Golf von Akaba habe und daß sowohl die militärische Besetzung als auch die zivile Verwaltung im Gazastreifen von der UN durchgeführt werde.

Der Delegierte der USA, Cabot Lodge, begrüßt die Bekanntmachung Israels und erklärt, daß es sich bei den israelischen „Vorbehalten“ nicht um Bedingungen, sondern um „Hoffnungen“ oder „Erwartungen“ handle, die im Lichte der früheren Aktionen der UN nicht unbegründet scheinen.

2. 3. Präsident Eisenhower teilt Ministerpräsident Ben Gurion in einem Schreiben mit, daß er den israelischen Entschluß begrüße: „Ich weiß, daß dieser Entschluß nicht leicht zu fassen war. Ich glaube jedoch, daß Israel keinen Grund haben wird, zu bedauern, daß es sich auf diese Weise nach der ausdrücklichen Meinung der Weltgemeinschaft richtete ...“ Die von Israel geäußerten Hoffnungen und Erwartungen seien vernünftig, und die USA würden danach streben, daß diese sich nicht als vergeblich erweisen.

4. 3. Ministerpräsident Ben Gurion ordnet den Rückzug der israelischen Truppen an, ohne einen Beschluß des Kabinetts bzw. des Parlaments abzuwarten.

5. 3. Staatssekretär Dulles sagt auf einer Pressekonferenz, daß die USA keinerlei geheime Zusagen an Israel gemacht hätten. Er habe den Eindruck, daß Ägypten die Wiedereröffnung des Kanals absichtlich verzögere.

6. 3. Das israelische Parlament billigt den Rückzugsentschluß Ben Gurions.

7. 3. Der Suezkanal wird für Schiffe bis zu 500 t geöffnet. Ägypten stellt die Bedingung, daß die Gebühren an die ägyptische Kanalgesellschaft zu zahlen sind.

Präsident Eisenhower erklärt auf einer Pressekonferenz, daß

die USA den Golf von Akaba als eine internationale Wasserstraße betrachten und demgemäß zu benutzen bereit seien, bis eine anderslautende Entscheidung des internationalen Gerichtshofes vorliege.

Die letzten israelischen Truppen verlassen den Gazastreifen. Das Gebiet wird von der UNEF besetzt.

11. 3. Die Westmächte beantworten in gleichlautenden Noten die sowjetische Nahost-Note vom 11. 2. und stellen fest, daß die sowjetischen Vorschläge, die mit unverantwortlichen Angriffen verbunden waren, nicht geeignet seien, den Wohlstand und die Unabhängigkeit der Nahoststaaten zu fördern. Ägypten bestellt einen Gouverneur für den Gazastreifen, Generalmajor Hussein Abd el-Latif, bevor die UNEF eine eigene Zivilverwaltung einrichten kann. Im Gazastreifen finden Demonstrationen statt, bei denen die Rückkehr Ägyptens nach Gaza gefordert wird.

12. 3. Die ägyptische Regierung erläßt Verwaltungsverordnungen für den Gazastreifen.

Das amerikanische Staatsdepartement appelliert an alle Parteien, „im Mittleren Osten mit der UN und ihren Organen zusammenzuarbeiten“. Ägypten wird nicht namentlich genannt.

13. 3. Ministerpräsident Ben Gurion erklärt vor dem Parlament, daß Israel in bezug auf den Gazastreifen sich seine Handlungsfreiheit vorbehalte. Die Rückkehr Ägyptens nach Gaza werde eine Aktion zur Folge haben, die jedoch nicht im voraus bekanntgegeben werde.

Präsident Eisenhower erklärt auf einer Pressekonferenz, es sei Sache „General Hammar skjölds“, mit den Schwierigkeiten in Gaza fertig zu werden. Über neue sowjetische Waffenlieferungen an Ägypten wisse er nichts Genaues.

14. 3. Der ägyptische Gouverneur begibt sich nach Gaza.

15. 3. Laut Radio Kairo hat die saudi-arabische Regierung erklärt, daß sie in ihrer Eigenschaft als Wächterin der heiligen Stätten des Islams nicht gewillt sei, Israel im Golf von Akaba Rechte zuzugestehen. Der Golf von Akaba sei ein geschlossener arabischer Golf.

19. 3. Die ägyptische Regierung läßt allen diplomatischen Missionen in Kairo gleichlautende Noten zur Frage des Suezkanals zugehen: Ägypten wird die Konvention von 1888 respektieren. Die Gebühren für die Kanalbenutzung müssen im voraus an die ägyptische Kanalgesellschaft bezahlt werden. Die ägyptische Regierung wird eine weitere Erklärung über diese Grundsätze herausgeben.

21. 3. Die UNEF übernimmt die Überwachung der 35 km langen Grenze zwischen dem Gazastreifen und Israel. Der Generalsekretär der UN trifft in Kairo ein, um mit der ägyptischen Regierung über die Zukunft des Suezkanals zu verhandeln.

Die Ölleitungen zwischen dem Irak und dem Mittelmeer werden wieder in Betrieb genommen.

25. 3. Der Suezkanal wird für Schiffe bis zu 5000 t geöffnet.

26. 3. Staatssekretär Dulles sagt auf einer Pressekonferenz, daß die Bermuda-Konferenz in bezug auf den Nahen Osten zu keinem Übereinkommen zwischen England und Amerika geführt habe. Er glaube nicht, daß Ägypten das Recht einer kriegführenden Macht gegenüber Israel für sich in Anspruch nehmen könne.

28. 3.: Die Agentur Tass veröffentlicht eine Erklärung des sowjetischen Außenministeriums zur Eisenhower-Doktrin und zur Bermuda-Konferenz. Zur Beteiligung der USA an der militärischen Kommission des Bagdad-Paktes, die auf der Bermuda-Konferenz vereinbart wurde, wird gesagt, daß Amerika nunmehr zum Teilnehmer dieses kolonialistischen und aggressiven Blocks wird, der zur Versklavung des Mittleren Ostens geschaffen wurde. Somit gehe die von der amerikanischen Propaganda verbreitete Legende vom Antikolonialismus der USA zu Ende. Amerika versuche nur, die kolonialen Positionen Englands und Frankreichs einzunehmen.

In Frankreich erscheint das Buch der Gebrüder Bromberger über den Suez-Konflikt. Die Landung in Ägypten sei von

England und Frankreich schon im August 1956 auf einer Geheimkonferenz in London geplant worden. Die Suez-Aktion sei an der englischen Verzögerungspolitik gescheitert. — Es ist offensichtlich die Absicht des Buches, die Schuld für das Mißlingen der Suez-Aktion den Engländern zu geben.

Das französische Außenministerium demütiert die Angaben der Gebrüder Bromberger und bezeichnet sie als Phantasie.

29. 3. Ben Gurion erklärt in einem Interview, daß er die Lage im Nahen Osten als sehr ernst betrachte, falls die Israel gegebenen Zusagen bezüglich der freien Durchfahrt durch den Golf von Akaba nicht besser eingehalten würden als die, die Israel hinsichtlich der Verwaltung des Gazastreifens erhalten habe.

Die „New York Times“ veröffentlicht ohne Quellenangabe den angeblichen Text des Memorandums, das Präsident Nasser der Regierung der USA und sechs anderer Länder bezüglich des Suezkanals zukommen ließ. Darin heißt es, daß Ägypten bereit sei, die Konvention von 1888 zu respektieren und mit anderen Staaten bezüglich der Erhöhung der Nützlichkeit des Kanals zusammenzuarbeiten. Der Kanal wird durch die 1956 gegründete ägyptische Suezbehörde genutzt und betrieben werden. Meinungsverschiedenheiten zwischen den Parteien der Konvention von Konstantinopel sollen dem internationalen Gerichtshof oder einem besonderen Organ der UN überwiesen werden.

Der erste Geleitzug von 9 Schiffen (1400—7500 t) passiert den Suezkanal.

Nasser erklärt einer Gruppe amerikanischer Journalisten, daß Ägypten die Durchfahrt israelischer Schiffe im Suezkanal „gestatten“ werde, wenn die arabischen Flüchtlinge nach Israel zurückkehren können.

2. 4.: Zwischen Saudiarabien und den USA wird ein Abkommen geschlossen, das den Amerikanern die Benützung der Flugbasis Dhara für weitere fünf Jahre gestattet und Saudiarabien militärische und wirtschaftliche Hilfeleistungen zusichert. Es sollen 120 saudiarabische Piloten an amerikanischen Düsenflugzeugen ausgebildet werden. Die USA sollen beim Ausbau der Häfen behilflich sein und Küstenfahrzeuge, Panzer und Artillerie liefern.

Der Sonderbeauftragte des Präsidenten der USA für den Nahen Osten, James Richards, besucht den irakischen Ministerpräsidenten Nuri es Said und verspricht vermehrte amerikanische Militärhilfe für den Irak.

5. 4.: Ein amerikanischer Tanker passiert die Meerenge von Tiran und läuft den israelischen Rotmeer-Hafen Eilat (Akaba) an. Das Öl wird durch eine im Frühjahr 1957 fertiggestellte Ölleitung nach Beer-Scheba und von dort mit der Bahn nach Haifa transportiert (Israel muß wegen des arabischen Boykotts sein Öl aus Südamerika beziehen).

2. 4.: Die UN-Streitmacht beginnt ihre Basen im Suez-Kanal zu räumen.

8. 4.: Die Räumung des Suez-Kanals ist abgeschlossen. Kosten: 10 Millionen \$.

9. 4.: Die ägyptische Suezkanal-Behörde gibt bekannt, daß der Kanal für Schiffe aller Größen und Flaggen mit Ausnahme israelischer Schiffe geöffnet ist, sofern die Gebühren bei der ägyptischen Kanalbehörde entrichtet werden.

Der Kommandant der UNEF, General Burns, vereinbart mit dem israelischen Generalstab die Errichtung eines Drahtverhaues entlang der israelischen Grenze und dem Gaza-Streifen.

10. 4.: Der jordanische Ministerpräsident Nabulsi tritt zurück, nachdem König Hussein sich für die Eisenhower-Doktrin und gegen engere Beziehungen zu Ägypten, Syrien und der Sowjetunion ausspricht.

14. 4.: König Hussein gibt die Niederschlagung einer Militärrevolte und die Flucht des jordanischen Generalstabschefs Nawar nach Syrien bekannt. Die Verschwörung in der jordanischen Armee soll die Absetzung Husseins und die Einsetzung seines Veters Zaid zum Ziele gehabt haben. In der Nähe von Amman ist es zu kleineren Kämpfen gekommen. Eine Anzahl von Offizieren wurde verhaftet. Zum neuen Stabschef wird Ali Hayari ernannt.

16. 4.: In Jordanien wird eine neue Regierung unter Hussein Fakhri el Khalidi gebildet, in der Nabulsi Außenminister wird. Regierungsprogramm: „Positive Neutralität, Widerstand gegen den Imperialismus und fremde Bündnisse.“ Die Kabinettsbildung war nur unter Einschluß Nabulis zu erreichen, dessen Partei über 14 von 40 Parlamentssitzen verfügt.

17. 4.: Der syrische Staatspräsident Schukri el Kuwatly hält eine Rede, in der er ausführt, daß Syrien enge Beziehungen zur Sowjetunion aufgenommen habe, nachdem sich erwiesen habe, daß die Sowjetunion keine politischen oder militärischen Bedingungen stelle und besonders während der Suezaktion die nationalen Bestrebungen der Araber unterstützt hätte.

19. 4.: Bis zum 19. 4. haben folgende Länder der Eisenhower-Doktrin zugestimmt: Libanon, Libyen, Irak, Iran, Pakistan, Afghanistan, Türkei und Saudiarabien.

Nach der Note vom 11. 2. 1957 (siehe oben), die am 11. März von den Westmächten abgelehnt wurde, übermittelte die Sowjetregierung den drei Westmächten eine neue Note ähnlichen Inhalts, in der zu einer Erklärung bezüglich des Gewaltverzichts im Nahen Osten aufgefordert wird. In der Note an die USA heißt es: „Die Eisenhower-Doktrin sieht eine direkte Einmischung der Vereinigten Staaten in die Angelegenheiten der Länder des Nahen und Mittleren Ostens bis auf die Entscheidung amerikanischer Streitkräfte in diese Länder vor. Diese Politik muß unweigerlich zu einer weiteren Verschärfung der Spannung in diesem Raum beitragen.“ Im weiteren wird die Abgabe einer gemeinsamen Deklaration im Sinne der Note vom 11. 2. 1957 gefordert.

In der Note an Frankreich wird die französische Unterstützung Israels besonders betont, die neben anderen Maßnahmen ausschließlich gegen Ägypten gerichtet sei.

21. 4.: Der neue Generalstabschef der jordanischen Armee, Hayari, gibt von Damaskus aus seinen Rücktritt bekannt: Er sei wegen Palastintrigen gegen die Armee und die freiheitsliebenden Kräfte zurückgetreten. Auf einer Pressekonferenz in Damaskus sagt Hayari: „Die jordanische Armee und das jordanische Volk leben unter der Herrschaft des Imperialismus.“ Es sei nie ein Staatsstreich der Armee gegen den König geplant gewesen, das ganze sei ein Komplott einiger Palastbeamter und der ausländischen Militärattachés. Man hätte ihn dazu mißbrauchen wollen, das Offizierskorps nach dem Wunsch jener Kreise zu säubern und „Untersuchungen durchzuführen, deren Ergebnis von vornherein feststand“. Er sei nach Damaskus geflohen, um die öffentliche Meinung über die Vorgänge in Jordanien zu alarmieren. Das jordanische Kabinett ernennt den stellvertretenden Stabschef zum amtierenden Generalstabschef. Ministerpräsident Khalidi und die Minister für Inneres und Justiz werden beauftragt, die Arbeit der militärischen Untersuchungskommission zu überwachen. Die Regierung fordert die Bürger auf, angesichts der kritischen Situation Ruhe und Ordnung zu bewahren: „Alle Bürger sollten daran denken, daß unsere Politik eine freie arabische Politik ist, die von König Hussein und mit Zustimmung und Zusammenarbeit von Ägypten, Saudiarabien und Syrien befolgt wird.“

Außenminister Nabulsi hält eine Pressekonferenz ab, in der er den Ausführungen des zurückgetretenen Generalstabschef Hayari über ein Komplott ausländischer Militärattachés zustimmt. Die Regierung sei nach seiner Auffassung verpflichtet, den Beschluß seiner früheren Regierung über die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zur Sowjetunion zu verwirklichen. Er wolle den Kommunismus aus eigenen Kräften bekämpfen, aber nicht mit Hilfe Eisenhowers. Er sei bereit, von jedem Land Hilfe anzunehmen, sofern die Souveränität Jordaniens nicht beeinträchtigt wird.

22. 4.: Die Führer der jordanischen Linksparteien veröffentlichen nach einer Zusammenkunft in Nablus ein Kommuniqué, in dem der Rücktritt der Regierung Khalidi die Bildung einer Koalitionsregierung und die Wiedereinsetzung der entlassenen oder verhafteten Offiziere gefordert wird.

Ein Bund freier Offiziere veröffentlicht einen Aufruf gegen

die Verhaftung von 60 Offizieren, die gemäß den Weisungen der Imperialisten erfolgt sei, „um die nationale Bewegung in der Armee und im Volk zu liquidieren, die Eisenhower-Doktrin durchzuführen und die Nation den Imperialisten und Zionisten auszuliefern“.

23. 4.: Die Führer der Linksparteien überreichen Ministerpräsident Khalidi eine Petition mit folgenden Forderungen:

1. „Säuberung“ gewisser Palastbeamter,
2. Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung „ziviler Verschwörer“,
3. Föderative Union mit Ägypten und Syrien,
4. Auflösung der militärischen Untersuchungskommission,
5. Außenpolitik des positiven Neutralismus . . . ,
7. „Säuberung“ der Beamtenschaft . . . ,
9. Bildung einer nationalen Koalitionsregierung,
10. Entfernung des gegenwärtigen amerikanischen Botschafters und seines Militärattachés.

24. 4.: Die Linksparteien rufen in Jordanien den Generalstreik aus; in den größeren Städten kommt es zu Massendemonstrationen.

Präsident Eisenhower gibt nach einer telefonischen Unterredung mit Staatssekretär Dulles eine Erklärung ab, daß die USA die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit und Integrität Jordaniens in der gegenwärtigen Mittelost-Krise als lebenswichtig erachten. Der Pressesekretär des Präsidenten erklärt, daß König Hussein bisher nicht die Hilfe der USA erbeten habe.

Die 6. amerikanische Flotte erhält den Befehl, in die Gewässer des östlichen Mittelmeers auszulaufen.

Die Regierung der USA ermahnt Ägypten, Syrien und Israel, sich jeder Aktion zu enthalten, die die Situation in Jordanien verschlimmern könnte.

Der ägyptische Außenminister M. Fawzi vermittelt eine Erklärung der ägyptischen Regierung an die Vereinten Nationen über den künftigen Betrieb des Suez-Kanals, die beim Sekretariat der UNO deponiert und registriert wird. In dieser Erklärung wird die Einhaltung der Konvention von Konstantinopel und der Charta der UN ausdrücklich zugesagt. Die Schifffahrt im Kanal ist frei, Erhöhung der Gebühren sollen nicht mehr als 1 % im Jahr betragen. Der Kanal soll weiter ausgebaut und von der am 26. 7. 1956 gegründeten ägyptischen Kanalgesellschaft verwaltet werden. Beschwerden über Diskriminierung sollen von einem Schiedskomitee beigelegt werden. Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Konvention von Konstantinopel sollen gemäß den Grundsätzen der UN beigelegt und falls nötig dem internationalen Gerichtshof vorgelegt werden.

Die USA ersuchen um die Einberufung des Sicherheitsrates, um die Suez-Frage zu erwägen und von der Situation betreffend, der Durchfahrt durch den Kanal Kenntnis zu nehmen.

25. 4.: Die Regierung Khalidi tritt zurück. Es wird eine neue Regierung unter Ministerpräsident Haschem gebildet, die das Kriegsrecht proklamiert und alle Parteien verbietet. König Hussein mobilisiert die arabische Legion und läßt die wichtigsten Orte im Lande besetzen.

König Hussein beschuldigt die frühere Regierung Nabulsi, ihn im Oktober 1956 an einer militärischen Intervention zugunsten Ägyptens gehindert zu haben.

26. 4.: Der neue jordanische Verteidigungsminister S. Takun wird zum Militärgouverneur von ganz Jordanien eingesetzt. Etwa 600 Personen, Angehörige linksradikaler Parteien, werden verhaftet.

Der Sicherheitsrat befaßt sich mit der Suez-Frage, ohne Beschluß zu fassen. Der amerikanische Delegierte führt aus, daß die ägyptische Erklärung nicht den sechs Grundsätzen vom 13. 10. 1956 (s. o.) entspreche, die auch von Ägypten angenommen wurden. Die USA wollen jedoch den Wert der neuen ägyptischen Erklärung erproben und behielten sich das Recht vor, ihre Auffassung zu der Angelegenheit später bekanntzugeben. Außer von den Delegierten der Sowjetunion und des Irak wurde von allen Delegationen aus-

geführt, daß die einseitige Erklärung bezüglich des Suezkanals unbefriedigend sei.

27. 4.: König Hussein setzt zwei Militärgerichte für das West- und Ostjordanland ein. Die Militärgouverneure erhalten Sondervollmachten.

König Hussein fliegt zu einer Besprechung mit König Saud nach Riadh (Saudiarabien), von der er am 29. 4. zurückkehrt. In dem Kommuniqué über diese Besprechung wird die Politik des arabischen Nationalismus definiert: Konsolidierung der Unabhängigkeit der befreiten arabischen Staaten; militärische Zusammenarbeit gegenüber dem gemeinsamen Gegner; keine Anschlüsse an irgendeinen ausländischen Pakt; Hilfe für die arabischen Völker, „die noch unter dem Joch des Imperialismus leiden“; Treue zur arabischen Liga.

29. 4.: Besprechungen über die Lage in Jordanien zwischen dem syrischen Staatspräsidenten Kuwatly und Nasser: „Ägypten, Saudiarabien und Syrien werden ständig in Fühlung bleiben, um die Lage in Jordanien im Lichte der arabischen nationalen Politik zu verfolgen.“

Der jordanische Außenminister S. Risai sagt auf einer Pressekonferenz, daß die jordanische Regierung nicht die Absicht hat, den amerikanischen Sonderbeauftragten J. P. Richards einzuladen. Die Beziehung zu Saudiarabien, Syrien und Ägypten soll brüderlich bleiben. Die Regierung beabsichtige nicht, den Rückzug der syrischen Truppen, die auf jordanischem Gebiet stationiert sind, zu fordern. Jordanien werde gerne jede finanzielle Hilfe annehmen, sofern sie bedingungslos ist.

Über 10 000 amerikanische Seeleute der 6. Flotte erhalten in Beirut einen demonstrativen Landurlaub.

Die USA bieten König Hussein „in Anerkennung der tapferen Taten seiner Majestät des Königs Hussein der Regierung und dem Volke von Jordanien zur Aufrechterhaltung der Integrität und Unabhängigkeit ihres Landes...“ eine finanzielle Hilfe von 10 Millionen \$ an.

30. 4.: Jordanien nimmt das amerikanische Hilfsangebot an. Das Außenministerium der UdSSR veröffentlicht eine Erklärung über die Lage in Jordanien, in der es unter anderem heißt: Die Lage in Jordanien interessiere die Sowjetunion nicht deshalb, weil in Jordanien innenpolitische Veränderungen erfolgt seien, sondern deshalb, weil die Ereignisse das Ergebnis einer groben ausländischen Einmischung darstellten, die eine schwere Gefahr für den Frieden sei. Die Ereignisse in Jordanien seien „eine deutliche Illustration der so laut ausgesprochenen Dulles-Eisenhower-Doktrin“.

10. 5.: Die Suezkanalbenutzervereinigung, die in London tagte, schloß mit einer Erklärung des Inhalts, daß die Deklaration der ägyptischen Regierung nicht in Übereinstimmung mit der Resolution des Sicherheitsrates vom 13. Oktober 1956 sei. Die Wiederaufnahme der Schifffahrt im Kanal seitens der Mitglieder der Vereinigung stelle keine Anerkennung der ägyptischen Deklaration dar. — Eine allgemeine Einigung unter den Mitgliedern wurde nicht erzielt.

In Jerusalem finden Besprechungen zwischen Ministerpräsident Ben Gurion und dem Generalsekretär der UNO, Dag Hammarskjöld, statt, deren Gegenstand die Lage im Nahen Osten, der Kriegszustand zwischen Ägypten und Israel und die israelische Schifffahrt im Golf von Akaba und im Suezkanal sind.

15. 5.: Der französische Ministerpräsident Guy Mollet gibt den Beschluß der französischen Regierung bekannt, den Sicherheitsrat anzurufen, damit Ägypten aufgefordert werde, sich den sechs Prinzipien des Sicherheitsrates vom 13. Oktober 1956 anzupassen.

18. 5.: Zum Abschluß eines Besuches König Sauds von Arabien bei König Feisal in Bagdad wurde eine gemeinsame Erklärung unterzeichnet: Der Irak und Saudiarabien sind entschlossen, ihre Unabhängigkeit und ihr geistiges und islamisches Erbe zu wahren. Sie werden sich einer ausländischen Intervention des Zionismus und Imperialismus, die die arabischen Nationen bedrohen, widersetzen. Nur eine endgültige Regelung des Palästina-Problems können Frieden und die Stabilität im Nahen Osten wieder herstellen. Kein arabisches

Land solle sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen Landes einmischen.

Auf einer Pressekonferenz erklärt Ministerpräsident Nuri es Said, daß die destruktive Tätigkeit der Kommunisten Ursache der gegenwärtigen Spannungen im Nahen Osten sei. „Die große Mehrheit der Bevölkerung des Mittleren Osten, Israel ausgenommen, sind antikommunistisch.“ Sogar Syrien und Ägypten haben die kommunistische Partei verboten.

21. 5.: Die israelische Regierung veröffentlicht eine Erklärung, in der sie der „Eisenhower-Doktrin“ zustimmt. Punkt 2 dieser Erklärung lautet: Entsprechend der aus der Charta der Vereinten Nationen erwachsenden Verpflichtungen verurteilt Israel jeden Angriff gegen die territoriale Integrität und politische Unabhängigkeit irgendeines Landes. Israel hat keine Aggressionsabsichten gegenüber irgendeinem Staat und wünscht die Aufrechterhaltung der politischen Unabhängigkeit und territorialen Integrität der Länder des Mittleren Osten.

Das Wirtschaftskomitee der Bagdadpakt-Organisation tagt vom 17. bis 21. 5. in Karachi. Die USA stellen Iran, Pakistan und der Türkei 12,5 Million \$ zum Ausbau von Straßen und Eisenbahnen zur Verfügung.

24. 5.: Auf Wunsch der jordanischen Regierung beginnt der Rückzug der syrischen Truppen, die seit November 1956 in Jordanien stationiert waren. Die jordanische Regierung begründet ihren Wunsch damit, daß eine Notwendigkeit für die Stationierung syrischer Truppen nicht mehr gegeben sei. 29. 5.: Der Sicherheitsrat befaßt sich mit einer Beschwerde Syriens gegen Israel wegen eines israelischen Brückenbaues in der entmilitarisierten Zone im Hule-Gebiet. Die Brücke diene dem Transport von Ausrüstungen zur Trockenlegung der Hule-Sümpfe.

Die syrische Beschwerde wird mit neun Stimmen gegen die Stimmen der sowjetischen und irakischen Delegation abgelehnt.

3. 6.: Die Regierung des Sudan spricht sich gegen die Annahme der „Eisenhower-Doktrin“ aus.

4. 6.: Der letzte britische Stützpunkt in Jordanien, Mafrak, wird der jordanischen Armee übergeben. König Hussein dankt bei dieser Gelegenheit der britischen Regierung für den prompten Rückzug, der für den guten Willen und die Freundschaft Großbritanniens zeuge.

Die Wirtschaftskonferenz der Staaten der arabischen Liga, die in Kairo stattfand, beschließt die Förderung eines einheitlichen Wirtschaftssystems der arabischen Staaten.

10. 6.: Die jordanische Regierung fordert den ägyptischen Militärattaché und den ägyptischen Generalkonsul in Jerusalem auf, Jordanien zu verlassen. Die beiden Diplomaten sollen in ein Komplott zum Sturze der jordanischen Regierung und zur Ermordung des Königs verwickelt sein.

Die ägyptische Regierung verlangt die Abberufung des jordanischen Botschafters in Ägypten.

Das gemeinsame Oberkommando der ägyptischen und jordanischen Armee, das seit den Unruhen in Jordanien nicht mehr funktionierte, wird aufgelöst.

11. 6.: Die drei Westmächte übermitteln der Sowjetregierung Antwortnoten auf die sowjetische Nahost-Note vom 17. April 1957. Die sowjetischen Vorschläge werden abgelehnt.

13. 6.: König Saud besucht König Hussein in Amman. In einem gemeinsamen Kommuniqué sprechen sich die beiden Monarchen für die Unabhängigkeit der arabischen Länder, für die Verteidigung der geistigen Werte des Islams, die Militärallianz mit Syrien und Ägypten, die positive Neutralität und für die Rechte der arabischen Länder am Golf von Akaba und gegen jeden Versuch, diesen als internationale Wasserstraße zu erklären, aus. Bestätigt werden die Grundsätze der arabischen Liga und der Bandung-Konferenz.

15. 6.: Der syrische Verteidigungsminister Khaled el Azem beschuldigt König Saud der aktiven Zusammenarbeit mit den USA. Die Betonung der positiven Neutralität sei nur ein Versuch, die öffentliche Meinung irrezuführen.

19. 6.: Die Regierung Nuri es Said tritt zurück. König Faisal

von Irak betraut den prowestlichen Senator Ali Yawdat mit der Bildung einer neuen Regierung.

20. 6.: Die ägyptische Regierung gibt bekannt, daß sie drei U-Boote von der Sowjetunion erworben habe. Die Schiffe seien zum Schutze der territorialen Gewässer, des Golfs von Akaba und des Suezkanals bestimmt.

Sechs russische Kriegsschiffe passieren die Dardanellen.

21. 6.: Französische Schiffe benutzen wieder den Suezkanal.

24. 6.: Zum Abschluß eines Besuches König Husseins bei König Faisal in Bagdad wird eine gemeinsame Erklärung veröffentlicht. Beide Staaten wollen den Freiheitskampf der Algerier unterstützen und versuchen, Palästina für die arabische Welt zurückzugewinnen. Der Golf von Akaba sei arabisches Territorialgewässer, beide Parteien würden die arabischen Rechte auf den Golf, dessen (angebliche) Bedeutung für die Pilgerfahrt nach Mekka besonders hervorgehoben wird, verteidigen. Beide Parteien verleihen ihrer Entschlossenheit Ausdruck, dem Imperialismus zu widerstehen.

Jordanien erhält von Saudiarabien 5 Millionen Pfund und vom Irak 1 Million Pfund gemäß dem arabischen Solidaritätspakt. Die Zahlungen sollen an Stelle der englischen Subventionen für Jordanien geleistet werden. Syrien und Ägypten haben bisher nicht gezahlt.

29. 6.: Das amerikanische Staatsdepartement nimmt in einer Note, die an die 11 arabischen Staaten übermittelt wird, die in Amerika akkreditiert sind, zu einer Demarche dieser Staaten Stellung, in der die Einstellung der amerikanischen Hilfe an Frankreich und eine Untersuchung der Verhältnisse in Algerien gefordert wurde. In dieser Demarche der arabischen Staaten wurde auch die Auffassung zum Ausdruck gebracht, daß der Golf von Akaba arabisches Territorialgewässer sei. In der amerikanischen Antwortnote wird darauf hingewiesen, daß die USA über die Lage in Algerien sehr besorgt seien, eine Einstellung der amerikanischen Militärhilfe an Frankreich jedoch nicht im Interesse der freien Welt liege. Die USA seien nach wie vor der Meinung, daß der Golf von Akaba ein internationaler Seeweg sei und seien bereit, das Recht der freien und friedlichen Durchfahrt unter amerikanischer Flagge auszuüben.

1. 7.: Bei den Wahlen im Libanon erhalten die prowestlichen Parteien 50 von insgesamt 66 Sitzen des Parlaments.

4. 7.: Die USA gewähren Jordanien weitere Militär- und Wirtschaftshilfe in Höhe von je 10 Millionen \$.

15. 7.: Die USA gewähren dem Libanon Militär- und Wirtschaftshilfe in Höhe von insgesamt 21 Millionen \$.

18. 7.: Die ägyptische Regierung gibt die Aufdeckung einer Verschwörung bekannt, die bereits drei Monate vorher stattgefunden haben soll. Das Ziel der Verschwörung sei die Ermordung Nassers und die Befreiung des früheren Diktators Naguib gewesen, 14 Personen wurden verhaftet, darunter zwei frühere Minister und einige höhere Offiziere.

14. 7.: Am 3. und 14. 7. finden Wahlen zur ersten ägyptischen Nationalversammlung statt. Die Kandidaten werden von der Regierung nominiert, den Wählern bleibt jedoch die Wahl zwischen mehreren der aufgestellten Kandidaten. Nur in den Bezirken, in denen Personen kandidieren, von denen die ägyptische Regierung wünscht, daß sie auf jeden Fall gewählt werden, wird nur je ein Kandidat zur Wahl zugelassen.

21. 7.: Die britische Regierung gibt bekannt, daß sie dem Ersuchen des Sultans von Muskat und Oman entsprechen und ihn gegen einen Aufstand des Imams von Oman zu Hilfe kommen werde.

22. 7.: Ägypten erkennt die obligatorische Gerichtsbarkeit des internationalen Gerichtshofes für den Betrieb des Suezkanals an. Es wird ein Gesetz für die Verwaltung des Suezkanals erlassen, das der ägyptischen Kanalgesellschaft jede Maßnahme untersagt, die der Konvention von Konstantinopel und der Erklärung der ägyptischen Regierung vom 24. April 1957 widerspricht. Jede Diskriminierung von Schiffen, die den Kanal passieren, ist untersagt. Das Vermögen der Gesellschaft gilt als Privatvermögen.

23. 7.: Flugzeuge der RAF werfen Flugblätter über Nizwa

im Zentralgebiet des Aufstandes in Oman ab, in denen die Bevölkerung aufgefordert wird, alle festen Plätze in und um Nizwa binnen 48 Stunden zu verlassen, da nach Ablauf dieser Frist die Stadt bombardiert würde.

24. 7.: Ein von Israel gecharterter dänischer Dampfer passiert den Suezkanal und trifft am 24. 7. mit einer Reisladung in Haifa ein. Ein israelisches Mitglied der Besatzung, R. Eylon, wurde von den ägyptischen Behörden in Suez verhaftet.

25. 7.: Anläßlich des 1. Jahrestages der Nationalisierung des Suezkanals und des 5. Jahrestages der ägyptischen Revolution hält Nasser in Alexandrien eine Ansprache, in der er die „Eisenhower-Doktrin“ nochmals ablehnt und eine Reihe von arabischen Staaten erbittert angreift: „Alle arabischen Staaten mit Ausnahme von Syrien und Saudiarabien haben 1948 (im Palästina-Krieg) Verrat begangen, indem sie es ablehnten, bis zur Erreichung des Endzieles zu kämpfen.“ Britische Flugzeuge beschießen einige Orte im Aufstandsgebiet in Oman.

Das amerikanische Staatsdepartement dementiert Nachrichten, daß der Aufstand durch einen Interessenstreit zwischen englischen und amerikanischen Ölfirmen hervorgerufen wurde (der Imam wird angeblich von Saudiarabien unterstützt).

29. 7.: Die britische Luftwaffe setzt nach kurzer Unterbrechung die Beschießung von Nizwa fort. — Staatssekretär Dulles erklärt gegenüber einem Journalisten, daß er zu wenig über den Streit in Oman wisse, um sich ein Urteil bilden zu können.

5. 8.: Schaikh Mohammed el Harithy übermittelt den Botschaftern der USA und der UdSSR in Kairo Noten im Namen des Imams von Oman. Die betreffenden Regierungen werden darin aufgefordert, zugunsten des Imams zu intervenieren. Die Note ist so abgefaßt, als gäbe es einen souveränen Staat, der vom Imam beherrscht und vom Sultan angegriffen worden wäre. Laut dieser Note erklärte sich der Imam bereit, die Grenzen des Sultanats zu respektieren.

Die arabische Liga ruft die Teilnehmerstaaten der Bandung-Konferenz auf, gegen die britische Aktion in Oman einzuschreiten.

7. 8.: Bei den Kämpfen in Oman werden britische Bodentruppen eingesetzt.

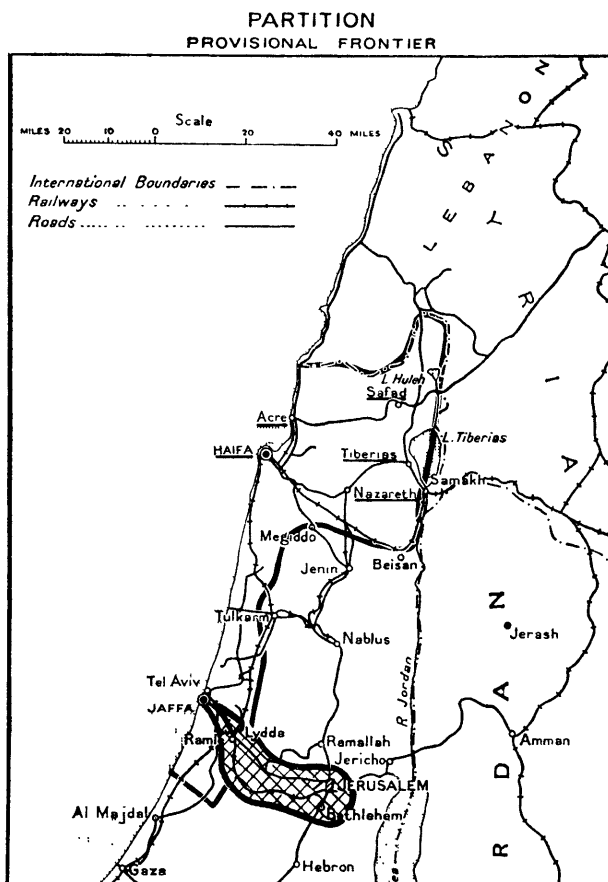
11. 8.: Nizwa ergibt sich dem Sultan.

13. 8.: Der am 24. 7. auf dem dänischen Frachter im Suezkanal festgenommene Matrose R. Eylon (s. o.) wird den israelischen Behörden an der Grenze des Gaza-Streifens übergeben. Eylon wurde während der ganzen Zeit in Einzelhaft gehalten. Den Vertretern des Roten Kreuzes wurde nicht gestattet, ihn zu besuchen.

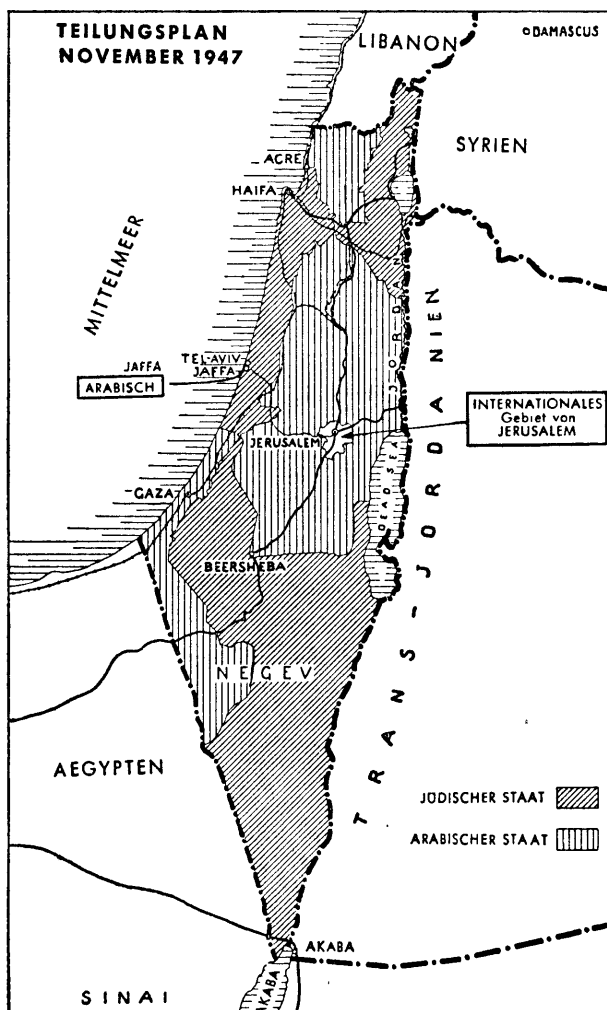
Über Radio Kairo wird ein offizielles syrisches Kommuniqué über die Aufdeckung eines mit amerikanischer Hilfe vorbereiteten Komplotts zum Sturze der syrischen Regierung veröffentlicht. Anführer der Verschwörer seien der frühere Diktator A. Schischakly und der syrische Militärattaché in Rom, Oberst Hussein, gewesen. (Hussein sei nach Rom geflohen, Schischakly halte sich verborgen.) Beamte der amerikanischen Botschaft hätten den Verschwörern Autos und Wohnungen zur Abhaltung von geheimen Versammlungen zur Verfügung gestellt. Hussein soll vor den Verschwörern erklärt haben, daß die USA Syrien eine Wirtschaftshilfe in Höhe von 300—400 Millionen \$ (sic!) für den Fall versprochen haben, daß das gegenwärtige Regime gestürzt würde. Als Gegenleistung habe er sich verpflichtet, mit Israel einen separaten Frieden zu schließen. Nach Gelingen des Staatsstreiches hätten die USA noch der Besetzung des Libanons (sic!) durch Syrien zugestimmt. — Eine größere Anzahl Offiziere der syrischen Armee wurden verhaftet.

14. 8.: Die syrische Regierung verweist drei Angehörige der amerikanischen Botschaft des Landes.

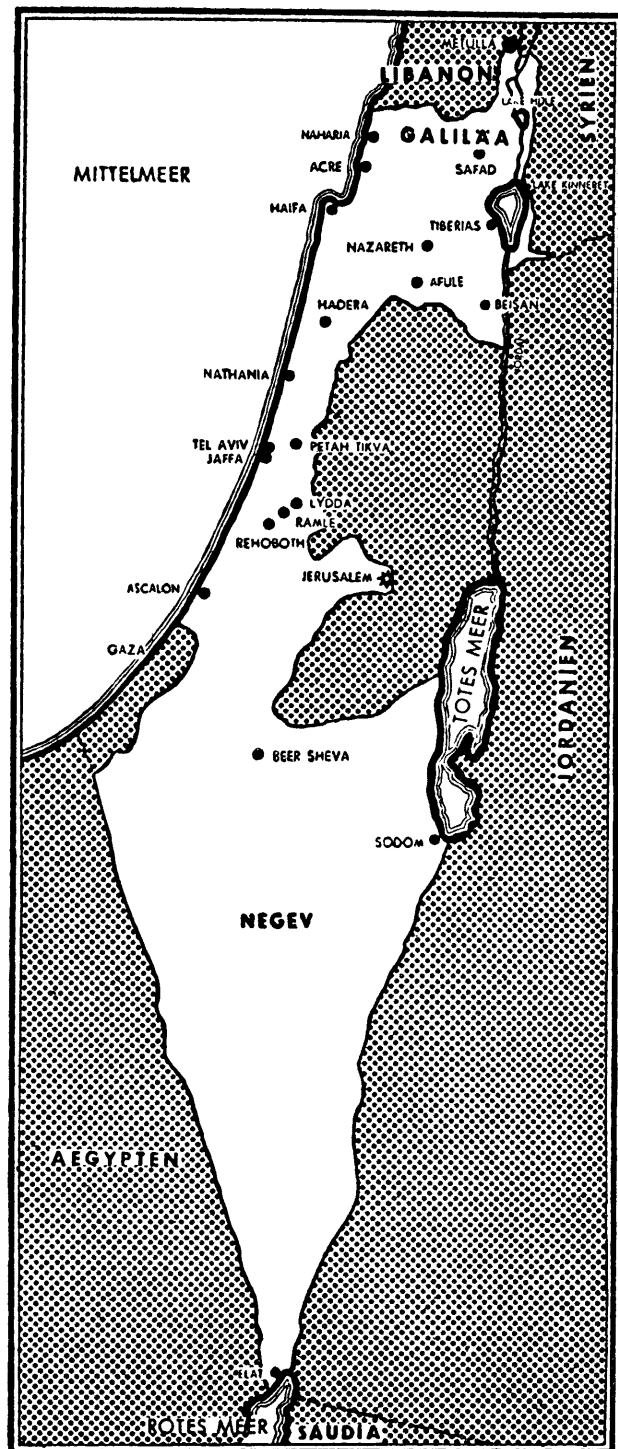
Das amerikanische Staatsdepartement protestiert gegen die Verleumdungen der syrischen Regierung. Der syrische Botschafter in Washington wird zur Persona non grata erklärt, der zweite Sekretär der Botschaft des Landes verwiesen. Der



I.



II.



III.

I. Teilung Palästinas nach dem Peel Report 1937¹.

II. Teilung Palästinas nach dem Beschluß der Vereinten Nationen vom 29. 11. 1947².

III. Heutige Grenzen Israels auf Grund des Waffenstillstandes von 1949³.

¹ Entnommen: Palestine Royal Report. His Majesty's Stationary Office. London 1937. Map 8.

² Zurück zu 1947? Veröffentlicht. d. d. Informationsabteilung des Israelischen Außenministeriums, Jerusalem u. übers. für d. Schriftenreihe des Israel-Informationsdienstes, der Israel-Mission. Köln, Sept. 1956, S. 5

³ dass. S. 2.

amerikanische Botschafter in Damaskus, der sich auf einer Urlaubsreise befindet, soll nicht mehr nach Damaskus zurückkehren.

15. 8.: Die englischen Bodentruppen verlassen Nizwa.

Die Delegierten der arabischen Staaten protestieren beim Präsidenten des Sicherheitsrates gegen die britische Intervention in Oman.

16. 8.: Ein Sprecher des Foreign Office widerlegt die These von der angeblichen Souveränität und territorialen Integrität eines Imamats von Oman. Während der Sultan von Oman durch Verträge, die bis ins 18. Jh. zurückreichen, als Herrscher von Oman und Muskat anerkannt sei, würden selbst die arabischen Staaten keinerlei diplomatische Beziehungen zum Imam von Oman unterhalten.

18. 8.: Der syrische Ministerpräsident Schukry L. Kuwatly trifft in Ägypten ein und wird sofort von Nasser empfangen. Als Grund seines Besuches wird eine ärztliche Behandlung angegeben.

19. 8.: Im Kairoer Hochverräterprozeß (s. o.) haben bisher vier der dreizehn Angeklagten ihre Geständnisse widerrufen. Drei davon, weil ihre Geständnisse unter Foltern erpreßt wurden.

In Washington finden Konsultationen zwischen England und den USA über die Entwicklung in Syrien statt.

21. 8.: Präsident Eisenhower bezeichnet die Ereignisse in Damaskus als eine „interne Angelegenheit“, es bestünde daher auch keine Berechtigung zur Anwendung der Eisenhower-Doktrin. Der Präsident bezeichnet das syrische Regime als „leftist“ und weigerte sich ausdrücklich, es kommunistisch zu nennen.

22. 8.: Ein Sprecher der syrischen Regierung gibt bekannt, daß eine Anzahl syrischer Offiziere verhaftet und an den libanesischen Grenzen Sicherheitsmaßnahmen getroffen wurden.

König Feisal reist nach Istanbul, um mit dem türkischen Ministerpräsidenten über die Situation in Syrien zu sprechen.

Schlußbemerkung

Nach dem Rückzug der israelischen Truppen aus Gaza und der Wiedereröffnung des Suezkanals ist die Lage im Mittleren Osten — geografisch — wieder zum status quo ante zurückgekehrt. Politisch haben sich jedoch gewaltige Veränderungen ergeben. Da ist zuerst die Tatsache, daß Amerika die Rolle Englands im Mittleren Osten, wenn schon nicht als Kolonialmacht, so doch als ordnender Machtfaktor übernommen hat. Die Eisenhower-Doktrin, die Amerika in vielerlei Hinsicht bindet, verpflichtet die USA zu einer tätigen Beteiligung an den Vorgängen in diesem Raum.

Die Eisenhower-Doktrin, von den meisten arabischen Staaten eher als Warnung aufgefaßt, führte zu einer Verschiebung der Machtverhältnisse im arabischen Raum. Der ägyptisch-syrische Block, dem als schwache Glieder Jordanien und Saudiarabien angehörten, ist schon während der Suezkrise auseinandergefallen. In Jordanien konnte es König Hussein wagen, die prosovjetschen und proägyptischen Kreise aus der Armee und Regierung zu beseitigen (was ohne amerikanische Hilfe kaum möglich gewesen wäre). Der König von Jordanien hat so seinen Thron wenigstens für einige Zeit gerettet. Saudiarabien war ohnehin der selbständigste von allen arabischen Staaten. Grund für das Auseinanderbrechen des ägyptisch-syrischen Blocks war nicht zuletzt die Nieder-

lage Ägyptens im Sinaikrieg und der Wunsch der arabischen Monarchen, ihren Thron zu erhalten, was angesichts der zunehmenden ägyptischen Propaganda gegen die herrschenden Systeme in Jordanien und auch in Saudiarabien immer schwieriger wurde. Ein übriges vollbrachte der von Amerika her zugleich ausgeübte politische Druck und Schutz.

Ägypten und Syrien blieben so geografisch und auch politisch in der arabischen Welt isoliert. Während Ägypten seinen alten Kurs der Annäherung an die Sowjetunion weiterverfolgte, ohne seine Beziehungen zum Westen allzusehr zu gefährden, und im Innern sowohl Kommunisten als auch andere linksradikale Kreise unterdrückte, gelang es den Russen in Syrien kommunistische und prosovjetsche Kreise so weit zu unterstützen, daß sie im August dieses Jahres mittels eines Staatstreiches de facto die Macht über den Staat erhielten. Syrien ist so sehr viel weiter in sowjetische Abhängigkeit geraten, als es selbst Ägypten angenehm sein könnte. Die Vorgänge in Syrien waren nichts weniger als die russische Reaktion auf den Staatsstreich König Husseins in Jordanien.

Die amerikanische Nahost-Politik, die die arabischen Staaten wenigstens für eine gewisse Zeit zu einer Entscheidung zwang, hatte zur Folge, daß die arabischen Staaten im Moment stärker mit sich selbst als mit Israel beschäftigt sind. Die Gefahr, die dem Irak und Jordanien von Syrien her droht, ist für diese Staaten im Augenblick schwerwiegender als eine Weiterführung des ohnehin aussichtslosen Kriegs mit Israel, so daß zur Zeit (September 1957) an den israelischen Grenzen Ruhe herrscht wie nie zuvor. Auch das Flüchtlingsproblem beginnt seine Kehrseite zu zeigen. Bisher wurden die Palästina-Flüchtlinge in den arabischen Staaten unter den erbärmlichsten Bedingungen beieinander gehalten, um diese immer wieder gegen Israel ausspielen zu können. Jetzt erweisen sich die Flüchtlinge vor allem in Jordanien, wo sie den überwiegenden Teil der Bevölkerung darstellen, als eine Gefahr für die arabischen Staaten selbst, denn nichts ist leichter, als diese enttäuschen und betrogenen Menschen aufzuwiegeln. Sollten auch die Gerüchte, die von geheimen Besprechungen reden zwischen Israel und einigen arabischen Staaten über eine Regelung der Flüchtlingsfrage, unwahr sein, so ist doch sicher, daß einige der arabischen Staaten nunmehr eher bereit sind, etwas für die endgültige Niederlassung der arabischen Flüchtlinge außerhalb Israels zu tun.

Auch in Ägypten scheint man die gegenwärtige Situation richtig einzuschätzen. Die Schifffahrt im Golf von Akaba ist vorerst unbehindert und es ist anzunehmen, daß es bei diesem Zustand bleibt, trotz der gegenteiligen Beteuerungen der arabischen Staaten, denn es ist etwas anderes, ob die Durchfahrt erst erkämpft oder verteidigt werden muß. So gar in der Frage der israelischen Schifffahrt im Suezkanal hat Ägypten stillschweigend etwas nachgegeben, indem es von Israel gecharterte Schiffe, wenn auch nicht ohne Schikanen, den Kanal passieren läßt.

So weit die augenblickliche Situation. Die Zukunft birgt auch für Israel große Gefahren. Die USA und Rußland bewaffnen heute die arabischen Staaten eher gegeneinander. Wenig aber ist so unwahrscheinlich als der Ausbruch eines ernsthaften Krieges zwischen den arabischen Staaten. Die heute gelieferten Waffen können jedoch in gar nicht so weiter Zukunft gegen Israel Verwendung finden, so daß Amerika moralisch gezwungen wäre, Israel gegen seine arabischen Nachbarn — die es heute bewaffnet — beizustehen.

14. Ein Denkmal jüdisch-deutschen Zusammenlebens

Ein Buchbericht von Prof. Dr. Hugo Bergmann, Jerusalem

Dem Mitteilungsblatt ‚Olej Merkas Europa‘ ([25/11] Tel Aviv, 15. März 1957) entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung und des Verfassers den folgenden Beitrag über das vom *Leo-Baeck-Institut* herausgegebene *Jahrbuch I*. Derselbe unterrichtet so hervorragend, daß wir auf eine eigene Rezension verzichten¹.

Das Buch von 466 Seiten, das uns das *Leo-Baeck-Institut* als sein erstes Jahrbuch, redigiert von *Robert Weltsch*, vorlegt (Year Book I. London 1956. East and West Library S. 466), ist in Inhalt und Methode einzigartig, wie der Gegenstand einzigartig ist, den es behandelt. Es ist keine Geschichte der Juden in Deutschland, und obwohl die Periode von 1933 bis 1938 im Mittelpunkt steht, ist es auch keine erzählende Geschichte dieser Jahre. Es verzichtet auch, mit vollem Bewußtsein, auf die Sammlung von Dokumenten über die Verbrechen der Nazis und überläßt diese Arbeit anderen Stellen. Es will vielmehr die besondere Konstellation der Verschmelzung von Judentum und europäischer Kultur festhalten, wie sie sich in Deutschland in zwei Jahrhunderten vollzogen hat und ihren tragischen Ausgang in jenen Jahren. Unser Blickfeld in bezug auf das Zusammenleben von Majorität und Minorität, das früher durch die europäischen Völkerprobleme allein bestimmt war, ist in den letzten Jahren sehr erweitert worden. Wir sehen heute den Kampf indischer und chinesischer Minoritäten in Südostasien, arabischer Minoritäten in Westafrika; aber so sehr sich unser Blickfeld erweitern mag, so wird sich doch herausstellen, daß das deutsch-jüdische Zusammenleben ein einzigartiges Phänomen war, welches festzuhalten nicht nur eine jüdische Pflicht ist — Herstellung der Stetigkeit der Überlieferung gegen alle zerstörenden Kräfte der physischen und geistigen Zerstreuung —, sondern ein allmenschlicher Auftrag an diejenigen, welche die letzten dieses Phänomens waren. *Siegfried Moses*, der Präsident des LBI, legt in seiner Einleitung zu diesem Bande das sehr ambitionöse Arbeitsprogramm vor, das sich das Institut zum Ziele gesetzt hat. Es heißt da: „Die Ideen und Leistungen des deutschen Judentums sollen dargestellt werden in gelehrten Untersuchungen, frei von offenen und verborgenen apologetischen Tendenzen.“ Das Jahrbuch ist als erste Veröffentlichung des Instituts ein gutes Beispiel für diesen Geist. (In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß die Arbeit des LBI durch Subventionen der Claims Conference ermöglicht wurde.)

Die *Einleitung*, welche *Robert Weltsch* dem Bande vorausgeschickt hat, versucht auf wenigen Seiten die Einzigartigkeit des Phänomens festzuhalten, ausgehend von *Julius Guttmanns* Wort: „Deutschland ist die Geburtsstätte des modernen Judentums.“ In welcher Beziehung konnte ein so stolzes Wort (von einem so bescheidenen Mann) gesagt werden? Sicherlich nicht in bezug auf die Treue zur Überlieferung. In diesem Betracht waren die Ostjuden weit im Vorteil und daher innerlich gesicherter, als der Sturm losbrach. Aber das deutsche Judentum hatte früher als alle anderen Landsmannschaften den Prozeß der Amalgamierung mit den Ideen Europas vollzogen, jenen Prozeß der „Assimilation“, welcher, wie der unvergeßliche *Adolf Böhm* immer betonte, eine geistige Befreiung darstellte und das moderne Judentum erst möglich machte. Das Wort „Judentum“ kommt, wie kürzlich *David Flusser* zeigte, zuerst in den Makkabäer-Büchern vor, der Begriff ist also selbst eine Frucht der hellenistischen Assimilations-Epoche. Und das jüdisch-deutsche Zusammenleben reiht sich den großen Perioden der helleni-

stischen und der spanischen Zeit an. Die moderne Orthodoxie wie das Reform-Judentum, jüdischer Nationalismus und Zionismus sind ohne das deutsche Judentum undenkbar. Es ist diese Synthese der Kulturen, welcher das Buch nachgeht.

Das Jahrbuch baut sich in sechs Kapiteln auf. Das erste Kapitel bildet mit drei historischen Artikeln die Überleitung von der Vergangenheit. *Selmar Spier* schreibt über „*Die jüdische Geschichte, wie wir sie sehen*“ (die qualvolle, aber fruchtbare Zweifelt im deutschen Juden; das Verlassen der historischen Gestalt des Judentums, in deren Mittelpunkt die Gemeinde gestanden hatte; die Ersetzung der jüdischen Zusammengehörigkeit durch eine von den Konfessionen unabhängige Kultur; überbetontes Staatsgefühl; und dann der Absturz, hier illustriert durch ein erschütterndes Zitat aus Wassermanns „*Mein Weg als Deutscher und Jude*“). *Selma Stern-Täubler* schreibt über die *Prinzipien der deutschen Politik gegenüber den Juden im Beginne der Neuzeit* (die Zeit der Renaissance und Reformation ist hier tragische Geschichte: der Kampf zwischen Synagoge und Kirche, der im Mittelalter ein geistiger Kampf war, wurde „vom Himmel auf die Erde versetzt“; die ersten Szenen jener Tragödie von Liebe und Haß, Anziehung und Abstoßung, die in der Hitlerzeit ihren Höhepunkt erreichte). Die Arbeit zeigt, wie die deutschen Juden jener Generationen den schweren Heim-suchungen begegneten und auf die großen entscheidenden Fragen jener Epoche mit Größe und Entschiedenheit antworteten. — Etwas problematisch scheint mir der dritte Aufsatz „*Die Bedingungen der Emanzipation 1781–1812*“ (*H. D. Schmidt*). An der Hand eines sehr interessanten Materials aus Büchern, Broschüren und Zeitungsartikeln zeigt Schmidt die Forderungen auf, welche die Deutschen als Bedingung der Emanzipation stellten, und wirft den Juden vor, daß sie nur allzu willig diese Forderungen angenommen haben. Die Nichtjuden fürchteten z.B. die messianische Erwartung als eine Gefahr für die Staatstreue, und die Juden waren bereit, die Messiaserwartungen aus dem Gebetbuch zu streichen. Und so ging es mit der hebräischen Sprache, mit der Forderung nach Aufgabe eigener Erziehungsinstitute, mit der Forderung der Loyalität, welche den deutschen Juden so in Fleisch und Blut übergang, daß sie sie untauglich machte für Untergrund-Bewegungen — sogar im Palästina der Mandatszeit. So sieht Schmidt die Geschichte der deutschen Juden-Emanzipation mit denselben Augen, mit welchen *Achad Ha'am* die „Knechtschaft innerhalb der Freiheit“ des Westjuden sah. Aber dies war eine einseitige Sicht. Die religiösen Werte, welche die Juden (nicht alle!) aufgaben, waren schon unterhöhlt und inhaltslos, noch ehe sie aufgegeben wurden — und andererseits läßt uns Schmidt nicht sehen, wie die Juden die erworbene Gleichberechtigung dazu benutzen, um doch wieder ihre Organisationen zu stärken. Wäre die Sicht des Verfassers richtig, wäre schwer zu verstehen, was uns das zweite Kapitel des Buches erzählt von der „jüdischen Organisation und dem geistigen Widerstande zur Hitlerzeit“.

Das Kapitel beginnt mit *Leo Baecks* Aufsatz „*Zur Erinnerung an zwei unserer Toten*“ (*Otto Hirsch* und *Julius L. Seligsohn* von der Reichsvertretung; über Hirsch handelt auch *E. Simon* in seinem später erwähnten Beitrag, wo auch das von Baeck verfaßte Gebet für den Versöhnungstag 1935 abgedruckt ist, wegen dessen Hirsch und Baeck verhaftet wurden). *Max Grünwald* berichtet über die *Anfänge der Reichsvertretung*, das Suchen nach einer politischen Linie (*Georg Landauer* machte den — nicht angenommenen — Vorschlag, Minoritätsrechte zu erstreben). Die Lösung war, auszuharren und abzuwarten, daß sich das Regime totlief. Aber trotz dieser passiven Lösung wurde die Reichsvertretung mehr und mehr zu einer Politik des Selbstbewußtseins und der aktiven

¹ Wir weisen gleichzeitig hin auf das erste „*Bulletin für die Mitglieder der Gesellschaft der Freunde des Leo-Baeck-Instituts*“ (Nr. 1, 1957), herausgegeben durch Bitan Ltd. Tel Aviv. Unter den Beiträgen dieser wertvollen Zeitschrift, die viermal jährlich erscheinen soll, seien genannt: Die geschichtliche Aufgabe des L. B. I. von *Hans Tramer*; Die wirtschaftliche und soziale Lage der Juden in deutschen Städten im ausgehenden Mittelalter von *S. Stern-Täubler*; *Martin Buber* und das neue jüdische Geschichtsbild von *H. Liebeschütze*.

Pflege jüdischer Werte gedrängt. Grünewald erwähnt auch die Auseinandersetzungen mit dem Christentum, die gerade in dieser Zeit stattfanden und in welchen Menschen wie Baeck und Buber eine Haltung einnahmen, die nicht die Haltung von Besiegten war¹. Schon im Jahre 1933 hatte Buber der Reichsvertretung vorgeschlagen, ein Bildungsamt einzurichten. (Ernst Simon schreibt Frühjahr 1933, aber nach Grünewald ist das Gründungsdatum der Reichsvertretung der 17. September 1933.) Ernst Simon berichtet über die aus jenem Vorschlag hervorgegangene *jüdische Erwachsenenbildung*. Sein Beitrag ist reich an selbsterlebtem Material — er hatte damals Palästina zeitweise verlassen, um sich dieser Aufgabe zu widmen — und auch an wichtigen biographischen Bemerkungen über die Menschen, welche diese Arbeit leisteten. (Die Ausführungen über Adlers Theresienstadt-Buch hängen mit dem Thema kaum zusammen².) Was Simon über die Wirkung des jüdischen Buches in jener Zeit (Schocken-Bücherei) erzählt, bildet ein wichtiges Kapitel zum Thema: die Juden und das Buch, über das Agnon Materialien veröffentlicht hat. Nachum N. Glatzer schreibt über das *Frankfurter Lehrhaus*³ und analysiert für jedes Jahr seines Bestehens das Lehrprogramm nach der sachlichen und persönlichen Seite. Die Stellung des Lehrhauses charakterisiert sehr gut ein von Glatzer zitiertes Wort Richard Kochs: Hundert Jahre vorher wäre das Lehrhaus eine Institution gewesen, welche europäische Bildung unter den Juden verbreitet hätte; zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts hätte man die Bezeichnung Jüdisches Lehrhaus als zu auffallend vermieden; in den zwanziger Jahren wollte das Lehrhaus den Juden helfen, ihr eigenes Leben zu leben in Übereinstimmung mit den Vorfahren und den Nachfahren.

Die weiteren Aufsätze dieses Kapitels behandeln „*Probleme der jüdischen Schulen in Deutschland unter Hitler*“ (Hans Gärtner), „*Ein jüdisches Theater unter dem Hakenkreuz*“ (Herbert Frieden), mit dem Bericht über den inneren Kampf um das jüdische Element im Repertoire, und der Schilderung des Auf und Ab der Beziehungen zum Referenten der Regierung. Die Schilderung der von oben her befohlenen Wiederaufnahme der Tätigkeit des Theaters eine Woche nach dem Novemberpogrom 1938 (S. 159 ff.) läßt den Leser erschauern. Über die jüdische Presse in Deutschland schreibt Margaret T. Edelheim-Muehsam (mit einem Verzeichnis der jüdischen Zeitungen im Jahre 1935, ihren Herausgebern und der Auflageziffer). Das dokumentarisch so wichtige Kapitel wird abgeschlossen mit einem Artikel von Nathan Stein: „*Der Oberrat der Israeliten Badens 1922—1937*“.

Das Kapitel über Probleme des ökonomischen Lebens enthält zwei Beiträge; einen Artikel von B. D. Weinryb: „*Prolegomena zu einer ökonomischen Geschichte der Juden Deutschlands in der Neuzeit*“ und E. Rosenbaums: „*Reflexionen über den Anteil der Juden am deutschen Wirtschaftsleben*“. Der Artikel von Weinryb ist sowohl methodisch wie inhaltlich von großem Interesse. Die methodischen Betrachtungen zeigen die völlig veränderte Situation auf, die sich für den Historiker der deutschen Juden heute ergibt. Er soll die Geschichte eines Zentrums schreiben, das aufgehört hat zu existieren. Zugleich gehen die neuen bitteren Erfahrungen, die der Historiker gemacht hat, eine völlig neue Wertskala für seine Betrachtungen, an Stelle des „Fortschritts“, welcher den Gesichtswinkel früherer jüdischer Historiker bestimmte; wobei aber die Gefahr besteht, daß er nun wiederum unsere ganze Geschichte unter dem Aspekt seiner Erfahrungen sieht. Die emotionelle Einstellung ist nicht immer ein Segen für die Forschung. Wie andererseits ihr Fehlen

die historische Arbeit verhindern kann, zeigt das Beispiel einer geplanten Geschichte des Seminars in Breslau anläßlich seiner Jahrhundertfeier im Jahre 1951. Der Plan mußte aufgegeben werden infolge Fehlens einer Resonanz bei den Absolventen des Instituts. Den Abschluß der Arbeit von Weinryb bildet ein Abriss der Wirtschaftsgeschichte der Juden in Deutschland seit dem Dreißigjährigen Kriege und die Aufstellung von 16 Problemen, deren Lösung die Aufgabe des Historikers von heute wäre. Eduard Rosenbaum stellt ebenfalls eine methodische Frage in den Mittelpunkt: Kann man überhaupt von einem jüdischen Wirtschaftsleben in Deutschland in demselben Sinne sprechen wie von einem religiösen und kulturellen? Er kommt zu einer negativen Entscheidung: Es gab kein jüdisches Wirtschaftsleben, sondern nur eine deutsche Wirtschaft, an welcher Juden wie andere Bürger teilnahmen. Rosenbaum nimmt auch Stellung zu einer Frage, die vor einigen Jahren auch bei uns sehr diskutiert wurde im Zusammenhang mit A. D. Gordons Vorwurf gegen die Galuthjuden, sie seien „Parasiten“. Rosenbaum sagt, man habe sich unbewußt die Vorwürfe der Nichtjuden zu eigen gemacht und halte es für notwendig, sich dafür zu entschuldigen, daß die Juden im Handel eine große Rolle spielten. Es ist ein Trugschluß und Aberglaube, daß der Handel eine wirtschaftlich weniger wichtige Aufgabe erfülle als die Produktion. Eine Nebenbemerkung Rosenbaums, die er im Gefolge der Frage nach der Definition des Juden macht, scheint mir wert, hier unterstrichen zu werden. Er bespricht die verschiedenen Versuche, das Wesen des Judentums zu erfassen, und schließt: „Jede Definition wird hoffnungslos unvollständig sein, wenn sie nicht das religiöse Band des Bundes mit Gott unverrückbar in das Zentrum stellt.“

Die Abteilung „Dokumente der Vergangenheit“ enthält zwei Aufsätze von Daniel J. Cohen und B. Brillling, die eine Art Führer darstellen durch die *Archive*, in welchen Materialien zur Geschichte der Juden in Deutschland zu finden sind, in Jisrael sowohl wie in Deutschland. Jacob Jacobsohn berichtet über einige Beobachtungen im Zusammenhang mit dem *Buch der jüdischen Bürger in Berlin*. Abraham Landsberg geht den letzten *Spuren Heines in Hamburg* nach und erzählt die tragikomische Geschichte der beiden Hamburger Heinedenk-mäler.

Werner Rosenstock gibt eine Übersicht über die jüdische Auswanderung aus Deutschland 1933—1939. Der Artikel schließt mit der Tabelle, welche die geographische *Zerstreuung der Einwanderer aus Zentraleuropa* in den verschiedenen Ländern im Jahre 1954 festhält. An der Spitze stehen die USA (160 000—190 000), Jisrael (90 000—115 000), Großbritannien (50 000—55 000), Argentinien (40 000).

Einige Worte müssen über die *bibliographische Abteilung* des Bandes gesagt werden. Ein Verzeichnis der Veröffentlichungen über das deutsche Judentum in der Nachkriegszeit ist zweifellos eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Bearbeitung seiner Geschichte. Wer immer Gelegenheit hatte, solche Arbeit in diesen Jahren zu unternehmen, wird davon zu erzählen wissen, wie ungemein schwierig es ist, auch nur die einfachsten Lebensdaten über Menschen der letzten Generation zu erlangen. Es ist deswegen mit großer Dankbarkeit zu begrüßen, daß die *Wiener Library* in London für das Jahrbuch eine Bibliographie zusammengestellt hat, welche die Jahre 1945 bis 1955 umfaßt. Die Bibliographie ist sehr übersichtlich und durch die alphabetische Anordnung sehr brauchbar. Für uns in Jisrael aber hat sie den Nachteil, daß sie Quellen benützt, die hier zum großen Teil nicht erreichbar sind. Unser „Mitteilungsblatt“ ist die einzige jisraelische Quelle, die ausgewertet wird. Hebräische Quellen werden merkwürdig überhaupt nicht verzeichnet. Der Herausgeber hat diese Lücke gefühlt und hat eine *Bibliographie hebräischer und jiddischer Veröffentlichungen* hinzufügen lassen. Aber diese ist in keiner Weise eine Vervollständigung der Wiener-Bibliographie. Sie umfaßt nicht zehn Jahre, sondern fünf, und ist leider nicht nach denselben Prinzipien angelegt wie die erstere,

¹ „Nicht der Jude erscheint hier in der Rolle des Verteidigers, eher der Christ in einem moralischen Zwiespalt, dem größten, der ihn je betraf, für welchen er nicht allein verantwortlich war und dem er dennoch nicht entgehen konnte. Als der Jude die Nachbarschaft des Christen verließ, brauchte er nicht sein Haupt zu beugen“ (S. 66).

² Womit nicht gesagt ist, daß sie nicht ein wichtiger Beitrag zur Selbstdarstellung des Judentums wären! FR.

³ Diese von Franz Rosenzweig 1920 gegründete Begegnungsstätte, in welchem Vorläuferin der Evangelischen Akademien der zweiten Nachkriegszeit FR.

und vor allem, sie ist äußerst unvollständig; dies im einzelnen nachzuweisen, ist hier nicht der Ort.

Das Herzstück des Buches bildet das Kapitel „Jüdischer Gedanke und seine Neuorientierung“. Ein Aufsatz von *U. Wolfsberg* bringt unter dem Titel „*Volkstümliche Orthodoxie*“ sehr viel Material über die kleinen Landgemeinden Deutschlands, „das Aschenbrödel unserer Geschichte“. *Alexander Altmann*, „*Theologie im deutschen Judentum des 20. Jahrhunderts*“ ist vielleicht die erste zusammenfassende Darstellung dessen, was die letzte Generation in Deutschland auf dem bei uns so sehr vernachlässigten Gebiete der Theologie geleistet hat. Altmann zeigt das Überraschungsmoment im Auftreten H. Cohens in eine Zeit, wo die Wissenschaft des Judentums sich erschöpft hatte, und die jüdische Theologie, die in Geigers Generation gerade gelernt hatte, sich bei der Betrachtung des Judentums von philosophischen Prinzipien leiten zu lassen, nun wieder, bar jedes philosophischen Prinzips, vor einem Zusammenbruch stand. Bei Baek kreuzt sich dann der Einfluß Cohens mit dem der „verstehenden Psychologie“ Diltheys. Am Gegensatz zwischen K. Kohlers, des amerikanischen Reformers, „Grundriß einer systematischen Theologie des Judentums“ und dem gleichzeitigen „Wesen des Judentums“ von Baek zeigt Altmann, wie sehr sich das liberale deutsche Judentum von der Reform fortentwickelt hatte. Ein kurzer, aber gut zusammenfassender Abschnitt ist Buber und seiner „Klärung“ oder „Bekehrung“ gewidmet, wie sie in der Vorrede zu den acht Reden zum Ausdruck kommt. Es folgt ein Abschnitt über Rosenzweig und über Bubers und Rosenzweigs Bibelwerk, das den Mittelweg fand zwischen der „Scylla der Bibelkritik und der Charybdis des Fundamentalismus“. Es folgen Ausführungen über den Anteil der deutschen Orthodoxie an der Theologie, und endlich ein Abschnitt über die Leistungen der letzten Jahre in Deutschland (Wiener, Schoeps, Maybaum). Der Artikel schließt mit der Veröffentlichung einer wichtigen Urkunde: In den dreißiger Jahren berief Buber eine Sitzung ein, an welcher Altmann teilnahm, und welche den Plan zur Herausgabe eines Kollektivwerkes über jüdische Theologie beriet. Der Plan ist hier abgedruckt und ist von großem Interesse, da er die Probleme aufdeckt, welche die jüdischen Theologen Deutschlands in den Krisenjahren beschäftigten: das Verhältnis des Judentums zu dem Absolutheitsanspruch des Staates; Messianismus und Fortschrittsglaube; der religiöse Wert der Kultur, Kulturfreudigkeit und Skeptizismus; die Mission; Judentum und dialektische Theologie. Der zweite Teil des Werkes sollte behandeln: Lehre und Gesetz, Bibelwissenschaft und Botschaft der Bibel, Gebet, Sünder-Versöhnung und Tod. Der dritte Teil sollte dem Anteil des Judentums an den Gegenwartsfragen gewidmet sein. Das Werk ist begreiflicherweise nicht geschrieben worden, aber der in Aussicht genommene Inhalt zeigt die Höhe, welche die jüdische Theologie in Deutschland erklommen hatte. Man vergleiche dieses umfassende Programm mit der Ärmlichkeit des jüdischen Denkens in allen Ländern heute, um zu sehen, was wir verloren haben.

Altmanns Artikel wird aufs glücklichste ergänzt durch eine Arbeit von *Hans Liebeschütz*, welcher dieselbe Epoche behandelt, jedoch unter dem Gesichtspunkt des *deutschen Hintergrundes*: den Einfluß der deutschen idealistischen Philosophie auf Grätz, seine Verwandtschaft und sein Gegensatz gegenüber Ranke, seine Ablehnung des Begriffs des Volksgeistes, dessen romantischen Ursprung er fühlte; ferner den Einfluß der liberal-protestantischen Theologie auf Cohens Stellung in der Marburger Periode, und Cohens Rückzug

aus Deutschland, ja aus Europa, zur Zeit, wo die romantischen Strömungen wieder zu herrschen beginnen. Baek führt die Linie Cohens fort, aber seine Geschichtsauffassung ist schon geformt von Trölsch, Weber, Dilthey, daher zeigt sie größeres Verständnis für die Romantik, wenn auch die Antipathie bleibt. Die neue Stellung zur Romantik innerhalb des Judentums tritt im Zionismus zum Vorschein. Der Konflikt Cohen-Buber ist der Konflikt zweier Generationen. Bubers Geschichtsauffassung in jenen Tagen ist schon viel konkreter und hat auch Platz für jüdisches Versagen. Sehr interessant sind in der Abhandlung die Ausführungen über Cassirer. Liebeschütz zeigt, wie Cassirer in seinen Arbeiten über deutsches Denken allen Themen auswich, in denen die harten politischen und ökonomischen Realitäten sich meldeten. 1928 hielt Cassirer vor den Studenten eine Rede am Tage der Weimarer Verfassung, unter Berufung auf Leibniz und Kant. „Daß die Deduktion des Professors das Ja und Nein des deutschen Judentums zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes bedeutete, das fühlten die Gegner klarer als die Mehrheit der Freunde.“ Ein besonders schmerzvolles Kapitel in der Geschichte des deutschen-jüdischen Zusammenlebens ist das *Deutschtum der Juden in Böhmen*. *Felix Weltsch* hat es hier zum Gegenstand einer eindringenden Studie gemacht. Er schreibt von der Schule des Prager Piaristen-Klosters, welche de facto, ihren Schülern nach, eine jüdische Schule war: „Es schien jedem ganz natürliche und in keiner Weise aus der Regel fallend, daß hier katholische Lehrer tschechischer Herkunft jüdische Kinder unterrichteten, die deutsche Kultur zu schätzen.“ Am Beispiel Franz Kafkas zeigt Weltsch auf, wie die Tragödie der Symbiose zweier Kulturen hier zur Tragödie eines einzelnen Menschen wurde, welcher, seiner Vergangenheit entfremdet, vergebens die beinahe physische Wärme ethnischer und religiöser Zugehörigkeit suchte, die ihm erst in seinen letzten Lebenstagen zuteil wurde.

*

Der Leser, der diesen Band, für dessen Produktion wir Robert Weltsch nicht genug dankbar sein können, zu Ende liest, wird sich unwillkürlich fragen: Wo ist die Fortsetzung dieser großen synthetischen Arbeit des deutschen Judentums, dieses Versuchs, Judentum und Menschtum so miteinander zu verschmelzen, daß beide Komponenten zu ihrem gleichen Recht kommen? Auf diese Frage gibt es nur eine Antwort: in *Jisrael*. In Jisrael und, soweit ich sehe, hier allein, ist das Hauptthema dieses Buches von einer brennenden Aktualität. In unserer Erziehungsarbeit, in der Art, wie wir unser Gemeinschaftsleben gestalten, überall stoßen wir auf das Problem dieser Synthese, und die Polarität von Judentum und Europa, welche sich in diesem Buche spiegelt, ist bei uns zur Polarität geworden, die jede Stunde unseres Alltags durchdringt. Hier findet das heiße Bemühen der deutschen Juden der letzten fünf Generationen seine organische Fortsetzung. Das sollte den Leitern des LBI stets vor Augen stehen. Daß dieses Buch in englischer und nicht zugleich in hebräischer Sprache erscheint, ist bedauerlich. Es ist leider nicht zu hoffen, daß es in dieser Form in die Hände des Lesers in Israel kommt. Es ist dringend erforderlich, daß das LGI sofort mit einer energischen und umfassenden Arbeit im hebräischen Sprachbezirk beginnt. Unsere Kinder hier haben das Recht zu verlangen, daß ihnen in ihrer Sprache die Wege aufgezeigt werden, auf denen die deutschen Juden um jenes Problem rangen, welches das zentrale Lebensproblem der nächsten Generation in Jisrael sein wird.

15. Una Sancta mit den Juden?¹

Eine Berliner Tagung des Kath. Bildungswerkes mit der Ev. Akademie

Mit Erlaubnis der Schriftleitung der Herder-Korrespondenz bringen wir aus Heft 9 (Juni 1957, S. 405 f.) den daraus entnommenen folgenden Beitrag:

Die Tagung, die vom 5. bis 8. April 1957 über dieses Thema vom Katholischen Bildungswerk Berlin und der dortigen Evangelischen Akademie gemeinsam veranstaltet wurde, war vom Leiter der letzteren, Dr. Erich Müller-Gangloff, mit der treffenden Feststellung eingeführt worden, „daß sich im deutschen Protestantismus, der sich mit einer gewissen Vorliebe aus Antipositionen versteht, die sogenannten ‚katholisierenden‘ und die ‚judaisierenden‘ Tendenzen je gegenseitig ausschließen: wer sich um Israel bemüht, will wenig oder nichts mit der römischen Kirche zu schaffen haben. Und wer die alte Feindschaft mit Rom überwinden helfen möchte, hat meist mit Israel wenig im Sinn“. Dementgegen könne man „das Schisma in der Kirche Jesu Christi wahrscheinlich nicht einmal im Ansatz begreifen, wenn man die Spaltung von Juden- und Christenheit nicht als das Ur-Schisma des Gottesvolkes versteht“ (womit der neutestamentliche, nicht der spätere kirchenrechtlich verengte Begriff des „Schisma“ verwendet wird). „Und es kann umgekehrt kein Bemühen um Ökumene und um einen neuen und weiteren Begriff der Katholizität der Kirche geben, wenn es das Bemühen um Israel nicht einschließt und umfaßt.“

Die Hauptfrage

Es ist zu begrüßen, daß im Unterschied von sämtlichen bisherigen öffentlichen christlich-jüdischen Begegnungen der zweiten Nachkriegszeit endlich einmal wieder die Hauptfrage ausdrücklich erörtert wurde, die zwischen Christen und Juden steht: „Was dünkt euch um den Christus“, um jenen Jesus von Nazareth, welcher der Juden König und Herr zu sein beansprucht hat?

So stellte der Leiter des Katholischen Bildungswerkes, Pfarrer Karlfriedrich Förster, gleich an den Anfang der Tagung „Jesus Christus als Frage der Christen an die Juden“ aus den genau dahin zielenden Texten der Liturgie des Samstags vor dem Passionssonntag heraus, in denen der unüberhörbare Ernst dieser Frage genau so deutlich wird aus dem Evangelium (Joh 8, 12 bis 20) wie die unumstößliche Verheißung für das alte Bundesvolk aus der Propheten-Lesung (Is 49, 8—15).

Am zweiten Tag erläuterte der israelische Rabbiner Abir die Antwort des Judentums pharisäischer Observanz, indem er jenen Text aus dem Deuteronomium in den Mittelpunkt stellte (13, 1—5), wonach es Israel geboten ward, selbst den Wundertäter, dessen Weissagungen einträfen, wenn er die ungeteilte Liebe zu dem einzigen Gott schmalere, als „falschen Propheten“ hinzurichten; als solch einer, der sich selbst verkündigt, statt nur Gott zu bezeugen, sei Jesus von den zeitgenössischen Autoritäten aufgefaßt worden; es sei an der Christenheit, zu erweisen, ob sie durch ihren Propheten nun doch auf den Weg der vollkommenen Gottes- und Nächstenliebe geführt worden sei, so daß man noch immer wie Micha ben Jimla (1 Kön 22, 28) — und Gamaliel I. (Apg 5, 38 f.), ergänzt der Christ — auf den Fort- und Ausgang des noch kaum zwei Gottestage von tausend Jahren dauernden Vorgangs der Evangeliumsverkündigung warten müsse, um Gottes letztes Wort dazu wirklich vernahmen zu können.

Hier knüpfte am dritten Tage der Studienleiter der Akademie, Prof. Gerhard Koch, Greifswald, an, indem

er über „Jesus Christus als Frage der Juden an die Christen“ sprach und diesen vorwarf, durch ihre Art der Christusverehrung den Juden (nicht nur moralisch) ihren Messias Jesus zu verdecken, indem sie den Auferstandenen als „puren Gott“ mißdeuten, sein „Erscheinen“ mit dem Konstatierenlassen eines Faktums verwechseln und aus der geschichtlichen „Ereignung“ in dieser Welt zur gnostizistischen Religionsphilosophie von jener flüchten würden. — Katholischerseits wurde hierauf erwidert, daß man sich des Sinnes der Nagemale gerade auch am Leibe des Auferstandenen als Zeugnisse seiner ewigen Menschheit und Geschichtlichkeit durchaus bewußt sein könne (Bloy: „Leiden vergeht, niemals vergeht: Gelittenhaben!“), ohne darum an der Faktizität seiner Auferstehung deuteln oder sich die Befunde von Seinsvoraussetzungen göttlichen Handelns und „Ereignens“ verbieten zu lassen. Wo griechischer Gnostizismus und schließlich auch lutherische Weltverzweiflung aus der Geschichte flüchteten, hat gerade die Petruskirche am jüdischen „Engagiertsein“ in dieser Welt durch Gottes Gesetz unerschütterlich festgehalten. — Auch ein Abendgespräch über Abraham ergab gegenüber protestantischer einseitiger Betonung nur seines Gotterwähltseins katholisch-jüdisch gemeinsame Sicht seines eignen „Mitwirkens mit der Gnade“.

„Seine Völker“ (Apg 21, 3)

Neben der Frage nach dem Christus bildete die nach dem Gottes-Volk den zweiten Schwerpunkt der Tagung. Soweit es sich dabei um Israel im engeren Sinn handelt, wurden die beiden Pole herausgearbeitet, die seine Berufung zu Gottes Priestervolk mit sich bringt: „Das Ärgernis der Erwählung“ einerseits, das eine biblische Betrachtung von Dr. Karl Würzburger als verborgene Wurzel jedes Antisemitismus enthüllte. Als auch nach innen gewendetes Ärgernis an der scheinbar äußersten Gottverlassenheit kam es in der erschütternden „Warschauer Ghetto“-Dichtung von Zvi Kolitz zum Ausdruck. „Jossel Radkower spricht zu Gott“, welche von der Übersetzerin aus dem Jiddischen, Frau Anna Maria Jokl, vollständig vorgetragen wurde. (Auszugsweise ist sie unter dem Titel „Aus dem brennenden Ghetto“ in „Stimmen der Zeit“, Dezember 1956, veröffentlicht worden, irrtümlich allerdings als Originaldokument.) Andererseits wurde auch etwas vom Mysterium der „nie verlassenen Stadt“ (Is 62, 12) deutlich, als der Göttinger Alttestamentler Prof. Walter Zimmerli durchaus nüchtern und gerade so dennoch bewegend über den Zionismus und „Das neue Israel“ sprach, worin sich wieder — wie schon einmal vor zweieinhalbtausend Jahren — jüdische Heimkehrer aus dem Exil zu sammeln begonnen haben, ohne daß deshalb — heute wie damals — die Diasporasituation für die Mehrheit des Volkes aufhören würde, so daß die Frage, die es an uns stellt, durch den neuen Staat nicht gelöst, nur brennender geworden ist. Von den sukzessiven Aspekten dieser Frage beleuchtete einige wesentliche der Berliner Neutestamentler Prof. Günther Harder in seinem Vortrage: „Synagoge und Ekklesia — Trennung und Begegnung“. Treffend betonte er, daß die eigentliche Trennung — laut der Apostelgeschichte — noch nicht durch das innersynagogale Auferstehungszeugnis der Urapostel, sondern erst durch die gleichberechtigte Zulassung unbeschnittener Heidendriften zum erneuerten Gottesvolk der Kirche Christi, also durch das sogenannte Apostelkonzil, ausgelöst worden ist. Vom Barnabasbrief an habe dann auch das paulinisch apostolische Ringen der

¹ Wir erbitten besonders hierzu weitere Stellungnahmen und freuen uns, eine uns zugesagte jüdische Äußerung zu diesem Thema für den nächsten Rundbrief ankündigen zu können.

Kirche um die Synagoge dem überheblichen Vorgeben ihrer totalen Verworfenheit von vornherein Platz gemacht — um erst in unsern Tagen wieder aufgenommen zu werden.

Ohne zu bestreiten, daß solche Überheblichkeit sehr häufig an die Stelle der geziemenden heidenchristlichen Demut eines guten Paulusschülers wie Lukas (5, 39; 15, 31 gemäß Röm 11, 17 ff.) oder des brüderlich prophetischen Zorns der Apostel und Evangelisten jüdischer Herkunft getreten ist, zeigte Prof. Karl Thieme, Gernersheim (Universität Mainz), in seinem Vortrag über das Thema „Völker Gottes oder Gottes Volk?“, daß im geschriebenen und überlieferten Gotteswort daneben doch stets eine auch vom Barnabasbrief nicht dementierte, sondern ausdrücklich bestätigte Anerkennung der Unumstößlichkeit von Alt-Israels Erwählung, also letztlich Wiedervereinigung der Synagoge mit der Kirche vor dem Antlitz des zum Gericht erscheinenden Herrn ihrer beider vernommen wurde (wie es des Vortragenden einschlägiger Aufsatz in „Catholica“ XI, 1 näher ausführt). Unter entschiedener Verwerfung der bis vor kurzem noch so beliebten „Branch-Theorie“ (Petrus-, Paulus- und Johanneskirche oder dgl.) wurden hier das ursprüngliche, des verheißenen, wenn auch zunächst durch des Messias Jesu Ablehnung verscherzten Erbes gewisse Gottesvolk der Juden, das zwischenzeitlich allein rechtmäßige und sichtbare Gotteskönigtum durch den römischen vicarius Christi und die endzeitlich auch unter allen jetzt durch ignorantia invincibilis an dessen Anerkennung noch verhinderten Gottesvölkergruppen aus aller Welt (Is 19, 25!) in vier Thesen einander gegenübergestellt, die wohl als brauchbare Diskussionsgrundlage für eine katholische Standortbestimmung der wechselseitigen Positionen annehmbar sein mögen und so als Zeugnis des jetzigen status quaestionis zum Thema „Una Sancta mit den Juden?“ hier stehen sollen:

Vier Thesen zu der Frage: Völker Gottes oder „Gottes Volk“?

1. Das neutestamentliche Gotteswort (Verbum Dei scriptum et traditum) harmoniert mit dem alttestament-

lichen wie überall so auch darin, daß es die göttliche Erwählung Israels, d. h. der Juden, unter den Völkern für unumstößlich erklärt, so daß die erst später zu *einen* Herde unter dem *einen* göttlichen Hirten hinzuberufenen Heiden (Joh 10, 16) mit jenen zusammen ein „Volk aus Völkern“ zu bilden bestimmt sind, ohne in ein uniformiertes Einheitsvolk zu verschmelzen.

2. Damit ist die rein innergeschichtlich unaufhebbare, erst eschatologisch durch den wiederkehrenden Herrn zu überwindende Spannung nicht gezeugnet, die zwischen dem uneinschränkbar Anspruch der Petruskirche auf ausschließliche Legitimität und Wahrheit ihrer traditionsgemäßen Autorität und Lehre auf der einen Seite, jeder widersprechenden Verkündigung auf der anderen besteht, insofern diese Römische Kirche sich selbst als die allein rechtmäßige Form der sichtbaren Repräsentation des Gotteskönigtums auf Erden in der Zeit zwischen Christi Himmelfahrt und Parusie verstehen muß.

3. Unabhängig davon bleibt Gottes Geist frei, (a) auch durch den Protest oder Widerstand zu wirken, den jedes Erliegen der auf ihrer respektiven Legitimität bestehenden und das menschliche Wirken betonenden Gemeinschaften — Juden und Katholiken — gegenüber der ihnen eigentümlichen Versuchung zu falscher Sicherheit und Eigenmächtigkeit herausfordert, und (b) auch unter den Nichtangehörigen jener Gemeinschaften, „zerstreute Kinder“ zu sammeln, die beim jüngsten Gericht als Angehörige Seines Volkes offenbar werden.

4. „Una-Sancta“-Arbeit in Gehorsam gegen die ganze göttliche Offenbarung setzt voraus, daß wir jeden dieser drei Aspekte in seiner Art ernstnehmen — unabhängig davon, wie weit wir den aus ihnen gezogenen Konsequenzen noch widersprechen müssen, daß wir einander also — ganz ohne Preisgabe unserer eignen Sicht — als die potentiellen Bürger jenes ewigen Jerusalem gelten lassen, von denen gesagt ist: Sie werden Seine Völker sein, und Er selbst wird „Gott mit ihnen“ sein (Apk 21, 3; vgl. Ez 37, 27; Lev 26,12; Is 7, 14; 8, 8. 10; 19, 24 f.).

16. Echo und Aussprache

a) Echo

Aus einem Schreiben des H. H. Kardinals von München, Dr. Josef Wendel, das uns vom 27. 11. 1956 durch den H. H. Sekretär übermittelt wurde, bringen wir mit freundlichem Einverständnis S. Eminenz den folgenden Inhalt:

„...Für die so aufmerksame Übersendung des Heftes Nr. 33/36 Ihres Freiburger Rundbriefes läßt der Hochwürdigste Herr Kardinal herzlich danken. Mit großem Interesse hat Eminenz Einblick genommen. Ein Exemplar wurde an das Seelsorgeamt weitergeleitet, dem Referenten für ökumenische Fragen wird dieses Heft besonders empfohlen werden...“

Aus einem Schreiben des Hochwürdigsten Herrn Kapitelsvikar Dr. Ferdinand Piontek dürfen wir den folgenden Abschnitt entnehmen:

„...Die Umstellung der Deutschen in der jüdischen Frage wird sich nur sehr langsam vollziehen, und man erlebt gerade in dieser Hinsicht immer wieder schmerzliche Überraschungen und Enttäuschungen. Was sich durch Jahrhunderte ins Volk eingefressen hat, wird nur langsam überwunden...“

Mit freundlichem Einverständnis der Betreffenden bringen wir aus der Fülle der uns zugegangenen Schreiben auf den letzten Rundbrief folgende Abschnitte:

Rabbiner Dr. M. Eschelbacher schreibt aus London vom 5. 3. 1957:

„...Haben Sie abermals vielen Dank für die freundliche Übersendung des Freiburger Rundbriefes Nr. 33/36. Er ist wiederum so reich und mannigfaltig, daß ich mich auf wenige Punkte beschränken muß. Er bringt uns in Verbindung mit dem kleinen Kreis, der in unserer auseinandergerungenen Welt „ökumenisch“ denkt, und gibt uns die tröstliche Gewißheit, daß es in ihr doch Gruppen gibt, wie die Ihre, die den Appell an die Christenheit erläßt, und wie die Marienschwesternschaft in Darmstadt und die Evangelische Gemeinde in Wuppertal.

Nach Inhalt und Umfang scheint mir der wichtigste Beitrag der Vortrag von Otto Küster über die Hoffnung zu sein. Er ist ganz persönlich. Eine fesselnde Erscheinung ist der Mann, der mit innerer Freiheit „von dem Gehäuse des eigenen evangelischen Glaubensstandes Abstand nehmen“ konnte und dabei einen anderen, den jüdischen entdeckte. Wäre der Vortrag anonym erschienen, so würde man doch erkennen, daß er von Küster stammt. „Das Existenzminimum am Hoffnungsgehalt“ erinnert an „das Minimum von Menschlichkeit“, das er in seinem Plädoyer im IG-Farbenprozeß forderte, und sein schlagendes Wort von der „menschenbildenden Angst“ entstammt dem gleichen großen Auftrag, der ihm

geworden. Diese und andere Wendungen zeigen, daß sein Plädoyer aus einer großen Auseinandersetzung mit Gott und Mensch hervorgegangen ist, und daß seine innere Schau in seiner Berufsarbeit und dem Dienst, den er in ihr dem Leben selber leistet, einen ihrer Ursprünge hat. Seine christliche Gedankenwelt ist mir zu einem guten Teil fremd, und Thomas von Aquin wie Péguy sind für mich wenig mehr als Namen. Um so stärker fühle ich, wie sehr wir im letzten Grunde einig sind, und wie wir das, was er sagt, als Juden auf unsere eigene Weise aussprechen können. Er beruft sich auf die Mystiker und ihre Lehre, die Wurzel von Luthers Wort von der ‚resignatio ad infernum‘. Ich habe das zum ersten Male hier gelesen, aber als Hiobs Ausruf: ‚Siehe, Er mag mich töten, auf Ihn hoffe ich‘, ist mir das Wort von Jugend auf vertraut ...“

Dr. Saul B. Robinsohn, Gymnasialdirektor in Haifa, schreibt vom 23. 2. 1957:

„... Mit der Übersendung des Rundbriefes vom Oktober 1956 haben Sie mir eine große Freude gemacht. Ich habe alles mit Interesse, manches mit Ergriffenheit, gelesen. Das Heft hat die Runde unter vielen meiner Kollegen gemacht und wirkungsvoll seinem Zwecke gedient ...“

Die Witwe von Franz Rosenzweig, Frau Dr. Edith Scheumann, schreibt aus Haifa vom 24. 12. 1956:

„Haben Sie vielen herzlichen Dank für die überraschende Zusendung des großen Rundbriefes, groß, nicht nur was den Umfang anbelangt. Ich lese alles mit größtem Interesse, zum Teil mit tiefer Bewegung und lasse das Heft bei Bekannten herumgehen, um den Kreis derer, die wissen sollen, daß es auch dieses „andere Deutschland“ gibt, zu vergrößern. Am bedeutsamsten scheint mir wohl die Einbeziehung des Judentums in ein ökumenisches Gespräch, und persönlich freue ich mich, mit welcher Selbstverständlichkeit mein verstorbener Mann, Franz Rosenzweig, zitiert wird.“

Aus Haifa schreibt uns eine Leserin vom 23. 12. 1956:

„... Ich möchte Ihnen sehr herzlich für die Zusendung des Freiburger Rundbriefes danken. Sie können sich kaum vorstellen, was diese Form der „Wiedergutmachung“ für mich bedeutet. — Immer wieder habe ich mich in den schrecklichen Zeiten des Hitler-Regimes gefragt, wie es gekommen ist, daß ich, die ich so lange unter dem deutschen Volk gelebt habe, es so wenig gekannt habe. Obwohl ich schon als 14jähriges Mädchen Zionistin wurde, war ich mir immer bewußt, daß mein Denken, Fühlen, Wissen, mein ganzes Sein, sehr stark im deutschen Volk, der deutschen Landschaft und vor allem der deutschen Sprache verankert war. Mein Leben hatte zwei Brennpunkte: Israel und Deutschland. Ich wuchs auf in München, einer herrlichen Stadt, in einer sehr guten Schule. Die Familie saß dort über 160 Jahre — fünf Generationen lagen auf dem jüdischen Friedhof. Ich war geboren im Jahre 1900 in der Zeit des Liberalismus. Das Leben war leicht und schön, die Synthese zwischen jüdischer und deutscher Kultur schien geflickt. Ich stamme aus einem sehr bewußt jüdischen religiösen Hause und habe mich nie meines Judentums wegen geschämt — das Joch war für mich deshalb 1933 nicht so furchtbar wie für die Juden, die sich völlig als Deutsche gefühlt haben, und ich wußte sofort im April 1933, daß es nur einen Weg für mich gibt — nach Israel; aber geschmerzt hat es mich doch, denn ich habe das deutsche Volk auch geliebt. Ich habe in ihm das geliebt, was jetzt aus Ihrem Freiburger Rundbrief wieder zu mir spricht: Die Rechtlichkeit, die Geradheit, die Schlichtheit des deutschen Menschen, die Sprache von Goethe, die deutsche Musik. — Das Höchste war mir immer die Badische Matthäus-Passion — die innige Frömmigkeit — und dieser Geist strömt nun wieder aus Ihrer Broschüre zu mir. — Ich habe mich doch nicht so geirrt. Es gibt ihn doch noch, den deutschen Menschen, den ich geliebt habe. Und dafür danke ich Ihnen! Natürlich interessiert mich auch der Inhalt der Artikel, aber vielmehr noch der Geist, in dem sie geschrieben sind. Christus war für mich immer ein Prophet, der dasselbe lehrte wie die anderen Propheten.“

16b) „Sein Blut über uns und unsere Kinder!“ Dringlichkeit einer Revision

Von Dr. Joseph Weill, vormals Professor an der Universität Strasbourg, erhalten wir den nachfolgenden Gesprächsbeitrag, dessen Anliegen viele unserer Leser überraschen wird, weil eine scheinbar längst beantwortete Frage darin als überprüfungsbedürftig erklärt wird, die nach dem Sinn des Ausrufs, mit dem „das ganze Volk“ von Jerusalem, soweit es auf dem Prätoriumsvorplatz versammelt war, nach Matth 27, 25 die Handwaschung des Pilatus beantwortet hat, durch die er die Schuld an Jesu Verurteilung von sich abschieben wollte. Wir geben zunächst Herrn Prof. Weill das Wort und lassen dann eine vorläufige redaktionelle Antwort folgen.

Eine ehrliche Annäherung des christlichen und des jüdischen Standortes würde für die Geistesgeschichte der abendländischen Zivilisation, und wahrscheinlich für die Zivilisation überhaupt, einen mächtigen Antrieb, eine überaus fruchtbare Besinnung, eine wirklichkeitsnahe messianische Hoffnung bedeuten. So erfreulich und tödlich die in dieser Richtung, besonders in Deutschland, unternommenen mutigen Versuche erscheinen, vermögen sie nur dann zu einem bleibenden Erfolg zu führen, nur dann die notwendigen tiefeschürfenden, leidenschaftslosen Änderungen der Begegnung und des Dialoges zur Folge zu haben, wenn die schwere Hypothek der in ihrer überlieferten Form sicher tendenziösen Anklage auf „Gottesmord“ ein für alle Mal gelöscht wird.

Seit zwei Jahrtausenden lastet sie auf jedem jüdischen Menschen und auf jeder jüdischen Generation bis auf den heutigen Tag als ein untragbares, unentrinnbares, unbarmherziges und unmenschliches Schicksal. Ströme unschuldig vergossenen Blutes, ununterbrochene Ketten grausamster Verfolgungen; nie verstummende Feldzüge niedrigster Verleumdung und wilden Hasses (allzu oft geschürt von den Trägern und Herolden derjenigen Religionen, die göttliche Liebe und göttliche Gnade allen Menschen der weiten Erde teilhaftig werden zu lassen sich zur ersten, verantwortungsvollen Aufgabe gemacht), Schändungen und Entehrungen, systematische, beschämende Demütigungen und hoffnungslose Entmenschung füllen zum Bersten die Akten dieses nie endenden Prozesses. Es könnte unserer Zeit nach diesen dunklen, schmerzreichen Jahren vergönnt sein, ihn zu einem gerechten Ende zu führen.

Niemand ist zu unwichtig, zu unerfahren, zu unwissend, zu klein, um nicht zu der Erreichung dieses hohen Zieles mit ganzer Kraft mitzuhelfen. Es bedarf dazu dieser Liebe zum Nächsten, deren göttliches Gebot die religiösen Beziehungen unter allen Menschen, ohne Ansehen, ohne Unterschied des Glaubens, der Herkunft, des Bekenntnisses, der Farbe, belebt und erwärmt. Aus dieser Liebe zum Mitmenschen, dieser messianischen Hoffnung auf eine Verbrüderung der menschlichen Gesellschaft, hat das verfemte, verfolgte, verachtete jüdische Volk die Kraft zu einer Geduld des Abwartens geschöpft, die in der Geschichte seinesgleichen sucht. So ist letzten Endes der Antisemitismus auf der geistigen Ebene keine Angelegenheit des jüdischen Volkes, sondern der Umwelt und nicht zuletzt der christlichen Umwelt.

Die Anklage des jüdischen Volkes auf Gottesmord ist in folgenden Sätzen des Evangeliums formuliert: „Und das ganze Volk antwortete: Sein Blut falle auf uns und auf unsere Kinder zurück“ (Matth 27, 24–25). Man kennt wohl kein anderes Beispiel einer selbst bis zur Weißglut des zürnenden Hasses getriebenen Volksmasse, die freiwillig die ausschließliche Verantwortung einer Hinrichtung auf sich nähme, anstatt, sogar ungerechterweise, das Opfer damit zu belasten. Und dieses Volk scheut anscheinend nicht einmal das Schicksal der Kinder mit dieser Tötung zu verflechten. Vollauf da es sich um eine jüdische Menschenmasse handelt, für die Blut das Symbol der von Gott eingefloßten Seele bedeutet, so daß sogar Blut von Tieren niemals genossen noch gebraucht werden darf, „auf die Erde sollst du es vergießen wie Wasser“, (Lev 19, 13), und die von der Furcht etwa unschuldig vergossenen Blutes geradezu und immerfort gequält erscheint.

Eine Untersuchung sämtlicher in der Bibel (AT) vorkommenden Stellen, an denen diese Wendung gebraucht wird:

„Sein Blut auf mich, auf Dich, auf uns, oder sein Blut auf dein, sein, unser, euer Haupt“, erweist, daß es sich um eine feierliche, sakramentale Formel handelt, die den Menschen der Bibel geläufig ist.

Die Absicht dieser kurzen Notiz ist, ihre Bedeutung und ihre Gebrauchsbedingung zu untersuchen.

1. In dem bedeutungsvollen Kapitel Ezechiels, in dem der Prophet mit markanten Worten die individuelle Verantwortung jedes Menschen festsetzt, findet sich eine ausdrückliche Definition der uns interessierenden Wendung:

Aber wenn (der Gerechte) einen Sohn zeugt, gewalttätig und mordend ... 13 ... und übet aus all diese Greuel, des Todes muß er sterben. *Sein Blut wird an ihm hängen* ... (denn) 20: die Seele, die sündigt, sie wird des Todes sein; der Sohn wird keine Last tragen durch die Schuld des Vaters; noch der Vater eine Last durch die Schuld des Sohnes; die Gerechtigkeit der Gerechten wird auf ihm selbst ruhen; und auf ihm selbst ruhe der Frevel des Bösen (Ez 18, 10—20).

2. Ein zweites Beispiel, aus demselben Buche, beleuchtet die Bedeutung unserer Formel: In dem Gleichniswort vom Späher, bestellt zur Sicherheit seiner Auftraggeber, liest man: „Und wenn er (der Späher) das Schwert erspäht, wie es in das Land eindringt, und in das Horn bläst und verwarnet das Volk — und der hören soll, hört wohl die Stimme des Hornes und kehrt sich doch nicht daran; und da kommt das Schwert und rafft ihn hinweg: *sein Blut hänge auf seinem Haupte* — Die Stimme des Hornes hörte er und kehrte sich nicht daran: *sein Blut hänge an ihm*; aber hätte er sich verwarnen lassen, so hätte er seine Seele gerettet. Und der Späher, der erblickt das Schwert, wie es eindringt, und er bläst nicht in das Horn, so daß das Volk nicht gewarnt wird, und das Schwert drang ein und raffte von ihnen eine Seele; diese wurde durch ihre eigene Schuld genommen; aber das Blut werde ich aus der Hand des Spähers heimfordern.“ Und nun, Sohn Adams, zum Späher habe ich dich bestellt für das Haus Israels (Ez 33, 3—8).

Jedes Individuum trägt ausschließlich und vollständig die Verantwortung für sein Tun und Lassen und alle dessen Folgen. Auch die „passive Haltung“ wird zu einer Unterlassungssünde, wenn dadurch ein leibliches oder geistiges Leben verloren geht.

Eine methaphysische Resonanz klingt in dieser Formel mit. Sie gibt der Verantwortung vergossenen Blutes nicht nur menschliche, sondern auch religiöse Folgen.

Die Formel wird angewandt um öffentlich die Unschuld darzulegen; um bei einer Hinrichtung die Mitschuld feierlich auszuschließen oder im Gegenteil, mit Hilfe dieser Formel, im Augenblick eines Eides die Schuld eventuell durch Mittun vergossenen Blutes vor Augen zu halten, oder auch die Schuld eines zum Tode Verurteilten im Augenblick seiner Hinrichtung klar und öffentlich darzulegen. Wer an seinem Tode — seinem eigenen oder dem eines Mitmenschen — schuldig ist, auf dem bleibt das vergossene Blut hängen, er ist dafür vor Gott und den Menschen verantwortlich.

In den folgenden Stellen läßt sich die Bedeutung dieser Formel im sozialen Leben klar herausarbeiten.

3. Die zwei von Josue ausgeschieden Kundschafter finden bei Dame Rahab Unterschlupf, als der König von Jericho ihre Auslieferung verlangt. Die gewiegte Wirtin führt die Grenzpolizei in die Irre und läßt ihre zwei Schützlinge an einem Seile auf die andere Seite des Walles nieder. Als Entgelt verlangt sie für sich und ihre Familie die Erhaltung des Lebens und Schutz vor der künftigen Besetzungsmacht. „Da sprachen zu ihr die Männer: Wir betrachten uns von dem Dir geleisteten Schwur, den wir Dir geschworen, ledig, unter folgenden Bedingungen: Wahrlich, wir werden in das Land kommen. Dieses scharlachrote Seil binde an das Fenster durch das Du uns herunterließest. Und Deinen Vater und Deine Mutter und Deine Brüder und Dein ganzes Vaterhaus, vereinige sie mit Dir im Innern des Hauses. Und dies wird sein: Jeglicher, der aus der Türe Deines Hauses sich hinaus-

begeben wird: *Sein Blut hänge auf seinem Haupte*, während wir unschuldig sein werden; aber für jedweden, der bei Dir im Hause bleiben wird, *sein Blut hänge auf unserem Haupte*, wenn eine Hand sich auf ihn legen wird“ (Jos 2, 17—19).

In präziser Form werden hier die Bedingungen eines moralischen Kontraktes auseinandergelegt und die gegenseitige Verantwortung scharf abgesteckt.

Der zweite Absatz — der die Verantwortung der Kundschafter im Falle einer Verletzung des mit Dame Rahab abgeschlossenen Paktes von seiten der Besetzungstruppen genau festsetzt — ist der einzige Passus, der wortwörtlich demjenigen gleicht, der im Evangelium nach Matthäus der Volksmasse in den Mund gelegt wird; nur wird dort noch der Beisatz: ... „und unseren Kindern“ beigefügt.

In unserer Stelle kann keine Mißdeutung entstehen: Wenn Ihr die Bedingungen unseres gemeinsamen Abkommens befolgt, sagen die Kundschafter, und Ihr bleibt im Innern des Hauses, dann tragen wir die alleinige Verantwortung für jedes Haar das Euch gekrümmt wird. Solange Ihr im Innern bleibt, hängt die Verantwortung für Euer Blut ganz auf uns. In der Tat werden Rahab und ihre Familie als einzige der Einnahme Jerichos entrinnen.

4. Der königlichen Gunst sicher, meldet sich ein Bote aus Sauls Feldlager in zerrissenem Gewande, das Haupt mit Asche bedeckt, bei David.

3 Da sprach zu ihm David: „Woher kommst Du?“

Da antwortete er: „Aus dem Lager Israels bin ich entronnen.“

4 Da erwiderte ihm David: „Wie ging die Sache vor sich, Erzähle doch schnell!“

Da berichtete er, daß das Volk vom Kampfe geflohen war, Daß viele vom Volk gefallen waren und getötet, und daß auch Saul und Jonathan, sein Sohn, tot waren.

5. Da sprach David zu dem jungen Soldaten, der ihm berichtete: „Woher weißt Du, daß Saul tot ist sowie Jonathan, sein Sohn?“

6 Da erwiderte der berichtende junge Soldat:

„Durch Zufall kam ich auf den Berg Gilboah

Und da erblickte ich Saul auf seine Lanze sich stützend

Und schon bedrohten ihn scharfe Kampfwagen und reitendes Volk.

7 Da wandte er sich zurück, erblickte mich und rief nach mir, Und ich erwiderte: Hier bin ich. —

9 Und er sprach zu mir: Wer bist Du? —

Und ich erwiderte: Ein Amalekiter bin ich. —

9 Da sagte er zu mir: Spring auf mich zu und töte mich. Todeskrampf hat mich erfaßt, Wenn schon meine Seele noch ganz in mir ist. —

10 Da sprang ich auf ihn zu, und ich tötete ihn, Denn ich wußte wohl, er würde seinen Fall nicht überleben. Und ich nahm das Diadem auf seinem Haupte Und den Ring um seinen Arm, Und ich brachte sie meinem Herrn hierher.“

11 Da erfaßte David seine Gewänder und zerriß sie Und alle Männer um ihn folgten ihm.

13 Dann sprach David zu dem jungen Soldaten, der ihm Bericht erstattete: „Woher bist Du?“

Und er antwortete: „Ich bin der Sohn eines Beisassen, Ein Amalekiter bin ich.“

14 Da sprach zu ihm David: „Wie konntest Du nicht fürchten Deine Hand auszustrecken, Um zu verderben den Gesalbten Gottes.“

15 Und David rief einen seiner Knappen und befahl:

„Nähere Dich und triff ihn tödlich.“

Und er schlug ihn, und er starb.

16 Und David sprach zu ihm: „*Dein Blut hänge auf Deinem Haupte!* Denn Dein Mund hat gegen Dich gezeugt, als er

sagte: Ich habe den Gesalbten Gottes getötet“ (2 Samuel 1, 3—16).

Nach dem öffentlichen Beginn der Hoftrauer — die königlichen Insignien beglaubigen offiziell die Nachricht vom Tode Sauls — spricht David als Kriegsherr das Urteil über den Königsmörder: Er befragt ihn nochmals über seine Identität, um ihn wegen Mordes an der Person des Königs zum Tode zu verurteilen. Das Urteil, sogleich vollstreckt, wird durch die sakramentale Formel bekräftigt: Du hast durch Deine eigene Aussage Dein Leben verwirkt, Du bist schuldig, allein und ausschließlich schuldig, auf Deinem Haupt hängt das verflossene Blut.

5. Der König Salomo sendet einen seiner Offiziere gegen Joab, der für Adonijahü gegen Salomo Partei ergriffen hatte.

29 und es wurde dem König Salomon hinterbracht, daß Joab in das Zelt Gottes sich geflüchtet hatte, und er befand sich neben dem Altar, und Salomon hatte Banajahu, Sohn des Jehoadad, mit dem Auftrage entsandt: „Töte ihn!“

30 Und Benajahu trat in das Zelt Gottes und er sprach zu ihm: „Befehl des Königs: Tritt heraus!“ Und er erwiderte: „Mit Nichten! Hier will ich sterben.“ Und Benajahu sandte eine Botschaft zurück zum König, die besagte: Dies sprach Joab, und dies gab ich zur Antwort. —

31 Da erwiderte ihm der König: „Tu, wie er sprach. Töte und bestatte ihn!“ Und so wirst Du von mir und von dem Hause meines Vaters hinwegnehmen das unschuldige Blut, das Joab vergossen.

32 Und Gott wird *sein Blut auf sein eigenes Haupt zurückbringen*. Dafür, daß zwei Männer, gerechter und besser denn er, er getroffen und mit dem Schwerte getötet ohne Wissen meines Vaters David.

33 *Und ihr Blut wird zurückkehren auf dem Haupte Joabs, und dem Haupte seiner Nachkommenschaft auf ewig.* David aber, und seiner Nachkommenschaft und seinem Throne wird Friede gewährt sein, auf ewig von Gottes wegen“ (1 Kön 2, 29—33).

6. 36 Und der König sandte zu Schemoi mit einer Botschaft und bedeutete ihm: „Bau Dir ein Haus in Jerusalem und verbleibe dort. Ziehe von dort nach nirgends.“

37 Denn am Tage, da Du daraus austrittest und den Fluß Kidron überquerst, wisse genau: Des Todes wirst Du sterben! *Dein Blut hänge auf Deinem Haupte*“ (Ibid. 36 bis 37).

In beiden Fällen ist es die vor Gott erklärte Verantwortung für unschuldig vergossenes Blut, die den gewaltsamen Tod der beiden Generale nach sich zieht. Das Urteil über Joab unter Anwendung der Formel wird ausdrücklich mit dem Willen Gottes in Zusammenhang gebracht und so seine sakramentale Bedeutung unterstrichen.

Wenn im Augenblick der Hinrichtung Jesu das Volk diesen Ausspruch getan hat und im Hinblick des Todes die sakramentale Formel angewandt hat, so konnte sie laut den untersuchten parallelen Stellen nur die eine, nicht mißzuverstehende, eindeutige Bewegung ausdrücken:

Tötet ihn nicht, denn wenn ihr ihn tötet, dann wird sein Blut auf unserem Haupte und dem Haupte unserer Kinder hängen. Wir wollen diese Verantwortung nicht übernehmen. Es ist also ein Protest *gegen* die Hinrichtung, dem das Volk Ausdruck gibt, und nicht etwa blutrünstigen Instinkten.

Die hier analysierten Texte bestätigen, scheint uns, den sakramentalen Charakter dieser Formel. Begründet auf der Identifizierung des Blutes mit der Seele, deren Symbol es

ist (Lev 17, 14) beruht sie auf der Auffassung, daß jedes Blut, d.h. jedes Leben Gott gehört. Der Mensch verwaltet sein Blut und das des Nächsten wie ein heiliges Pfand. Er ist Gott darüber Rechenschaft schuldig. Vergossenes Blut bleibt auf seinem Haupte hängen, bis das seine darüber sich verantwortet hat.

Tief im religiösen Bewußtsein wurzelnd, wird diese Formel angewandt, um vor Gott und den Menschen die eigene Unschuld am Blutvergießen klar darzulegen, und im Gegenteil die verwirkte Schuld des Todesschuldigen ohne jeglichen Zweifel zu lassen, ob nun Gott oder die Menschen das Urteil vollstrecken.

So kann diese Formel, dem jüdischen Volke in den Mund gelegt, in der Stunde der Hinrichtung Jesu nur einen Protestschrei gegen die Vollstreckung des Todesurteiles bedeuten. Sie kann nur die Bedeutung einer kategorischen Weigerung erlangen, irgendwelche Verantwortung an dieser Hinrichtung zu übernehmen. „Man töte ihn nicht“ — ruft das Volk — „sonst würde sein Blut auf uns und unseren Kindern hängen.“

Der infolge des Matthäus-Verses dem jüdischen Volk gemachte Prozeß wegen „Gottesmord“ erweist sich so als einer der verhängnisvollsten Justizirrtümer aller Zeiten.

Docteur Joseph WEILL

Dringlichkeit einer Revision? Dringlichkeit einer Nachprüfung!

Zunächst ist ein für Prof. Weills Anliegen nebensächliches Mißverständnis zu beseitigen, das sich gegen Ende seines von uns nur mit unwesentlichen stilistischen Korrekturen gebrachten Textes findet: Der spezielle Vorwurf des ‚Gottesmordes‘ ist nicht nur nicht neutestamentlich, sondern — laut 1 Kor 2, 8 — ausdrücklich schriftwidrig, erst von Kaiser Konstantins Hofbischof Eusebius aufgebracht, noch von Augustin nachdrücklich abgelehnt, leider trotzdem später weit verbreitet worden, heute von allen ernsthaften Theologen aufgegeben und braucht nicht mehr zur Diskussion zu stehn.

Wohl aber steht die Frage — nach wie vor — zur Diskussion, ob z. B. die Echter-Bibel eine zutreffende Schriftauslegung bietet, wenn es dort zu Matthäus 27, 25 heißt:

„Die Verantwortung, die Pilatus für seine Person abzulehnen sucht, nimmt das Volk willig auf sich und seine Kinder. Und diese Blutschuld lastet auf ihm nicht nur bis zur Zerstörung Jerusalems, sondern bis zu dem Tage, an dem es endlich zum Glauben an seinen Messias finden wird. Röm 11, 25—32.“ (K. Staab, Das Ev. nach Matthäus, Würzburg 1951, S. 154).

Auch da, wo im Sinne der ausdrücklichen Gottesoffenbarung über die Heimsuchung von Schuld nur bis ins dritte und vierte Glied (Ex 34, 7) und der Parallelstelle Matthäus 23, 35 f. die Schuld des ‚ganzen Volkes‘ von Jerusalem (vgl. Apg 13, 27!) mit dem Schicksal der Kinder und Kindeskin der Rufer vom Karfreitag bei der Zerstörung Jerusalems 40 Jahre später gesühnt erachtet wird, pflegt deren Ausruf als Übernahme der eignen Verantwortung für Jesu Tod verstanden zu werden; nur wird dann — antisemitischer Mißdeutung entgegen — etwa zugefügt (wie in der revidierten Ausgabe des Allioli-NT, Freiburg 1949, S. 14):

„...keiner tut anders, der den nationalen oder sozialen Messianismus wählt — und eben dadurch zwangsläufig den Heiland in seinen Gliedern immer wieder ans Kreuz bringt (vgl. Apg 9, 4; Hebr 6, 6!)“.

Im Sinne dieser traditionellen Interpretation der Stelle bemerkt nun auch Blinzler (Der Prozeß Jesu, Stuttgart 1951, S. 90, Anm. 26):

„Die Worte: ‚sein Blut komme über uns und unsere Kinder‘ entsprechen einer jüdischen Wendung (2 Sam 1, 16; 3, 29; 14, 9; Jerem 28, 35; Apg 18, 6) und besagen: Die Verantwortlichkeit und Schuld treffe uns und unsere Kinder; s. Billerbeck I 1033. H. M. Cohn, ‚Sein Blut komme über uns‘,

Jahrb. f. jüd. Gesch. u. Lit. 6 (1903), 82—90 faßt die Worte als eine Äußerung *zugunsten* Jesu auf; sein Tod werde nicht gewünscht, sondern solle im Gegenteil verhindert werden. Aber diese Deutung scheitert an den Parallelen und am Zusammenhang. Es ist höchstens denkbar, daß die Rufer (oder ein Teil von ihnen) von der Gerechtigkeit ihrer Sache ehrlich überzeugt waren und mit einer ‚Schuld‘ ihrerseits überhaupt nicht rechneten; dann war der Ausruf nicht eine frivole Selbstverwünschung, wie er gewöhnlich aufgefaßt wird. . . .“
Schlägt man nun an der hier angegebenen Stelle, d. h. S. 1033 in Band I von Strack/Billerbecks ‚Kommentar zum NT aus Talmud und Midrasch‘ nach, so fällt immerhin im Sinne Weills und Cohns auf, daß etwa dem zum Tode verurteilten Gotteslästerer gesagt wird: „Dein Blut ist auf *deinem* Haupt“, so daß man im Munde der Jerusalemiten, wenn sie Jesus für schuldig erklären wollten, erwarten würde. „Sein

Blut ist auf *seinem* Haupt“, d. h. er ist selbst dafür verantwortlich, daß er nun sterben muß. — Ob trotzdem notwendig verstanden werden muß: „Wenn er wirklich, wie Pilatus meint, unschuldig sein sollte, so wollen wir und unsre Kinder die Verantwortung für das vergossne Blut tragen“, das sollten wohl die Sachverständigen noch einmal nachprüfen, nachdem ernste Zweifel dazu geäußert wurden.
Unabhängig von dieser Nachprüfung aber ist eines über jeden Zweifel gewiß: Daß Jesus vor allem andern „für das Volk“ gestorben ist, dem er entstammte, und so wie Johannes dies (11, 49 ff.) durch Kaiphas unfreiwillig bezeugt sein läßt, ebenso Matthäus durch das Volk selbst bezeugt hören lassen will, was wir am Christkönigsfest mit dem Weihegebet Pius XI. zu entlehnen pflegen: „daß das Blut, das einst auf sie herabgerufen ward, jetzt auch auf sie als Bad der Erlösung und des Lebens niederströme.“

17. Rundschau

17/1) „Er ist anders — er ist wie Du“

Aus einem Vortrag von Walter Dirks, gehalten im Westdeutschen Rundfunk, März 1957.

Das, was zwischen den nichtjüdischen Deutschen und den Juden passiert ist, gestattet mir nicht, aus diesem Anderssein die sonst so oft erlaubte Folgerung zu ziehen, daß ich mich gleichgültig von ihm abwende. Wenn mir dergleichen mit einem biologischen oder geistigen Typus begegnet, mit dem ich geschichtlich nichts zu tun habe, kann ich achselzuckend von dannen gehen. Es muß oder mag genügen, daß ich keine negativen Folgerungen aus dem Anderssein ziehe, daß ich weder äußerlich noch innerlich aggressiv werde. Dem jüdischen Anderssein gegenüber aber muß ich standhalten, indem ich sage: „Er ist wie Du. Ich liebe diesen Nächsten.“ Für die Christen und für die gläubigen Juden gilt alles dies in gleicher Weise, aber es kommt etwas Neues hinzu, das ihrem Verhältnis ein ganz anderes Gesicht gibt. Allerdings gewinnt zunächst auch das Anderssein eine neue Dringlichkeit. Der theologische Antisemitismus, der viel tiefer sitzt, als wir es wahrhaben wollen, der als alte Wurzel des modernen Antisemitismus höchst verhängnisvoll gelebt und oft gewuchert hat, der offenbar auch heute noch nicht ganz aus unseren Religionsstunden geschwunden ist, dieser theologisch begründete Antisemitismus zieht mit seiner Formel von den „Gottesmördern“ aus dem Bericht der Evangelisten falsche Folgerungen und macht sich schwer schuldig, wenn er aus dem Wort der jüdischen Menge „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder“ die Verfolgungen und das Unglück der Juden rechtfertigt. Aber wir kämen nicht weiter, wenn wir im christlich-jüdischen Verhältnis die Gestalt bagatellisierten, die uns trennt, Jesus von Nazareth. Ich denke da noch nicht einmal so sehr an den Streit um seinen messianischen Anspruch, um seine Göttlichkeit, um seine Tötung und um seine Auferstehung, den gleichsam öffentlichen Streit der Bekenntnisse, sondern ich denke vor allem an die intimste Erfahrung, die wir Christen mit diesem Menschen haben, an die Stunden des Gebetes und die Stunde des Sakraments, an das Geheimnis der Begegnung und Einigung. Ich will gar nicht versuchen, mich in ein jüdisches Herz hineinzu denken, es genügt mir, das Gefühl von Ratlosigkeit und Trauer in mir selbst festzuhalten, das in einer solchen intimen christlichen Erfahrung sich darüber klar wird, daß andere von ihr ausgeschlossen sind oder sich von ihr ausschließen, Menschen, denen gegenüber man sich durch das Schicksal der deutschen Judenverfolgung und vieles andere so eng verbunden fühlt. Ich kann diese Ratlosigkeit und diese Trauer nur andeuten. Daß sie den bestreiten, der unser Herr ist, auf eine viel dezidiertere Weise als die Ungläubigen, die asiatischen Religionen, das bedeutet einen

Schmerz, der um so größer wird, je inniger und je redlicher beide es mit ihrem Glauben nehmen. Mit Abschleifung und Indifferentismus ist dieser Schwierigkeit nicht beizukommen, und von den Zeiten, da sich das Christentum wie das Judentum nur als historische Denominationen des einen Vernunftglaubens verstanden, sind wir weit entfernt. In Amerika mögen die Dinge etwas anders liegen: bei uns jedenfalls ist es kein Zufall, daß es auf christlicher Seite nicht die indifferenten oder die Kulturchristen sind, welche eng mit den Juden zusammenarbeiten, sondern ausgesprochen gläubige, ich möchte sagen: orthodoxe Christen. Es sind weder die sogenannten liberalen und konziliananten Christen, denen es nicht so genau darauf ankäme, noch sind es die Grenzkatholiken hier und die katholisierenden Grenzprotestanten dort, denen die christliche Einheit eine schwere Sorge und eine große Aufgabe ist, sondern es sind gerade die gläubigen Katholiken und die gläubigen Protestanten, wenn auch nicht gerade die bornierten. So wie es auch gerade gläubige Christen und sehr sozialistische Sozialisten sind, denen um ihres Glaubens willen und um des Sozialismus willen das unglückliche und schiefe Verhältnis, das zwischen der katholischen Kirche und den sozialistischen Parteien besteht, Kummer macht. Wem es hier nicht ernstlich um den Anspruch des Glaubens, dort nicht ernstlich um den Anspruch des Sozialismus geht, findet sich viel leichter mit den Tatsachen ab. In allen diesen Beziehungen gibt es Analogien zu der Dialektik des Satzes „Er ist anders — er ist wie Du“. Überall führt gerade das redliche und konsequente Ernstnehmen der Verschiedenheiten zu der Not, in der das Gemeinsame entdeckt und tiefer gesehen wird als in den Zonen des leichten Übergangs, der bequemen Vermittlungen. So ging es uns auch im christlich-jüdischen Verhältnis. Das Kreuz Christi ist wieder zum Ärgernis geworden, und wir Christen bekennen uns offener dazu als in der liberalen Ära. Es ist wohl diese Not um den anderen Glauben, die uns dahingebracht hat, die ganz vergessene Wahrheit wieder zu entdecken, daß es sogar in der trennenden Frage nach dem Messias eine tiefe Gemeinsamkeit gibt. Daß wir uns einig sind in der Erwartung dessen, der die Welt heilen und Gottes Herrschaft zum Siege führen wird, darin haben die jüdischen und christlichen Apokalyptiker etwas Gemeinsames. Wenn die Christen auf die Wiederkehr des Auferstandenen, die Juden aber auf einen anderen oder auf etwas anderes warten, so warten sie doch beide auf Gottes Heil und sind sich darin einig gegen alle Idealisten, Naturalisten und Evolutionisten, erst recht gegen die Gleichgültigen jeder Art und Herkunft. Aber selbst wenn wir mit dieser eschatologischen Erwartung, in der sich unter Christen und Juden das Trennende und das Gemeinsame so außerordentlich eng berühren, ein wenig vorsichtig um-

gehen und uns vor formalen Kurzschlüssen und modischen Paradoxien und theologischen Koketterien hüten, so bleibt doch die große Gemeinsamkeit des Glaubens an den Einen Gott, der sich geoffenbart hat. Wir sind als Christen berechtigt und genötigt, von dem Einen Gottesvolk zu sprechen, und wir sind uns heute darüber im klaren, daß in ihm Israel seine Rolle nicht etwa mit der Erfüllung des Alten Testaments ausgespielt hat, sondern in einer besonderen Weise, deren Charakterisierung freilich jüdischen Ohren wieder wehtun kann, neben der Kirche nach Gottes Willen da ist und seinen eigenen Weg geht, bis die Stunde der Vereinigung geschlagen hat. Und auch auf jüdischer Seite scheint man bereit zu sein, dem Christentum eine gleichfalls tragische und fragwürdige, aber doch in letzter Instanz positive, nämlich auf Gottes Willen zurückgeführte Rolle in der Geschichte des Einen Heils zuzuerkennen. Wenn Christen und Juden gemeinsam den Wegen Gottes in der Geschichte nachsinnen, so stoßen sie immer wieder auf scharf Trennendes und übrigens auch auf Schmerzliches und Peinliches — und hart daneben auf eine bestürzende Nähe, ja Gemeinsamkeit. Es käme darauf an, beides genau und redlich ins Auge zu fassen. Gewiß gibt es Juden und Christen genug, die mit dieser Komponente des jüdisch-christlichen Gesprächs wenig zu tun haben, weder mit den Ereignissen des Glaubens und der gläubigen Existenz, etwa des Betens, aber auch des Zweifelns, noch erst recht mit den theologischen Auseinandersetzungen, die sich teils aus solcher Glaubensexistenz, teils aus der Überlieferung des christlichen und jüdischen Denkens ergeben; ich werde mich hüten, etwas gegen die enge Zusammenarbeit von ziemlich säkularisierten Christen und sehr liberalen und modernen Juden zu sagen, denen die Theologie, ja sogar die Religion Hekuba ist, erst recht nichts gegen die Zusammenarbeit von frommen Christen und Juden, die sich in den elementaren und vor allem den praktischen Gemeinsamkeiten Genüge tun und alles andere dem lieben Gott überlassen. Aber Sie müssen es mir erlauben, zu bekennen, daß nach meiner Überzeugung und Erfahrung unsere christlich-jüdische Zusammenarbeit ihren Kern hat im Glaubensgespräch. Und gerade in diesem Glaubensgespräch, in dem es in allem Ernst um die Wahrheit geht, um die Wahrheit Gottes und um die Wahrheit des Lebens, das er uns geschenkt hat, stoßen wir unerbittlich immer wieder auf die Tatsache, daß der Jude anders ist, nämlich anderes glaubt und anders glaubt als der Christ. Wohl uns, wenn wir uns auf beiden Seiten damit nicht begnügen, sondern der eine am andern, an seinem Wort und seinem Angesicht und seinem Leben erkennt, daß er, der anders ist, gleichwohl und *indem* er anders ist, in letzter Instanz „ist wie ich“.

17/2) Christliche Überzeugungen und Haltungen mit Bezug auf das jüdische Volk

Im ökumenischen Institut Bossey bei Genf fand im Anschluß an die Konferenz von Evanston eine Arbeitstagung statt, die festzustellen versuchen sollte, welche gemeinsamen Auffassungen in der evangelischen Christenheit über das Verhältnis zwischen Kirche und Judentum bestehen. Aus den dabei gefundenen Leitsätzen geben wir den folgenden Auszug nach „Quarterly News Sheet of the Christian Approach to the Jews“ (XXVII/2, London, August 1957, p. 1 ff.) wieder:

Teil I.

Die Hauptergebnisse

Die Mitglieder der Konferenz wünschten einstimmig, daß eine Erklärung über den Gegenstand der Beratung ausgearbeitet würde und beschlossen, das Folgende als Diskussionsgrundlage für eine derartige Erklärung dem Joint Committee des Weltrats der Kirchen und der Internationalen Missionskonferenz zu unterbreiten.

(Es folgen zwei Abschnitte mit allgemein anerkannten Sätzen über:

1. Die Souveränität Christi.

2. „Das Heil kommt von den Juden“ [Joh 4, 22]. Weiter heißt es:)

3. Das jüdische Volk in seiner Beziehung auf die christliche Hoffnung:

a) Da Christus Herr über die ganze Welt ist, werden bei Seiner Wiederkunft in Herrlichkeit beide, sowohl Juden als auch Heiden, in ihrer Gesamtheit unter seine Königsherrschaft gebracht worden sein. Nach der Lehre des NT (besonders Röm 9—11) nimmt ein „Rest“ der Juden Christus an. Andere Juden sind verhärtet, aber Gott hält an Seiner Verheißung auch für diese fest, und ihre Bekehrung ist eng verbunden mit der Hoffnung auf die Wiederkunft Christi. Vielleicht sehen wir die ganze Folgerung hieraus nicht klar genug, aber hier ist eine Wahrheit ausgedrückt, welche die Kirche nicht genügend ernst genommen hat.

b) Christus ist „ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und eine Verherrlichung Deines Volkes Israel“ (Luk 2, 32). Sein eigenes Licht in der Welt ist nicht voll sichtbar und Seine Kirche wird unvollständig bleiben, bis nach der Vorsehung Gottes die Gesamtheit der Juden darin aufgenommen ist. Andere Kulturen, sei es die griechische, lateinische oder eine orientalische, haben auch ihren Anteil an dem Leben und Denken der Kirche; aber die Kirche muß volle Beachtung dem grundlegenden jüdischen Glauben an den lebendigen Gott schenken, welcher der Herr der Geschichte und jedes einzelnen Menschen und jedes Volkes der Geschichte ist.

c) Unsere Hoffnung für die Juden will nicht besagen, daß wir den Zeitpunkt ausrechnen oder die Art bestimmen können bezüglich der Wiederkunft Christi in Sein Königreich. Wir tun gut daran, hier eine gewisse Zurückhaltung walten zu lassen, denn wir können nicht fest bestimmen, was wir noch nicht sehen. Diese Klarheit des Geistes wird vom hl. Paulus verlangt, wenn er sagt: „Die Hoffnung aber, welche man sieht, ist keine Hoffnung; denn wie kann einer hoffen, was er schon erfüllt sieht. Wenn wir aber hoffen auf das, was wir nicht sehen, so erwarten wir es mit Geduld (Röm 8, 24 bis 25). Das gleiche gilt mit Bezug auf den Zeitpunkt der Wiederkunft Christi in Herrlichkeit. Der Herr rät selbst von genauen Berechnungsversuchen ab, wenn Er sagt: „Von jenem Tag aber und von jener Stunde hat niemand Kenntnis, weder die Engel im Himmel noch der Sohn, sondern nur der Vater“ (Mark 13, 32).

d) Eine weitere Warnung vor zu präzisierter Spekulation bezüglich des Wiederkommens Christi liegt darin, wenn wir bedenken, daß bei Seiner ersten Ankunft das jüdische Volk bestimmte, wenn auch unterschiedliche messianische Hoffnungen hatte; und gerade weil diese Hoffnungen weithin unzulänglich oder falsch waren, geschah es, daß „Er kam in Sein Eigentum, aber die Seinen nahmen Ihn nicht auf“ (Joh 1, 11). Die Tatsache einer Hoffnung für die Juden und Heiden ist uns versichert; was aber die Art der Erfüllung angeht, so tun wir recht, in Erwartung zu bleiben, damit wir nicht noch einmal von unseren eigenen Begriffsbestimmungen geblendet und so unvorbereitet sein werden, wenn Er kommt, um Sein Eigentum in Besitz zu nehmen.

e) Aus diesen Gründen sollten wir auch eine gewisse Vorsicht walten lassen bei Anwendung von Prophezeiungen auf gegenwärtige Ereignisse, gleichviel ob es sich um Prophezeiungen aus dem AT oder dem NT handelt. Bezüglich der Auslegung der Prophetie herrscht eine große Meinungsverschiedenheit in der Kirche. Die gesamte Frage der Beziehungen von Prophezeiungen des AT zu den Erfüllungen im NT und zu der Vollendung in der Endzeit bedarf weiteren Studiums im ganzen Leben der Kirche; bis dahin sollte die große Verschiedenheit der Auslegungen zur Warnung vor ungebührlichem Dogmatismus dienen, insoweit es sich um die Deutung von Gottes Absichten bei bestimmten Ereignissen unserer gegenwärtigen Welt handelt.

f) Unsere Hoffnung auf Christus bedeutet notwendigerweise die Vollendung Seines Königtums und Seiner Herrschaft in

der Glerie nach Seinem Plan und nicht nach unserm. Eins können wir aber mit absoluter Sicherheit verkündigen: Christus wird wiederkommen. Christus wird herrschen. Gott hat alle Dinge in Seine Hände gegeben. Seine Liebe hält beide Juden und Heiden, umfassen. Seine Kirche muß beide, Juden und Heiden, umfassen. Die Gesamtheit der Juden sowohl als der Heiden wird darin eingesammelt werden. Mit einer Freude, einem Triumph und einer Machtvollkommenheit, die uns jetzt noch nicht sichtbar ist, wird Christus von der Welt für Sein Königtum Besitz ergreifen.

4. *Die fortdauernde Existenz des jüdischen Volkes seit der Ankunft Christi.*

a) Wir müssen als geschichtliche Tatsache die fortdauernde Existenz des jüdischen Volkes durch die Jahrhunderte der Verfolgung und des Leidens seit der Ankunft Christi anerkennen; und als Christen erkennen wir, daß in dieser Tatsache Gott Seiner Kirche eine Botschaft geben will.

b) Als Christen bestätigen wir, daß das jüdische Volk seine wahre Bestimmung nicht finden wird, bis es umkehrt und Jesus als Christus und Herrn anerkennt. Wenn wir aber so sagen, so müssen wir gleichzeitig bekennen, daß die ganze Welt auch vor Gott schuldig ist, weil sie Christus nicht als den Herrn anerkennt; und weiter müssen wir die Sünde der christlichen Völker bekennen, da sie es so häufig daran fehlen ließen, die Liebe und Macht Christi dem Volke gegenüber kundzutun, aus welchem der Herr geboren wurde. Dazu kommt noch, daß die Kirche durch die Jahrhunderte sich dadurch schuldig gemacht hat, daß sie der Welt ein entstelltes Bild des Juden zeigte, und dies ist der Hauptfaktor im Anti-Semitismus.

c) Wir bekennen, daß das jüdische Volk oft Wahrheiten der Offenbarungen Gottes durch das AT bewahrt hat, denen gegenüber die Christen häufig blind gewesen sind trotz der Tatsache, daß sie auch den Offenbarungen Gottes im AT Treue schulden. Das Judentum hat insbesondere eine dauernde Botschaft an die Kirche durch seine Betonung der Offenbarungen Gottes im Gesetz und den Propheten, wonach Gott der Herr ist über jeden Lebensbereich, sowohl den materiellen wie den geistigen.

d) In Anerkennung dieser Botschaft und des Beitrags des Judentums müssen wir uns weiterhin fragen, ob die jahrhundertelange Bewahrung der Juden — sei es völkisch oder als religiöse Gruppe gesehen — (dies hat sich aber kürzlich teilweise drastisch geändert durch die Errichtung des Israeli-Staates, dessen Zukunft man noch nicht voraussehen kann) nicht vielleicht von Gott beabsichtigt wurde, um sowohl ihnen als uns eine neue Lehre bezüglich des Rasse- und nationalen Problems zu geben, Probleme, welche die Welt, in der wir leben, so ernstlich beunruhigen.

e) Was die neue Situation der Juden anbetrifft, so gibt es darüber verschiedene Ansichten innerhalb der Kirche, wie auch in der Tat unter dem jüdischen Volke selbst darüber verschiedene Ansichten bestehen. Unsere Unsicherheit über den Ausgang des jüdischen Nationalismus spiegelt unsern Mißerfolg auf der ganzen Welt wider, die Frage des Nationalismus zu lösen. Wir können kein volles Ja zu den Kräften des Nationalismus sagen, denn das würde bedeuten, die Kräfte von zusammengefaßter Selbstsucht und Feindschaft, die so viel Leiden verursachen, gutzuheißen. Andererseits kann man nicht ein volles Nein sagen, da die Kirche nicht einen vagen Kosmopolitismus bejaht; bei der Vision von dem neuen Jerusalem steht geschrieben: „Kostbarkeit und Herrlichkeit der Völker bringt man dorthin“ (Offbg 21, 26), und dies bedingt, daß von verschiedenen Völkern jedes seine eigenen besonderen Schätze und sein Erbe zu bringen hat. Die Antwort liegt zwischen einem Ja und Nein, und der jüdische Nationalismus vereinigt in einem Brennpunkt in extremer Form ein Problem, welches alle Völker angeht.

f) Wenn wir uns im besonderen fragen, was die Nutzenwendung dieser Ergebnisse bezüglich des Staates Israel ist, so können wir wieder nur mit einem Ja und einem Nein antwor-

ten. Wir können kein absolutes Nein sagen, denn wir müssen alle mit dem Leiden des jüdischen Volkes Mitleid haben und uns freuen, wenn es durch Gottes Gnade davon befreit wird. Aber wir können auch kein absolutes Ja sagen, denn die Errichtung des Israeli-Staates hat wohl vielen Juden Befreiung von den Leiden gebracht, aber gleichzeitig viele Araber leiden gemacht, die ihr Land und ihr Heim verloren haben, und auch diese sind ein Volk unter Gottes Sorge. Ferner glauben wir — trotz des verständlichen Wunsches vieler Juden, ein eigenes Land zu haben —, daß es ihr Beruf ist, als das Volk Gottes zu leben und nicht nur eine Nation wie andere auch zu bilden.

g) Die Kernfrage, die vor dem jüdischen Volke liegt, ist ausgedrückt in der Unterscheidung zwischen LAOS und ETHNOS, und die Ausarbeitung dieser Unterscheidung ist auch bedeutsam für andere Völker. Als LAOS ist das jüdische Volk dazu berufen worden, „das Volk Gottes“ zu sein; ETHNOS bedeutet einen weltlichen nationalen oder rassischen Stolz. Als LAOS sahen die Propheten, daß sie eine Verantwortung gegenüber anderen Völkern hatten; jeder verweltlichte ETHNOS steht in Auflehnung gegen Gott und in Feindschaft gegen andere Völker.

1) Das Land, welches in den Zeiten des NT Judäa, Samaria und Galiläa umschloß, ist immer noch das Heilige Land für Christen, Moslem und Juden. Es hat immer Christen gegeben unter der eingeborenen Bevölkerung seit den Tagen der ersten Christen, die ein Überbleibsel der Juden waren. Christen, Moslems und Juden haben das Heilige Land besucht aus vielen Ländern und seit vielen Jahrhunderten, um dort zu beten und zu studieren. Das Land ist jetzt durch Demarkationslinien geteilt, die ein viel größeres Verbindungshindernis sind als die normalen Grenzen zwischen den Staaten. Dies verhindert von selbst die Beweglichkeit von einheimischen und fremden Pilgern und hindert das Heilige Land daran, ein Ort der Begegnung und gemeinsamen Verständigung für Völker verschiedenen Glaubens zu sein, wie dies zu erhoffen wäre.

i) Die Kirche bestätigt, daß alle Völker unter dem Gericht stehen wegen der gegenwärtigen Krise in Nah-Ost. Da die Kirche als solche nicht dazu berufen ist, bestimmte Lösungen für dieses oder irgend ein anderes politisches Problem auszusprechen, so ruft sie alle ihre Mitglieder auf, zu beten, daß eine Lösung gefunden wird, und sie bestätigt, daß solch eine Lösung nur gefunden werden kann, wenn wir anerkennen, daß die arabischen und die jüdischen Völker gleicherweise unter Gottes Obhut stehen, unter Seinem Urteil, unter Seinem Mitleid und Erbarmen.

(Es folgt ein Abschnitt:

5. *Jude und Heide in der Kirche.)*

6. *Die christliche Verantwortung gegenüber dem jüdischen Volk.*

a) Wie wir auch immer die genaue Meinung des Auftrages deuten mögen, das Evangelium „zuerst den Juden“ zu verkünden (Röm 1, 16, vergleiche gleichfalls die ständige Anwendung durch den hl. Paulus selbst in der Apostelgeschichte), so ist es doch klar, daß die Kirche einen dauernden und gebieterischen Auftrag hat, Christus dem Volke zu verkünden, aus welchem Er geboren wurde.

b) Wie es uns immer mehr und mehr verständlich wird, ist das Wesen jeder „Mission“ ein „Dialog“, insoweit als bei der Evangeliums-Verkündigung wir sowohl zuhören als sprechen müssen, sowohl empfangen als geben, sowohl lernen als lehren. Ein aggressiver Angriff auf einen anderen Glauben schließt der Evangeliums-Verkündigung die Türe, während eine Annäherung in Demut die Türen öffnet. Dies muß besonders bedacht werden in unserem Kontakt mit den Juden, einerseits weil die Christen sich mit Reue über unsere eigenen, dem jüdischen Volke gegenüber begangenen Sünden nahen müssen, und andererseits weil die Juden mit ihrem Erbe aus dem AT uns ein tieferes Verstehen der Of-

fenbarungen, die auch zu unserem eigenen Glauben gehören, bringen können¹.

c) Wir dürfen nicht das jüdische Volk aussondern zu einer besondern Beachtung in der Evangelisation, denn dies würde nur die Trennung, die wir zu überwinden suchen, noch unterstreichen. Wir sollen indessen uns besonders dafür verantwortlich fühlen, Christus als Erlöser und Herrn unter dem Volke zu proklamieren, welches der Ankunft Christi entgegenseh und in dessen Mitte Jesus Christus geboren wurde; und wir rufen alle christlichen Völker zu einem neuen Verantwortungsgefühl für diese Sendung auf, die uns auferlegt wurde durch unseren Erlöser und Herrn.

Teil II.

Weiteres Vorgehen und Anregungen der Arbeitstagung.

(Zunächst werden Einzelheiten für die Weiterarbeit im Weltrat der Kirchen gegeben unter 1. bis 5.)

6. In der Diskussion über die Haupt-Themen der Arbeitstagung war es unvermeidlich, daß eine große Anzahl Fragen — besonders theologischen Charakters — berührt wurden, die wesentlich auf den behandelten Gegenstand anwendbar waren, aber außerhalb der Reichweite einer kurzen Tagung lagen. Man kam überein, einige dieser Themen aufzuzeichnen zur Information und in der Hoffnung, daß Mitglieder der Tagung und der Körperschaften, welche diesen Bericht erhalten, mithelfen könnten, damit diesen Themen weitere Beachtung geschenkt werde. Natürlich wurde anerkannt, daß viele dieser Themen schon der Gegenstand von biblischen oder theologischen Studien gewesen sind. — Es handelt sich um Fragen wie die folgenden:

I. Der Sinn verschiedener Schlüsselbegriffe wie

a) „Israel“ in seinen vielfältigen Nebenbedeutungen im AT und NT; in seiner nach-biblischen Anwendung; seine Anwendung in der Liturgie; seine ethnologische, kulturelle und politische Beziehung — historisch gesehen und auf dem Schauplatz der Gegenwart; seine christliche Anwendung als Synonym für „die Kirche“ etc. In dieser Verbindung wurde die Frage aufgeworfen, ob es möglich sei, einen geläufigen, einverständlichen Gebrauch des Ausdruckes festzusetzen in seinen hauptsächlich religiösen, kulturellen und politischen Neben-Bedeutungen.

b) Der neu-testamentliche Gebrauch des Ausdruckes PROTON („zuerst den Juden“) und PLEROMA („bis die Fülle der Heiden eingetreten ist“, Röm 11, 26).

II. Die Bedeutung solcher Begriffe wie „Auswahl“ und „ausgewählt“ in Unterscheidung von der Anmaßung, irgendwelche „Begünstigung“, „Privilegien“ und „Sonder-Rechte“ zu beinhalten.

III. Das Wesen der Kontinuität zwischen dem jüdischen Volke des AT und NT und dem jüdischen Volke der Gegenwart. (In einem der vorbereitenden Dokumente vor der Tagung machte man geltend, daß „Israel in keiner Weise mehr existiert im Vergleich zu der historischen Situation des NT, eine Tatsache, die deutlich kundwird durch Debatten in der Gemeinschaft selbst“. Dies wurde nicht in der Tagung allgemein angenommen, aber die Streitfrage, scharf herausgestellt in dieser Behauptung, wurde als wichtig anerkannt.)

IV. Der nach-biblische Gebrauch des Ausdruckes „Messias“ im Judentum, besonders ein Studium der zeitgenössischen Variationen in seiner Bedeutung.

V. Die durch die Gegenüberstellung im Gebrauch der Ausdrücke LAOS und ETHNOS aufgeworfene Frage.

¹ In diesem Sinne unterstreicht die Stellungnahme von Rev. E. Fenn (Vorsitzender des Nah- und Mittelostkomitees der „Conference of Brit. Miss. Societies“): „In dieser Angelegenheit wie auch in dem Kontakt mit dem Islam und den anderen Weltreligionen brauchen wir viel mehr Geduld und Mitfühlen, als leicht mit dem gleichfalls nötigen missionarischen Eifer zu vereinbaren ist. Meine eigene beschränkte Erfahrung mit englischen Juden gibt mir das Gefühl, daß das einzige positiv wirkende Vorgehen ein solches auf sehr lange Sicht ist und damit beginnt, den Bekehrungsgedanken vorsätzlich beiseite zu lassen, bis eine Menge weiterer Pionierarbeit geleistet worden sein wird.“

VI. Das Wesen und die Erfüllung der Prophetie betreffend Israel und die Kirche, mit besonderem Bezug auf die Eschatologie.

VII. Das Geheimnis der Verwerfung Jesu durch „die Seinen“.

VIII. Gesetz und Gnade, ihre Beziehung sowie ihr Konflikt innerhalb des Christentums wie des Judentums.

IX. Das Wesen der Kontinuität zwischen dem jüdischen Gottesvolk und der christlichen Kirche mit besonderem Bezug zu einigen geläufigen Behauptungen, daß beide weiter bestehen als Mit-Angehörige eines einzigen Bundes.

X. Die Bedeutung des Begriffes vom leidenden Gottesknechte für die christliche Kirche als das Neue Israel.

Diese Themen seien auch unseren katholischen Theologen zur Bearbeitung dringend ans Herz gelegt.

17/3) „Israel außerhalb und innerhalb der Kirche“

Bericht vom Internationalen Sommerkursus des Ausschusses für Dienst an Israel im Internationalen Missionsrat (International Missionary Council's Committee on the Christian Approach to the Jews) in Haslev, Dänemark, vom 1. bis 10. August 1956.

... Die Tagung wurde eröffnet mit einem Vortrag des Direktors des Israel-Ausschusses des Internationalen Missionsrates, Pastor Göte Hedenquist, Uppsala, der zum Thema der Tagung Barths Konzeption von Kirche und Israel anführte, der die Auffassung von Pater Paul Démann NDS ähnlich ist. Es gibt nur eine Kirche, nur ein wahres Israel; die Kirche ist das wahre Israel. Eine „Synagoge“ neben der Kirche ist eine ontologische Unmöglichkeit. Aber es gibt Kirche vor Christus und Kirche nach Christus, Kirche, die auf Gerechtigkeit hinlebt, und Kirche, die von Gerechtigkeit herlebt. Die Kirche ist gespalten; aus dem einen Stamm wurde die Kirche nach Christus und die Synagoge. Daß die Kirche Jesu Christi der Ölbaum Israel ist, dafür ist die erste Gemeinde in Jerusalem ein Zeichen, die aus lauter Juden bestand.

Es galt auf der Konferenz, auf das Zeugnis der heiligen Schrift zu dem gestellten Thema zu hören. Die Morgenandachten, die Rev. Ellison (Großbritannien) aus dem Hebräerbrief hielt, riefen zum gehorsamen Hören auf. Einige Gedanken seien hier angeführt: Die Gemeinde Jesu Christi hat das Alte Testament und die Erfüllung dessen, was im Alten Testament steht, geerbt. Das Alte Testament gehört aber den Juden heute ebenso wie vor Christi Geburt. Es ist schlimm, daß die Kirche nur soviel aus dem Alten Testament übernommen hat, wie ihr gefiel; den Rest möge das Judentum behalten. So nimmt die Kirche den Segen für sich, der Fluch bleibt dem Judentum. Aber der Hebräerbrief zeigt, daß wir das ganze Alte Testament — den Segen und den Fluch — übernehmen müssen. — Die Offenbarung Gottes ist nicht nur eine mündliche; er hat sich auch durch die Tat und durch den Charakter seiner Zeugen offenbart. Bei Jeremia ist sein Charakter wichtiger als seine Worte. Der Sohn spiegelt ganz den Charakter Gottes wider; als Gott handelt er und redet er. Das ist eigentlich der Hauptgedanke des Briefes. Die Beispiele des Hebräerbriefes zeigen, daß Jesus größer ist als die Engel, größer als Mose, größer als Aaron. Christus ist König; weil er König ist, ist er auch Priester; so ist seine Priesterschaft höher als die Aarons. Der Sohn ist vollkommen gehorsam. Deshalb kann Gott im Neuen Bund nur vollkommenen Gehorsam erwarten. Für den Hebräerbrief ist der Wendepunkt bei der Auszugsgeschichte in den 5 Büchern Mose Kadesch-Barnea (nicht das Goldene Kalb) (4. Mose 20, 1—14; Hebr 3, 7—19). Israel gehorchte nicht. Es wurde nicht als Volk verworfen, aber es konnte die Vollkommenheit nicht erreichen. Israel mußte auf Jesus warten. Jesus ist kein Ersatz für einen alten Bund, der nicht gelungen ist. Israel nach dem Fleisch mußte lernen, daß es nach dem Fleisch nicht zum Ziel kommen konnte. Gott sagt nicht durch Jeremia (31, 31 ff.; Hebr 8, 8—12; 10,

16 f.), daß er dem Volk ein neues Gesetz gebe. Der Neue Bund ist doch nur eine Wiederholung des Alten, aber mit einer neuen Kraft. Wir sollten nicht von einem „neuen“, sondern von einem erneuerten Volk Gottes reden (vgl. dazu Kap. 11, bes. V. 39 f.) ...

... Die drei Vorlesungen „Israel in den Synoptikern“ von Dozent Lindeskog, Uppsala, boten eine weitangelegte Übersicht über die wichtigsten Textstellen, die im Zusammenhang mit dem Thema stehen, solche, die von dem Zusammenhang mit dem Alten, mit der Vorzeit zeugen (hier besonders reichhaltig der Stoff bei Lukas, dem einzigen Heidenchristen unter den Verfassern des Neuen Testaments), solche, die von dem Neuen berichten, das mit Jesus gekommen ist (die Erfüllung des Gesetzes durch Jesus ist mehr als eine Steigerung und Vertiefung; wahrscheinlich ist die Anschauung vom Reiche Gottes, die uns das Evangelium bietet, nicht nur die, daß es in Zukunft einmal sein wird, sondern daß es schon ganz in der Gegenwart — wenn auch verborgen — da ist), Stellen, die von der Begegnung des Evangeliums mit den Juden reden, und solche, die universalistisch von den Heiden sprechen. Der Referent sieht das Verhältnis zwischen dem Alten und dem Neuen Bund nach den Synoptikern in der ungelösten Spannung zwischen dem Glauben an den Einen Gott, der der Herr der Welt ist, und dem Bund, den er nur mit Israel geschlossen hat, im Alten Testament und der Lösung des Problems im Neuen Testament. Während im Alten Testament die Metapher: „Israel ist das Licht für die Völker“, so interpretiert wird, daß Zion das Zentrum der Welt ist, so ist im Neuen Testament Jesus das neue Zentrum, der seine Apostel und deren Nachfolger, die Missionare, in die Völkerwelt sendet. Durch die Mission wird das neue Gottesvolk ununterbrochen geschaffen. Die Religion des Alten Bundes ist „zentripetal“, das Evangelium an sich ist eine „zentrifugale“ Aktivität. (Dieser Vergleich blieb nicht ohne Widerspruch.) Das Verhältnis zwischen dem historischen Israel und dem Neuen Volk Gottes, so meint Lindeskog, kann nur richtig erkannt werden, wenn man sieht, daß Jesus auch geistig ein Jude ist, der die jüdische Tradition nicht verneint, der sich aber bewußt ist, daß er nicht nur in der Geschichte seines Volkes, sondern auch für die ganze Menschheit eine neue geistige Situation schafft. Das Reich Gottes sollte geschaffen werden, das im Neuen Testament nie ein automatischer Prozeß ist, sondern die Menschen zu endgültigen Entscheidungen für oder gegen Gott, d. h. für oder gegen Christus, auffordert. Die entscheidende Frage, die zwischen der Synagoge und der Urkirche steht, ist die Messianologie. Vom Neuen Testament her kann es nur eine wahre Religion geben, das Christentum. Der Alte Bund existiert in gewisser Weise in Christus selbst! Symbole dafür sind: Christus nach dem Fleische und die Heilige Schrift (2 Testamente!).

In dem Referat „Israel im Hebräerbrief“ betonte Pastor Nielsen (Dänemark), daß nicht eine einzige Stelle über eine Verwerfung Israels in diesem Brief zu finden sei. Das Problem im Hebräerbrief heißt nicht „Judentum oder Christentum“, sondern Alter und Neuer Bund. Der Verfasser kennt das Alte Testament nur in der griechischen Übersetzung; er ist selbst kein Jude (!); und er schreibt an eine heidenchristliche Gemeinde in der zweiten Generation. Das Alte Testament, das die Gemeinde als Christuszeugnis besitzt, wird nicht allegorisiert, sondern als gegenwärtiges Wort gehört. Der ganze Alte Bund gilt als Christusverheißung. Die Erfüllung in Christus übersteigt die Verheißung; sie ist gewissermaßen der Himmel über der Erde. Das Gesetz ist einerseits abgeschafft, schon nach den Worten des Alten Testaments selbst (Jer 31, 31), andererseits gilt es als Christuszeugnis an uns: durch das Irdische lernen wir das Himmlische, das uns durch Jesus gegeben ist.

Unter der Überschrift „Israel bei Paulus“ wurde auf dem diesjährigen Kursus von Pastor H. Rasmussen, Kopenhagen, nicht eine Auslegung von Römer 9—11 und von anderen Stellen, die von Israel nach dem Fleisch sprechen, gegeben, sondern mehr grundsätzlich gezeigt, daß Paulus in Jesus den

Erfüller, die Realität seiner Hoffnungen und seiner Theologie erkannte, seiner Theologie, die eine bestimmte Ausprägung der jüdischen und pharisäischen Theologie war. Sein ganzer Kampf ging darauf aus, „daß ich gelange zur Auferstehung der Toten“ (Phil 3, 11), die dann kommt, wenn der Messias kommt! Das Damaskus-Erlebnis hat des Paulus jüdische Anschauung von der Endzeit und vom Messias neugestaltet und eine in Jesus Christus gegründete Erkenntnis vom Ende der Welt und von der Rettung der Menschen. Jetzt weiß Paulus nicht nur, *was* er, sondern auch *wen* er erwartet: Jesus, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Nun lebt er im neuen Äon, im Zeitalter des Geistes, nicht mehr in dem des Gesetzes.

Schließlich sprach Professor Rengstorff, Münster, über „Israel in den Johannesschriften (Evangelium und Offenbarung)“. Diese Vorträge wären es wert, ausführlich wiedergegeben oder ausgedruckt zu werden. Sowohl in der Verwertung des wissenschaftlich bereits erarbeiteten Materials, wie in der Bindung an das Thema und in der Herausarbeitung der Ergebnisse stellten sie so etwas wie den Höhepunkt der Referate dar.

Rengstorff trennt aus praktischen Gründen Evangelium und Apokalypse und untersucht zunächst den Wortbestand im Evangelium. „Die Juden“ kommen siebzehnmal vor, „Israel“ viermal. Als „Juden“ werden die Israeliten von den anderen Völkern und vom römischen Staat bezeichnet; Pilatus formuliert: „Jesus von Nazareth, der Juden König.“ Sie selbst verstehen sich als „Israel“; Nathanael zu Jesus. „Du bist der König von Israel“; Jesus zu Nikodemus, einem Obersten unter den „Juden“: „Ein Meister in Israel“.

Die Aussage Jesu im Gespräch mit der Samariterin (4, 22): „Das Heil kommt von den Juden“, ist nicht eine historische Feststellung, sondern eine grundsätzliche theologische Aussage: Die Juden und das Heil lassen sich nicht voneinander trennen.

Das Johannes-Evangelium ist vom ersten bis zum letzten Buchstaben messianisches Evangelium wie kein anderes! Glaube ist Glaube an Jesus als den Messias (z. B. Joh 20, 31; auch im ersten Brief des Joh 2, 22; 5, 1); Andreas: „Wir haben den Messias gefunden“; die Samariterin: „Ich weiß, daß Messias kommt“, und Jesus antwortete: „Ich bin's, der mit dir redet.“

Jesus rechtfertigt durch sein messianisches Werk das Dasein Israels. Es bleibt um deswillen Volk der Erwählung. Weil Jesus Israel liebt und diese Liebe in seinem Sterben für ewig besiegt hat, gibt es für Johannes kein Evangelium, das nicht auch und zuerst Israel gilt; keine Verkündigung, die nicht Israel einbezieht, ob Israel zugegen ist oder nicht; keine Liebe, die nicht Israel einschließt. Es gibt keine Nachfolge Jesu, die diesen Namen verdient, die nicht immer und überall liebevolle Einladung an Israel ist.

Die Offenbarung des Johannes spricht nur an zwei Stellen von den Juden; im Evangelium waren die Juden ein theologisches Problem, hier sind sie ein praktisches. In den Sendschreiben nach Smyrna und Philadelphia wird die örtliche Judentum als Synagoge des Satans bezeichnet, die aber durch eine offene Tür der Gemeinde sich gesellen werde. Johannes sieht darin unmittelbar eine Wirkung des göttlichen Handelns; mittelbar ist die Bekehrung jüdischer Feinde eine Frucht der Bewährung der Gemeinde.

Die Messiasgemeinde singt als Triumphlied das Lied Moses, verbunden mit dem Lied des Lammes (15, 3): Die ewige Gemeinde Jesu ist für den Verfasser nur vorstellbar als die Gemeinde des Alten Bundes, die durch Jesus zum Ziel gekommen ist. Das neue Jerusalem ist Jerusalem, die Stadt aller Stämme Israels, in Vollkommenheit. Die Völker werden in der einen Gottesstadt mit den Einwohnern die eine Gemeinde Gottes bilden.

Zusammenfassend ist zu sagen: Wir finden im Evangelium und in der Offenbarung des Johannes zwei verwandte Bilder; sie decken sich aber nicht. Die Situation, die das Evangelium voraussetzt, ist nicht identisch mit der der Apokalypse. In der Apokalypse hat sich die Kirche noch nicht vollständig

vom Judentum gelöst; im Evangelium ist der Prozeß der äußeren Trennung abgeschlossen. Für alle Johannes-Schriften gilt: Es gibt keine Trennung des Problemes Israel vom Problem des Messias. Es ist keine Frage, daß die Kirche zum Messias gehört, es ist aber auch keine Frage, daß Israel zum Messias gehört. Die Kirche Jesu Christi ist um seines Messiasstums zu Israel und zu jedem einzelnen Juden in das Verhältnis der Zuordnung und Verantwortung gestellt. Die Kirche und ihre Glieder können sich dem nicht entziehen, ohne an ihrem messianischen Haupte schuldig zu werden.

Prof. Rengstorf schloß mit einem Hinweis auf die umfassende Einheit der Gemeinde Jesu. Diese ist begründet in Jesus als dem Messias — als König Israels ist er der König der endzeitlichen Gemeinde aus allen Völkern — in dem ökumenischen, die Einheit der Christengemeinde darstellenden Charakter Israels als der Urgemeinde der Christenheit, soweit sie Messiasgemeinde ist. Deshalb gerät die Einheit der Christenheit in Gefahr oder zerbricht, wenn sie sich von Israel distanziert. In Evanston bestand einen Augenblick die Gefahr des Zerbrechens! Diese Gefahr wird immer wieder aufkommen, wenn sich die Christenheit von ihrem Herrn nicht weisen läßt, daß sie die eine Gemeinde nur sein kann, wenn sie die Verantwortung für Israel bejaht. Vielleicht ist dies das stärkste Band Gottes um die Christenheit auf der Erde, wenn er sie an die Verantwortung für Israel bindet...

Als grundsätzliche Antwort auf das gestellte Thema ergibt sich, daß die übliche Auffassung von der „Verwerfung“ Israels, so, als habe die Kirche Israel abgelöst und als sei Israel das Urbild des Verderbens, nicht mit dem Zeugnis der Schrift übereinstimmt. Es besteht vielmehr ein einzigartiger Zusammenhang zwischen Kirche und Israel, zwischen Kirche und Synagoge. Im Judentum steht uns das Israel des Alten Bundes gegenüber, das nicht historisch erledigt ist, sondern für uns und für sich selbst ein theologisches Problem bleibt, das nur Christus, der Herr, lösen kann, indem er sich der Kirche und dem Israel nach dem Fleisch als der Messias Israels liebend zu erkennen gibt und so das Reich Gottes heraufführt.

Wirth

(Zuerst erschienen in der „Handreichung“ für die Pfarrer der badischen Landeskirche.)

(Aus: „Friede über Israel“ XI/3 [München, August 1957])

17/4) Kirche und Judentum

Bericht über die Würzburger Tagung des Deutschen Evangelischen Ausschusses für Dienst an Israel vom 11. bis 13. März 1957

Von Prof. Lic. Dr. Günter Harder, Berlin

Den Bericht von der Tagung des Deutschen Evangelischen Ausschusses für Dienst an Israel, der diesmal im engeren Kreis stattgefunden hat, entnehmen wir dem im Auftrag des Ev.-luth. Zentralvereins für Mission unter Israel herausgegebenen „Friede über Israel“ ([XI/2] München, Juni 1957, S. 22 f.).

Die Tagung „Kirche und Judentum“ fand in diesem Jahr in engerem Rahmen statt, als reine Arbeitstagung des Deutschen Evangelischen Ausschusses für Dienst an Israel zusammen mit dessen engerem Freundeskreis. Die Tagung in größerem Rahmen, für die Saarbrücken als Tagungsort in Aussicht genommen war, war nicht zustandegekommen. Andere Pläne haben sich ebenfalls zerschlagen, und als man einen Termin in Augsburg festgelegt hatte, kam die Synode der EKD dazwischen.

Die diesmalige Tagung diente der Selbstbesinnung. Es war ernstlich zu prüfen, ob die Tagung „Kirche und Judentum“ nicht zu einem regelmäßigen Treffen eines kleinen Kreises für diese Frage interessierter Persönlichkeiten, zu einer „lieben Gewohnheit“, ohne eigentliche Aufgabe und Wirkung, zu werden drohte. Die Aussprache ergab, daß die Tagungen verdienen fortgesetzt zu werden, ganz besonders im Hin-

blick auf die Studenten, deren Teilnahme in den letzten Jahren beachtlich zugenommen hat. Die anwesenden Professoren Fichtner, Michel, Bauernfeind und der Unterzeichnete sprachen sich in diesem Sinn aus und befürworteten Fortsetzung und Ausbau der Tagungen. Auch die jüdischen Teilnehmer, voran Oberrabbiner Dr. Wilhelm aus Stockholm, der diesmal den öffentlichen Festvortrag über „Leo Baeck, Jude und Europäer“ gehalten hatte, bekannten, daß die Begegnung mit der akademischen Jugend für sie zu den wesentlichen Eindrücken der Tagungen gehört hätten.

Es wurde im übrigen diesmal nur ein Vortrag gehalten, und zwar von Dr. C. C. Schweitzer über das Problem des Antisemitismus in der Bundesrepublik, ein Thema, das sich gerade für diese kleinere Arbeitstagung gut eignete. Die Ergebnisse der drei Institute zur Erforschung der öffentlichen Meinung, Emnid-Bielefeld, Demoskopisches Institut-Allensbach und Horkheimer-Adorno-Frankfurt am Main, hinsichtlich des Antisemitismus kommen einander nahe. Sie vermerken ein Ansteigen des Antisemitismus seit 1949 (oder war es damals zu gefährlich, antisemitische Äußerungen, auch in ganz sachlicher Befragung zu tun?). Jedenfalls äußert sich jetzt ein Drittel der Befragten antisemitisch, viele auf Grund unbestimmbarer, zum Teil von Haus aus mitbekommener Vorurteile, ohne konkrete Kenntnisse und Erfahrungen. Das Hauptkontingent der Antisemiten stellen Bauern und Akademiker (letztere bis über 50 % der Befragten), kleinere Orte unter 2000 Einwohner mehr als größere Orte.

Eine weitere Beobachtung ist die internationale Formierung des Antisemitismus. Daß Herr von Leers sich bei Nasser befindet, dürfte symptomatisch sein. Diese Internationale umfaßt Frankreich, Holland, Skandinavien, Spanien, Südamerika, Schweiz. Es wurde ein in französischer Sprache geschriebenes Heft herübergereicht, ohne Verlag, Erscheinungs-ort und -zeit, das betitelt war: „Feind Nr. 1 Frankreichs“. In diesem Heft wird — bezeichnenderweise — die Schuld an der französischen Niederlage 1940 den Juden in die Schuhe geschoben. In der Aussprache war es einer der jüdischen Tagungsteilnehmer, der vor forciertem Philosemitismus warnte.

Der Unterzeichnete gab seiner Meinung Ausdruck, daß es von großem Interesse sein würde, eine entsprechende Untersuchung bei den sogenannten kirchlichen Leuten anzustellen. Es würden wahrscheinlich eine Menge antisemitischer Vorurteile zutage treten, die mit den Restbeständen der christlich-konservativen Staatsideologie zusammenhängen. Es verlohne sich, sich mit dieser Ideologie bei Pfarrern und Gemeindegliedern auseinanderzusetzen und in erster Linie den wirklich kirchlichen Mitchristen zu einem freien Urteil zu verhelfen. Er forderte den Ausschuß auf, seine Arbeit und seine Tagungen in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen, zumal die westliche Ideologie vom christlichen Abendland neuen antisemitischen Zündstoff in sich enthält; denn in diesem christlichen Abendland ist wiederum, wie im Mittelalter, für Juden kein Platz. Zum Teil unter dem Eindruck dieser Ausführungen wurde für die Tagung im nächsten Frühjahr das Thema „Die Propheten heute“ erwogen. G. H.

17/5) Der Antisemitismus und die deutsche Geschichte

Bericht über die vom 18. bis 21. September 1957 von der Evangelischen Akademie Loccum veranstaltete Tagung aus der Feder des Tagungsleiters Pastor Dr. Hans Bolewski.

Das Generalthema dieser Tagung war bei der Planung derselben sehr bewußt gewählt worden: *Der Antisemitismus und die deutsche Geschichte*. Unter den vielen möglichen Aspekten, den Antisemitismus zu behandeln, war ein ganz bestimmter gewählt; nicht ein jüdisch-christliches Gespräch war beabsichtigt, nicht eine Analyse des Judentums, nicht eine Geschichte des Zionismus oder eine politische Auseinandersetzung mit dem Staat Israel war beabsichtigt, sondern lediglich die Behandlung der Frage: was hat den Antisemitismus zu dem Gespenst der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert werden lassen? Wie konnte es dazu kommen, und wie

kann ein Volk geschichtlich weiter existieren, in dem das geschehen ist, was in der ebenso nichtssagenden wie unfäßlichen Zahl von sechs Millionen ermordeten Juden zu einem lediglich abstrakt statistischen Ausdruck kommt? Der Aufbau der Tagung war von diesen Überlegungen her bestimmt. Es ging um das Vorher und das Nachher zu den Jahren 1933 bis 1945, nicht um eine Darstellung der Katastrophe selbst. Dementsprechend waren die beiden geschichtlichen Hauptreferate, das von *Dr. Eva G. Reichmann*, London, der „Lage der Juden in der Weimarer Republik“ und das von *Erich Lüth*, Hamburg, dem Problem „Deutschland und das Judentum nach 1945“ gewidmet. Ebenfalls der Diagnose diente das einleitende Referat Professor *Dr. Aloys Wenzl* (München) über „die Politisierung der Biologie“, während die Beiträge von *Dr. C. C. Schweitzer*, Bonn („Totalitäre Tendenzen und Antisemitismus in der Bundesrepublik“), von Oberkirchenrat *Otto von Harling*, Hannover („Christentum und Antisemitismus“), und das von *Dr. Dietrich Goldschmidt*, Berlin, eingeleitetes Rundgespräch über „Antisemitismus und Gesellschaftspolitik“ unmittelbar der Frage nach der Therapie des heutigen politischen Lebens gewidmet waren. Dabei sollte nicht vergessen sein, daß die tiefste heilende Wirkung vielleicht von der Schonung und der Noblesse ausging, mit der *Eva Reichmann* jenes Stück deutscher Geschichte zeichnete, das für sie und die eine Hälfte der Teilnehmer eine Periode bittersten Leidens, für die andere Hälfte ein Gegenstand der Scham war. Die Begegnung von Scham und Leid, das war das Besondere dieser Tagung und die tröstliche Gewißheit, daß uns trotz allem eine Gnade trägt. Es gab während des Gesprächs Augenblicke, wo die Gewißheit von dieser Gnade ebenso groß war wie die Scheu, in abgegriffenen frommen Wendungen von ihr zu reden. Die Kürze dieses Berichtes erlaubt es nicht, auf Einzelheiten der Referate oder der Gespräche einzugehen, ganz abgesehen davon, daß das für den Tagungsleiter ohnehin eine unmögliche Aufgabe wäre. Trotzdem seien mir ein paar Beobachtungen gestattet, die sich gerade aus dieser Sicht heraus gut anstellen lassen. Diese Beobachtungen betreffen 1. die Zusammensetzung des Teilnehmerkreises, 2. die Aufnahme in der deutschen Presse und 3. die Reaktion in einer großen Schicht teils anonymer, teils nicht-anonymer Verfasser mehr oder weniger wohlwollender Zuschriften.

1. *Der Teilnehmerkreis.* Die gelegentlich ausgesprochene Sorge, daß die Beschäftigung mit den Fragen des Judentums und des Antisemitismus zu einem Spezialgebiet von „Interessierten“ zu werden drohe, wurde bis zu einem gewissen Grade auch von dieser Tagung bestätigt. Man war ein wenig zu sehr „unter sich“, trotz des weiten Personenkreises an deutscher Intelligenz, den eine große Evangelische Akademie anzusprechen imstande ist, trotz aller ihrer Verbindungen zu Arbeitern, Bauern und Unternehmern, und trotz der Themenstellung, die so deutlich auf alle diese Gruppen des heute in Deutschland gelebten Lebens bezogen war. Nicht daß sie ganz gefehlt hätten, aber sie hätten deutlicher und klarer vertreten sein sollen. Man hatte von den vorhandenen Studienräten und Primanern allzusehr den Eindruck, daß sie Ausnahmen waren. Als solche Ausnahmen wirkten sie allerdings um so erfreulicher.

2. *Die deutsche Presse.* Erstaunlich war die starke Beteiligung der deutschen Tagespresse. Fast alle führenden Blätter waren durch vorzügliche Berichtersteller vertreten, was nicht nur in den seither erschienenen Berichten, sondern auch in der Beteiligung der Presseleute am Tagungsgespräch zum Ausdruck kam (siehe unten). Offensichtlich spürt der verantwortliche Journalist in Deutschland hier einen besonderen Ruf zur verantwortlichen Meinungsbildung, und offensichtlich besteht die Aktualität des Themas Antisemitismus in Deutschland gerade darin, daß es nicht diskutiert wird und doch da ist. Auf die im ersten Drittel des Jahrhunderts virulenten Präjudizien ist der Schock eines für den Durchschnittsbürger unfäßlichen Geschehens gefolgt. Was hier-

¹ Die „Süddeutsche Zeitung“ (Nr. 268) vom 8. 11. 1957 brachte eine durch die Redaktion gekürzte Veröffentlichung des Referenten.

aus für die öffentliche Meinung folgt, ist ein Rätsel, das allen aufgegeben ist. Daß die Presse diese Sorge so stark empfindet, muß man dankbar feststellen. Übrigens gab es hier noch ein Kuriosum besonderer Art: Einige Sätze aus Referaten der Tagung waren vom sowjetzonalen Pressedienst aus dem Zusammenhang gerissen und entstellt zu einer Polemik gegen die Bundesrepublik benutzt worden. Es muß hier auch dankbar gesagt werden, daß diese Sätze das ihnen zukommende Maß von Nichtbeachtung fanden.

3. *Die öffentliche Meinung der Zuschriften.* Keine Tagung der Loccumer Akademie hat uns so viele Zuschriften eingebracht wie diese; teilweise kamen sie auf Grund der Ankündigung im Programm, teilweise auch durch die anschließenden Zeitungsberichte. Es gibt unter diesen Zuschriften solche, die offen antisemitisch sind mit einem gegenüber früher nur unwesentlich veränderten Vokabular. Die große Masse ist bemüht, sich in den überkommenen Vorstellungen von Recht und Unrecht Rechenschaft zu geben. Man möchte aufrechnen. „Es ist sinnlos, das anzuhören, was die Kläger vorbringen, ohne daß sie auch nur ein einziges Wort für ihre eigenen Schuldigen bislang gefunden haben.“ Viele haben „Anne Frank“ gelesen, aber sind davon offenbar stärker in ihrem Gefühl als in ihrem Gewissen berührt. „Wer die Natur liebt, kann keinen Menschen hassen“, meint eine Briefschreiberin. Die Lektüre dieser Zuschriften ist aber trotz des trüben Bildes, das diese selbst weithin bieten, in einer ganz bestimmten Weise eine Erhellung; sie zeigt, daß der Antisemitismus seinen Grund in der religiösen Ratlosigkeit des modernen Menschen hat und daß er wohl auch nur von hier aus zu heilen und zu überwinden ist. Das war auch auf der Loccumer Tagung deutlich, obwohl das theologische Gespräch mit Israel nicht im Mittelpunkt stand. Aber es war spürbar an mancher Not, die oft nur zwischen den Zeilen ausgesprochen wurde, und an der „Freiheit der Kinder Gottes“, in der diese Tage wohl von uns allen gelebt und erlebt wurden.

Hans Bolewski

*

Es geht um Anständigkeit

Als Beispiel für das Echo der Loccumer Tagung in der deutschen Presse bringen wir einen Auszug aus dem Bericht der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 227) vom 1. 10. 1957 von Clara Menck unter dem Titel: „Das schillernde Phänomen des Antisemitismus“.

... *Unstimmige Gegenwart.* Ist der Antisemitismus in Deutschland ein aktuelles Problem oder haben jene recht, die achselzuckend darauf hinweisen, es gebe ihn in Amerika ja auch? Nur eine kleine Minderheit pflegt ihn weiter, meinte Professor Aloys Wenzl, München, in seinem Referat über die „Polarisierung der Biologie“. — „Ich habe noch nie so deprimierende Fakten so optimistisch vortragen hören“, sagte Frau Dr. Eva Reichmann, London, als Dr. Carl-Christoph Schweitzer von der „Bundeszentrale für Heimatdienst“ eigene Beobachtungen und Resultate von Meinungsbefragungen ausgepackt hatte. Ein Überlebender eines Konzentrationslagers — deren Todeszahlen von 28 Prozent der Meinungsbefragten bezweifelt werden — erzählte von dem fast beflissenen Entgegenkommen, das er nach 1945 bei Älteren, von der völligen Ahnungslosigkeit, die er bei den Jungen antraf. Junge Leute berichteten von stumpfsinnig tradierten Generalurteilen von Mitschülern bei allgemeiner Unkenntnis der Zeitgeschichte. Der starken Erschütterung durch die Dramatisierung des „Tagebuchs der Anne Frank“ steht gegenüber, daß die „Diffamierung“ als Jude im Wahlkampf auftauchte. Noch schlimmer, meinte man in Loccum, daß ein Parteiführer es als Diffamierung empfindet und sich empört dagegen verteidigt, Jude genannt zu werden.

Das Bild ist unstimmig. Eine entschieden anti-antisemitische öffentliche Meinung lebt neben einer „nicht-öffentlichen, öffentlichen Meinung“, wie Horkheimer es genannt hat, die nach der dritten Flasche Wein zum Vorschein kommt, die „abgelegten Kleider des Garderobenbestandes“, der in Stammtisch-, Familien- und Kollegengesprächen weitergereicht wird. In dieser nicht-öffentlichen Meinung ist der unsympathische Zeitgenosse häufig „natürlich“ ein Jude, be-

gründet wird das heute oft wieder mit religiösen Motiven („die bösen Juden, die Christus gekreuzigt haben“), weil sie am ehesten als salonfähig gelten.

Flucht in die Liebe. Schon solcher Wechsel der Motive — die religiösen erweisen sich fast immer als vorgeschoben — macht den Antisemitismus zu einem so „schillernden Phänomen“. Nur einige seiner Wurzeln konnten in Loccum erörtert werden. Für Oberkirchenrat Otto von Harling ist der Judenhaß „die Auflehnung des natürlichen Menschen gegen die Geschichtlichkeit der Offenbarung“; Dr. Dietrich Goldschmidt deutet ihn religions-soziologisch, das heißt eben von der natürlichen Vernunft her; Dr. Eva Reichmann untersuchte die Lage in der Weimarer Republik unter dem Gesichtspunkt der sich normalisierenden, aber noch nicht integrierten und darum soziale Anomalien aufweisenden Minderheit. Wie es unter Mißdeutungen und Überschätzungen dieser Tatsachen zur „Flucht in den Haß“ kam (wie der Titel ihres umfassenderen Buches heißt), gehörte schon zu dem „Ausgesparten“...

... Die Therapie braucht, das formulierte der Tagungsleiter Dr. Bolewski, eine „Substanz, die dicker ist als der Humanismus“ — etwas wie der Glaube an den American Way of Life, der in Amerika den Antisemitismus zwar durchaus nicht beseitigt, aber ihn in Schach hält. Das war bewußt nüchtern und real gesagt; ebenso wie die Warnung, es komme nicht so sehr auf einen „exzeptionellen Philosemitismus“ an, sondern auf die Möglichkeit eines vernünftigen, freundschaftlichen Zusammenlebens. Das war alles mit Bedacht gesagt, leiser als manche emphatischen Reden, die aus der „Flucht in den Haß“ sozusagen eine Flucht in die Liebe machen wollten und mit der nur im Vorzeichen verwandelten alten Hybris endeten: „Wir müssen anderen Völkern ein Beispiel geben!“

Die Emphase ist unentbehrlich, wenn sich einzelne „Stellen“, wie die „Bundeszentrale für Heimatdienst“, einer Aufgabe widmen¹, die von Rechts wegen Aufgabe aller Ämter, insbesondere der pädagogischen, sein sollten, und wenn sich eine „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ um einen Konsensus bemüht, der in der gesamten Gesellschaft herrschen müßte. Aber die Emphase hat ihre Gefahren. Man verfällt leicht dem gefährlichen Grundsatz, man müsse das Unmögliche wollen, um das Mögliche zu erreichen. Es

besteht die Gefahr, daß die Wohlwollenden ihre Ziele zu weit stecken und damit verfehlen. Es geht um Mitbürgertum in der Bundesrepublik, nicht um Liebe „zu allem, was Menschenantlitz trägt“, um Anständigkeit, nicht um Gutsein. Das Pathos der „Woche der Brüderlichkeit“ geht vielen Menschen, und nicht den schlechtesten, auf die Nerven. Es droht zum abstrakten Lippenbekenntnis zu werden, da es keine Konsequenzen für die übrigen 51 Wochen des Jahres hat. Gewisse emphatische Grenzüberschreitungen — „Ich werde erst einmal ganzer Jude, wenn ich das Alte Testament lese“ — sind unvermeidlich, wenn Gruppen, die etwas für die Gesellschaft Notwendiges tun, sich von der Gesellschaft im Stich gelassen fühlen. Es besteht die Gefahr, daß die Bekämpfung des Antisemitismus die Sache kleiner, isolierter Gruppen unter humanitären, caritativen oder Wiedergutmachungs-Gesichtspunkten bleibt. Durch seine Verbindung mit dem Rechtsradikalismus und seiner sinnlosen, für den Halbgebildeten so verführerischen Systematisierung durch Hitler ist aber der Antisemitismus eine allgemeine gesellschaftliche Gefahr. Nicht nur er, sondern vieles andere ist unerschwellig vorhanden.

Der Gedanke, daß jede Gesellschaft sich selber schützt, indem sie den Antisemitismus abwehrt, klang auch in Loccum an. Knapp und direkt hat es Stefan George ausgedrückt, als er zu einem jüdischen Freund bei den ersten Verfolgungen sagte: „Ihr seid nur die ersten.“ Vielleicht müßte dieser Gedanke noch stärker zu der immer noch notwendigen Aufklärung über den Anteil der Juden an der deutschen Geschichte, die Praktiken des Dritten Reiches, die Xenophobie überhaupt hinzukommen. Vielleicht sollte man — da der Hinweis, daß etwas schlecht und pöbelhaft ist, oft wirksamer ist als der Nachweis, daß es schlecht und inhuman ist — besonders auf die Mob-Instinkte verweisen, die immer mit Entstehung und Folgen des Antisemitismus verbunden sind.

Kavaliersdelikt? Ob das „schillernde Phänomen“ des Antisemitismus zum Gift wird, hängt davon ab, ob er als Kavaliersdelikt gilt oder nicht. Alle Seiten des Antisemitismus, das sagte Frau Reichmann, sind in nuce schon im Buche Esther enthalten. „Und ihr Gesetz ist anders denn aller Völker“, sagt Haman. Es bemühen sich viele Menschen, das sieht man, hinter dem anderen Gesetz das Verbindende und Gemeinsame zu entdecken. Wenn es nicht mehr zu der Hamanschen Folgerung kommen soll „... und ist dem König nicht zu leiden, sie also zu lassen“, muß die Gesellschaft und nicht erst der Kadi oder einzelne Gruppen sich dahinterstellen, daß „es doch zu leiden sei“. Das scheint ein bescheidenes Ziel als das der allgemeinen Menschenliebe. In Wirklichkeit ist es viel schwerer zu erreichen.

17/6) Religionen in Ko-Existenz

Anläßlich eines Europabesuches dreier Professoren der „School of Religion“ der State University von Iowa (USA), die u. a. auch in Freiburg einen Besuch machten, bringen wir den folgenden Bericht von der Veranstaltung, die ähnlich auch in Berlin, Gernersheim, Hamburg, Heidelberg, Lyon und Paris stattgefunden hat, aus der Basler National-Zeitung vom 13. 6. 1957.

Die Gruppe Basel der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft hatte zu einem Diskussionsabend eingeladen, an dem drei amerikanische Professoren der State University of Iowa (USA) als Vertreter des Katholizismus, des Protestantismus und des israelitischen Bekenntnisses über die sogenannten „Schools of Religion“ Aufschluß gaben. Eingeführt und begrüßt durch Dr. G. P. Landmann sprach als erster

Father R. J. Welsh

und umriß kurz die Entstehungsgeschichte und Hauptzüge dieser jetzt an über 30 Staatsuniversitäten bestehenden konfessionellen Religionsschulen. Iowa, so führte er aus, liegt im mittleren Westen der Vereinigten Staaten und ist bekannt durch seine Getreidepflanzungen wie seinen Fußballclub, und an der Universität dieser kleinen Stadt studieren rund 9700 junge Leute. Im Gegensatz zu Deutschland etwa

¹ Vgl. Auszug aus einem Schreiben einer Schulklasse:

Klasse M IIIa

Offenbach a. Main, den 10. 4. 1957
Bachschule M IIIa

An die Bundeszentrale für Heimatdienst!

Als wir vor kurzem die Zeitung von Ihnen erhielten und sahen, daß wir einen Preis gewonnen hatten, brach bei uns ein Freudengeheul los. Doch als wir noch erfuhren, daß wir die einzige Klasse Offenbachs waren, stieg unser Ehrgefühl beträchtlich. Nach einigen Tagen bekamen wir dann die Bücher. Der Titel „Meine Freunde aus Davids Geschlecht“, Lettner-Verlag, sagte uns schon, daß dieses Buch aus der Zeit der Judenverfolgung handelt. Wir lernten sehr viel aus dem Buch und verstanden zum ersten Mal das Wort „Antisemitismus“. Alle wissen wir jetzt, was es bedeutet, daß jeder Mensch von Geburt an gleich ist, wie es auch die Menschenrechte sagen...

Der Lehrer schreibt:

Offenbach a. Main, den 8. 9. 1957
Bachschule Mädchen

An die Bundeszentrale für Heimatdienst!

Obwohl schon einige Monate seit dem Empfang des Preises für die Klasse M IIIa verstrichen sind, möchte ich nun doch noch einige Zeilen dem Schreiben meiner Klasse beifügen. ... Nun habe ich ein ungefähres Ergebnis zusammengestellt. Obwohl Lehrer und auch die Eltern (im Elternabend festgestellt) dieses Buch als zu hoch abgelehnt haben, ging ich an die Auswertung im Unterricht. Zwar haben ca. 20 % noch keinen Zugang gefunden, das wohl am Alter (12 Jahre) liegen mag. Von ungefähr $\frac{1}{3}$ war ein voreingenommenes Urteil der Eltern ein Hindernis. Von dem Rest habe ich wertvolle Unterstützung der Elternschaft erhalten, die durch eigene Anschauung viel von Antisemitismus erzählten, was die Kinder wiederum im Unterricht bringen konnten. Das Buch von Ruth Hoffmann, Lettner-Verlag, regte an, uns mit dem „Tagebuch der Anne Frank“ näher zu befassen. Durch diese Lektüre gewann ich wohl nun den größten Teil der Kinder für die rechte Einstellung zum Antisemitismus. So möchte ich Ihnen danken, daß Sie mir zwar mit dem Preis eine schwere Nuß zu knacken gaben — doch haben die Kinder hierdurch eine gute Einstellung zur Überwindung von Vorurteilen gegenüber anderen Menschen gewonnen...

haben sich die amerikanischen Colleges und Universitäten aus kirchlichen Schulen entwickelt und wurden auch im 19. Jahrhundert — also lange nach der Trennung von Kirche und Staat — noch von kirchlichen Gruppen und Sekten beeinflusst. So war damals an vielen staatlichen Schulen der Besuch von Gottesdiensten obligatorisch. Zu Beginn unseres Jahrhunderts verschwand dann das religiöse Element vollkommen aus den Staatsuniversitäten, was viele Erzieher nicht befriedigte, da sie sich sagten, daß die Religion einen wichtigen Bildungsfaktor darstelle. Die amerikanische Verfassung läßt aber in Staatsschulen keine konfessionelle Beeinflussung zu. Aus diesen Überlegungen heraus wurde nach dem ersten Weltkrieg der Iowa-Plan entwickelt, der dahin steuerte, Staat und Hauptreligionen zu einer Körperschaft zusammenzuschließen. So sollten die verschiedenen Kirchen auf ihre Kosten kompetente Lehrer zur Verfügung stellen, während der Staat andererseits diesen die Professorenwürde zusprechen und Administration wie auch Bibliotheken zur Verfügung stellen sollte. 1924 wurde dieser Plan gutgeheißen, und im Laufe der Jahre entstanden immer mehr solche, der Philosophischen Fakultät zugeordnete „Religions-Schulen“, an denen die Studierenden Einführungen in die Grundlagen der verschiedenen Konfessionen hören können.

In einem weiteren Referat legte anschließend

Dr. G. W. Forell

als protestantischer Dozent dar, daß eine theologische Fakultät wie wir sie in Europa kennen, an den amerikanischen Staats-Universitäten nicht existiert, da die Ausbildung der Geistlichen völlig Sache der betreffenden Kirche ist. So sind die meisten Hörer in der „School of Religion“ Laien, die Interesse an den Glaubensgrundlagen haben. Allerdings findet man auch zahlreiche „undergraduates“, die sich an der betreffenden Universität auf das Theologiestudium vorbereiten und „graduates“, die an einem kirchlichen College bereits promoviert haben. Er betonte insbesondere, daß den Dozenten zwei Hauptaufgaben erwüchsen: Einmal müßten sie versuchen, das menschliche, geschichtliche und kulturgeschichtliche Phänomen der Religion so objektiv als möglich zu fassen, im weiteren aber Vertreter ihrer eigenen Konfession sein. Einig seien sie im Kampf gegen das Un- und Aberwissen, verschieden jedoch in der Darlegung ihrer persönlichen Überzeugung. Er legte vor allem Wert darauf zu erwähnen, daß keine falsche ideologische Einheit vorgetäuscht werden sollte. Ferner verwies er auf die glänzende Zusammenarbeit mit den Professoren anderer Fakultäten, in deren Vorlesungen die Religionsdozenten oft Spezialgebiete zu behandeln hätten.

Dr. F. B. Bargebuhr,

der israelitische Lehrer, ergänzte sodann die Ausführungen seiner Kollegen mit weiteren Einzelheiten, indem er etwa an die Forschungsarbeit von Professor K. Thieme und Dr. Gertrud Luckner erinnerte, die den Ursprüngen der christlichen und jüdischen Religionen nachgegangen sind. Auch gedachte er besonders Professor O. D. Fosters, des eigentlichen Begründers des Iowa-Plans. In Amerika, so erläuterte er, steht der reibungslose Verkehr zwischen den Menschen im Vordergrund, weil fast jeder Amerikaner ein Neueinwanderer ist und deshalb aus einer Réfugié-Mentalität heraus Verständnis für die Eigenheiten des andern hat. Auch ist man in den Staaten wenig emotionell, sondern wägt vielmehr klar und nüchtern ab. Somit ist die Gefahr der Intoleranz, die der Gefühlsüberschwang in Religion wie Politik in sich trägt, zu einem guten Teil gebannt. Die „Schools of Religion“ streben aber keine interkonfessionelle Religion an — das strich er besonders heraus — vielmehr finden sie ihre Existenzberechtigung nur in der Vielzahl der vertretenen Dogmen. Ein gemeinsames Ziel haben sie aber: Das Bestreben, den Studenten die *Wahrheit* mitzuteilen¹.

¹ Von seiner weiteren Reise erzählte Prof. Bargebuhr in einem Briefe unter dem 19. Juli:

Unter dem Vorsitz von

I. Werczberger,

der den Referenten im Namen der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft für ihre Erläuterungen dankte, war abschließend Gelegenheit geboten, noch bestehende Unklarheiten in der Diskussion zu bereinigen, wobei zahlreiche kritische und anerkennende Stimmen laut wurden. ha-er

17/7) Gesetz und Evangelium in katholischer Sicht

Im Rahmen der „Mündner Hochschultage in der Schweiz“, die als Gegenbesuch der Mündner Professoren zu den letztjährigen Vorlesungen Schweizer Professoren in München gelten, — sie wurden am Montag feierlich in Zürich eröffnet — sprachen ein Jurist, ein Mediziner, ein Naturforscher, und der katholische Theologe Professor Dr. Gottlieb Söhngen über „Die analoge Einheit von Gesetz und Evangelium in theologischer und rechtsphilosophischer Bedeutung“.

Als erster und einziger Name sei auf Anfrage hin von der Basler Theologischen Fakultät der Name Söhngens genannt worden, so begann Professor Dr. Karl Barth die Begrüßung seines Mündner Kollegen. Mit der Wahl des so reformierten Themas „Gesetz und Evangelium“ habe der Vortragende daran erinnert, daß es heute, anders als vor 30 Jahren, unter den römisch-katholischen Theologen eine Reihe von Männern gebe, die wie Balthasar in Basel und Lubac in Frankreich wieder ins Gespräch mit der reformierten Theologie gekommen seien. Auf beiden Seiten ist man sich heute bewußt, daß man letztlich das gleiche Thema hat. In der Diskussion um die „Analogia entis“, die Analogie des Seins und die des Glaubens, hat Söhngen vor 30 Jahren auf katholischer Seite eingegriffen. Es handelt sich um interessante Nuancen, wenn in katholischer Sicht gesagt wird, ohne die Analogie des Seins gebe es keine Analogie des Glaubens, und wenn von reformierter Seite gesagt wird: ohne die Analogie des Glaubens keine Analogie des Seins.

Söhngen dankte herzlich für diese Begrüßung und erinnerte an seine Bonner Zeit während des Kirchenkampfes, und daß heute immer wieder Basler Theologiestudenten in seine Mündner Vorlesungen kämen. Zur Frage von Gesetz und Evangelium, die er selbst in seinen fundamental-theologischen Vorlesungen behandle, katholisches Schrifttum zu nennen, halte heute schwer. Man hoffe, daß diese Frage nun von dem neugegründeten konfessionskundlichen Joh.-Adam-Möhler-Institut in Paderborn behandelt werde. Im übrigen sei auf die Summa des Thomas von Aquino, auf Bonaventuras Kommentare und auf das Tridentinum zu verweisen.

Im zweiten Teil seiner Einleitung gab Söhngen dann eine kurze Übersicht, wie Gesetz und Evangelium in seinem Thema zu verstehen seien: 1. auf der Seite des Gesetzes wird Gerechtigkeit als eine Leistung des Menschen, auf der Seite des Evangeliums als ein Geschenk in Christo angesehen. 2. Auf seiten der Gesetzesgerechtigkeit ist das Wort Gottes ein „imperativus functionis“, ein Imperativ der Leistung, während auf Evangeliumsseite das Wort Gottes als ein „Indikativ“, eine tröstliche Mahnung wirksam ist.

Nachdem wir uns in Paris trennten, fuhrn wir zur Landestagung der Amitié Judéo-Chrétienne nach Lyon. Hier verwandelte sich die Szene unserer Fahrt in etwas ganz Neues: Unter dem Eindruck eines überwältigenden Referates von Father Démann wurden wir auf einmal Hörer, fanden wir die großen theologischen Aspekte, die wir selbst zu diskutieren vermieden, auf sehr hohem Niveau uns vorgetragen, und wir fanden Dinge ausgesprochen, die wir wohl für uns einzelne entdeckt hatten, aber nie hätten theologisch formulieren können (an der vorsichtigen, aufs Praktische beschränkten Schule). Seine wesentlichsten Punkte waren: (1) Daß die Fortexistenz der Juden eine göttliche Botschaft enthält für den Christen, sofern er nicht Geschichte, unreligiöserweise, für das Werk des Menschen hält. (2) Daß Juden und Christen durchaus miteinander beten können. (Ich hatte immer empfunden, daß sie eigentlich auf Grund des gemeinsamen Gebetbuchs, der Psalmen, die ja DAS Gebet- und Gesangbuch blieben, kaum nicht gemeinsam beten können.) (3) Daß das Christentum für alle Zeit im Judentum aufs innigste verankert ist, dadurch daß für den Christen Jesus der jüdische Messias ist (oder kein Messias, da es keinen nicht-jüdischen Messias gibt).

Dieser „empfehlenden Mahnung“ im Sinn des 2. Korinther- und des 2. Philipper-Briefes sollte sich auch die Kirche von heute mehr als des weniger überzeugenden Befehls bedienen. 3. Es stellt sich der Ordnung des Gesetzes (Wille Gottes, Forderung, Leistung des Menschen) die umgekehrte Ordnung des Evangeliums (Wille Gottes, Gabe Gottes, Gebot Gottes und Erfüllung des Gebotes aus der Tröstung in Geduld und Hoffnung) gegenüber.

Vom katholischen Standpunkt steht an der Spitze die Bestimmtheit des theologischen Gesetzesbegriffes, die *Zeitbestimmtheit*. Mit unkritischen Allerweltsbegriffen ist dem Gesetz auch mit den griechischen Philosophen nicht beizukommen. Denn der griechische Nomos, als das Gesetz der Polis, war ursprünglich ein *Analogon zur Thora*, dem Gesetz des alttestamentlichen Bundes. Söhngen erwähnte Heraklit als den großen Meister der Analogie und wies auf die religiösen Züge bei den Philosophen und die philosophischen bei den Propheten des Alten Bundes hin. Auch sie standen unter dem Logos der analogen Interpretation. Das *mosaische Gesetz* ist eindeutig bestimmt durch die Zeit, da es auf die zwei Tafeln geschrieben wurde — darum hat es auch sein Ende, wenn die Zeit des Evangeliums, des Heils gekommen ist. Auch die Aussagen des Paulus über das mosaische Gesetz dürfen nicht im Spiegel einer Zeit gebrochen werden.

Methodisch ist und bleibt es eine Frage der *Rechtsphilosophie*, ob der *Zwang* und die Erzwingbarkeit zum Wesen des Rechtes gehören. Nach katholischer Ansicht gehört der Zwang nicht zum Wesen, nur zur äußeren Vollständigkeit. Diese philosophische Frage darf jedoch nicht an paulinische Gesetzesauffassung herangetragen werden.

Als *weltliche Analogie* nannte Söhngen dann den „säkularisierten Messianismus“ des *Marxismus*, der den Zwang der „Diktatur des Proletariats“ als einen Not- und Ausnahmezustand zwischen die alte kapitalistische und die kommende „Heilszeit der klassenlosen Gesellschaft“ setzen will. Marx war vom Vorübergehenden dieser Zeit, des Zwanges überzeugt, doch hat inzwischen die Erfahrung gelehrt, daß das Gesetz der Diktatur nie von einem neuen Gesetz, sondern nur von einem neuen Geist der Freiheit überwunden werden kann. Kant hat dies in einem wenig bekannten, erstaunlichen Satz ausgesprochen: „Man kann zur Freiheit nicht reifen, wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt ist.“

Dieses Kantsche „zuvor“ ist zugleich ein christlich-biblisches „zuvor“. Gott versetzt uns „zuvor“ in die Freiheit der Kinder Gottes, bevor wir den Weg in die Freiheit des Geistes gehen können, der niemals in die Gesetzlosigkeit führt. So ist auch die *christliche Freiheit* im Evangelium die eine notwendige Voraussetzung zum rechten Gebrauch des Codex Juris Canonici. Die Kirchenrechtler machen sich hier die Unterscheidung zwischen göttlicher Offenbarung und der kirchlichen Vorlage der Offenbarung zu leicht. Die kirchliche Grundlagenforschung fehle heute weitgehend — was sich u. a. auch auf die Frage der Mittlerfunktion des Papstes auswirke.

In einem *zweiten Gedankengang* beschäftigte sich Söhngen eingehend mit dem Verhältnis von Gesetz und Evangelium zu Verheißung und Erfüllung, und zwar auf Grund des Doppelsatzes von Augustin: „Das Gesetz war gegeben, damit die Gnade gesucht würde; die Gnade war gegeben, damit das Gesetz erfüllt werde.“ Das Suchen der Gnade setzt demnach auch die göttliche Verheißung der göttlichen Hilfe voraus, sonst wüßten wir nichts von der göttlichen Gnade. Die Gleichung: Gesetz: Gnade = Gnade: Gesetz führt zur Umwandlung des Begriffes des Gesetzes. Das Neue ereignet sich durch die Hineinnahme der Gesetzeserfüllung in die Gesetzgebung. Die Scheidewand fällt in Jesus Christus.

Über die Begriffe der „Evakuierung“ und der „Füllung“ des Gesetzes kam Söhngen noch auf die Analogien des Seins und des Glaubens, auf die Paulinischen Aussagen über Gnade und Naturgesetz zu sprechen, dann streifte er die neuzeitliche Entsprechung in der Aufklärung und im deutschen Idealismus (Hölderlin).

In „Analogie“ zu einem Pestalozzi-Wort: „Es kann nicht unser Ziel sein, die Menschheit zu verstaatlichen, sondern den Staat zu vermenschlichen“, schloß Söhngen seine zwei-stündige Vorlesung mit der Folgerung: Es kann auch in der Kirche Jesu Christi nicht unsere Aufgabe sein, die Christenheit weiter zu verkirdlichen und zu vergesetzlichen, sondern dafür zu sorgen, daß auch in der Kirche die Freiheit als Weg zum Gesetz verkündigt wird. nt.

(Aus: Basler Nachrichten, Nr. 224 / 28. 5. 1957.)

17/8) Drei Ringe?

Aus einem Vortrag von Propst D. Dr. Heinrich Grüber in Dortmund:

Wir tragen selbst die Schuld, wenn die Sünde der Kirche dem jüdischen Volk den Weg zu Christus verstellt. Überdies aber ist der Anti-Judaismus — und das hat auch die Hitlerzeit gezeigt — immer wieder eine Auffangstelle und ein neuer Ausgangspunkt für den Antisemitismus. Nur wenn wir existenziell unter Beweis stellen, was wir oft mit großen Worten verkünden und preisen, werden wir der Welt dienen und unsere Verantwortung erfüllen... Ich weiß, in dem letzten Gericht werde ich neben meinem Gegner stehen, nicht als Nebenkläger, sondern als Mitangeklagter.

Dabei wollen wir aber die Unterschiede zwischen den Kirchen nicht bagatellisieren, auch nicht die zwischen Kirche und Synagoge. Auf der Gündungskonferenz des Christian Jewish Council in Oxford, an der ich mit meinem Freund Hermann Maas teilnahm, freute ich mich an der Begegnung mit vielen Freunden und ehemaligen Mitstreitern aus dem Judentum. Aber ich sah die große Gefahr, die vor allem aus der amerikanischen Welt kam, daß alles an der Oberfläche bleibt. Diese Gefahr ist zum Teil auch in den deutschen Gruppen nicht überwunden und macht vielen von uns die Mitarbeit schwer.

So hat sich die Berliner Gruppe der christlich-jüdischen Gesellschaft für jüdische Zusammenarbeit als ihr Wahrzeichen Die Drei Ringe von Lessing gewählt, ein Zeichen, mit dem wir als gläubige Christen ebensowenig fertig werden können wie gläubige Juden. Wenn wir schon ein gemeinsames Symbol suchen, dann könnten es vielleicht die beiden Gesetzestafeln sein, die auch Martin Buber als das Bindende und Verbindende anerkennt. Wir wissen, daß in diesen Gesetzes-tafeln die Pflichten gegen Gott vorangehen und dann kommen — daraus resultierend — die Pflichten gegen den Nächsten. Und am Anfang steht das erste Gebot, das für alle das erste Gebot bleibt, auch für die, die es nicht haben wollen: „Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben.“ Alles totalitäre Streben, das wieder aufbricht, ob es nun ein totalitärer Polizeistaat oder ein totalitärer Wohlfahrtsstaat ist, ist ja nichts anderes, als der vergebliche Versuch, dieses 1. Gebot Gottes außer Kraft zu setzen, und ist der Anfang der brutalen Gewalt. Wir sind gemeinsam gerufen, dagegen aufzutreten. Wir wissen, daß auch im Raum der Kirchen das totalitäre Denken immer wieder eine neue Versuchung bildet. Es ist das Abweichen von dem Wege, den der Herr der Kirche aufgezeichnet hat von der ersten Stunde, da er den Versucher in der Wüste von sich wies, bis zur letzten Stunde, da er für Menschen ans Kreuz ging, die ihn ablehnten. Aber noch mehr als das Wissen um die Forderung des Gesetzes eint uns dies Wissen um die Verheißung seiner Gnade. Wir verstehen das Gesetz nur dann, wenn wir aus demselben Buch das andere Wort begreifen: Der Herr ist barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Gnade und Güte...

17/9) Vom Geheimnis und Wunder der Schöpfung

Bericht über einen Vortrag v. Prof. Dr. Hans-Joachim Kraus.

Aus „Friede mit Israel“, dem Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Hamburg, Nr. 26, Januar 1956, S. 4.

Am 28. September 1956 sprach Professor Dr. Hans-Joachim Kraus an einer Veranstaltung der Gesellschaft für christlich-

jüdische Zusammenarbeit in Hamburg. Prof. Kraus begann seine Ausführungen mit einer erregenden Frage: Beide, Juden und Christen, würden sich zur biblischen Botschaft von der Schöpfung bekennen, wie sie in den ersten beiden Kapiteln des 1. Buches Moses aufgezeichnet ist. Doch sei den Juden und Christen die Aufgabe gestellt, die Probleme und Fragen kritisch zu durchdenken, die sich angesichts der biblischen Botschaft und Lehre von der Schöpfung heute erheben. Wörtlich: „Hat denn diese Botschaft und Lehre dem Menschen der modernen Welt überhaupt noch etwas zu sagen? Kann man es ihm zumuten, sich Erkenntnissen zu öffnen, die, wie man immer wieder hört, das begrenzte Weltbild der Antike erkennen lassen?“ Nicht weniger erregend war das Bild des heutigen Menschen, das Prof. Kraus später in seinen Ausführungen entwarf. Der moderne Mensch, der dem biblischen Schöpfungsglauben entfremdet ist, sei in ein eigenartiges Lebensgefühl hineingeraten, das von polaren Empfindungen geprägt werde. Einerseits weiß dieser Mensch sich absolut unsicher. Die abgründige Tiefe des unendlichen Weltraumes, der weder einen abschabaren Rahmen noch auch einen Schöpfer und Herrn hat, erzeugt das Gefühl der Weltangst — der Katastrophenfurcht. Die gegensätzliche Empfindung aber sei die einer ganz engen Sicherheit. Vor allem der Großstadtmensch, der in den umgrenzten Gegebenheiten seiner alltäglichen Welt lebt und atmet, rechnet mit den ihm ganz nahen Faktoren. Er sehe die Sterne nicht mehr, sondern nur noch die Lichtreklamen. „Er fragt nicht mehr nach der Schöpfung, denn er ist umgeben von menschlichen ‚Schöpfungen‘ kleinsten Formates: von architektonischen Schöpfungen, von Filmschöpfungen, von Modeschöpfungen.“ Wir alle lebten in einer unsagbaren Zerrissenheit und Armut. „Aber nun liegt alles daran, daß wir den viel beschworenen ‚modernen Menschen‘ nicht anklagen, daß wir uns selbst nicht in unserer Situation bejammern, sondern daß wir uns ausstrecken nach einer neuen Gewißheit und die Leidenschaft des Fragens nach der Wahrheit entfachen.“

Die biblische Botschaft nun gebe weder naturwissenschaftliche noch weltanschauliche Sicherheiten, sie wolle dem Menschen allein Gewißheit geben. „Es ist eine unabsehbare Schuld der Christenheit, daß sie bis in die Gegenwart hinein weithin ihre armseligen kleinen Sicherheiten behaupten will und es so auch nicht wagt, sich den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zu stellen, um die Frage nach der Gewißheit des Glaubens neu aufzuwerfen.“

Wenn jedoch eines in den letzten Jahrzehnten in der alttestamentlichen Wissenschaft deutlich geworden sei, dann dies: daß diesen geistigen Kampf um die Wahrheit und um die Gewißheit bereits die biblischen Zeugen ausgetragen haben. Ja, lange bevor Israel in Palästina eine Heimat fand, wurde in der alten orientalischen Welt über das Geheimnis und Wunder der Schöpfung nachgedacht. Babylonien, Ägypten, Palästina: aus diesen drei Bereichen kennen wir heute eine ganze Anzahl von Texten und Inschriften. Der Weg zur Enthüllung des Weltgeheimnisses war hier, wie in aller Welt, der Mythos: das mächtige Wort, das sich unterfängt, von dem zu reden, was hinter dem Vorhang der Welt geschehen sei. Goethe habe diesen Vorgang der Mythenbildung klar erfaßt, da er erklärte: „Eifrig war der Geist bestrebt, zu erforschen, zu erfahren, wie Natur im Schaffen lebt.“ Der Mythos sei die ganz und gar religiös gebundene Wissenschaftserkenntnis eines kindlichen Weltalters.

Doch welcher Rang ist den Forschungsergebnissen einzuräumen, die uns die moderne Naturwissenschaft liefert? Das biblische Gebot: Du sollst keine anderen Götter neben mir haben!“ erhebe seinen Anspruch auch an die Naturwissenschaft. Wie viele Götter existierten dort in Gestalt von Gesetzen und Hypothesen! Die Auseinandersetzung der Theologie demgegenüber erstreckte sich auf die naturwissenschaftliche Mythenbildung. Hier werde im Grunde der Kampf Israels fortgesetzt. Es sei das ein Kampf um die Freiheit des Menschen von den Mächten. Und um diese Freiheit allein gehe es in der Bibel.

Das Wunder der Schöpfung entziehe sich jedoch dem Zugriff

des Menschen sofort, wenn er es als allgemeingültige Gedankenwahrheit gelten lasse und es nicht täglich als Gabe annehme. „Gaben aber rufen zur Dankbarkeit auf. Und wir erkennen nur in dem Maße das Geheimnis und Wunder der Schöpfung, als wir dankbar sind für die Gnade der Schöpfung.“ ...

17/10) Deutschland und Israel

(Zum 5. Jahrestag des Wiedergutmachungs-Abkommens)

Anläßlich des 5. Jahrestages des am 10. September 1952 im Haag ratifizierten Abkommens zwischen Israel und der deutschen Bundesrepublik erinnern wir an den im „Rundbrief“ vom Dezember 1951 (Nr. 12/15) veröffentlichten Leitartikel von *Karlheinz Schmidhüs*, den wir der in dem Rundbrief enthaltenen Dokumentation als Vorbereitung zu dem Deutschland-Israelvertrag voranstellten. Darin hieß es:

„Wir bitten Israel um Frieden.“ Es darf von uns verlangen, daß wir unsere Bitte glaubwürdig machen. Ein Zeichen dafür wird sein, daß wir beweisen, daß es uns um die Wiedergutmachung ernst ist und daß wir sie nicht mehr verzögern. Schwieriger und vielleicht letzten Endes entscheidender aber ist es, die Hoffnung auf eine echte Ausbreitung, Vertiefung und Bestärkung der Zustimmung zu jenem repräsentativen Akt der Reue und des Vorsatzes glaubwürdig zu machen, den die Regierung für das Volk geleistet hat.“

Der Kreis um den ‚Freiburger Rundbrief‘, der im Anschluß an die in den Verfolgungsjahren geleistete Hilfsarbeit für die damals vom Nationalsozialismus Verfolgten entstanden ist, hat sich seit der Herausgabe des Rundbriefs, zum ersten Mal zum 1. deutschen Katholikentag nach 1933, in Mainz im September 1948, das Anliegen der materiellen und moralischen Wiedergutmachung zur Aufgabe gemacht. (Zum Deutschland-Israelvertrag vgl. insbesondere: „Die Wiedergutmachung an die Juden als moralische Pflicht“ von Prof. Dr. Angermair [Rundbrief vom August 1952, Nr. 17/18 sowie die Dokumentation im Rundbrief vom Januar 1953, Nr. 19/20].)

Die Entschließung des ersten deutschen Katholikentages von 1948 (Freiburger Rundbrief Nr. 2/3 vom März 1949, S. 3) enthält die auch heute noch gültige Aufgabe. Sie lautete:

Angesichts des ungeheuren Leides, das durch eine Hochflut von öffentlich unwidersprochen gebliebenen Verbrechen über die Menschen jüdischen Stammes gebracht worden ist, erklärt der 72. Deutsche Katholikentag im Geiste christlicher Bußgesinnung gegenüber der Vergangenheit und im Bewußtsein der Verantwortung gegenüber der Zukunft:

a) Das geschehene Unrecht fordert Wiedergutmachung im Rahmen des Möglichen. Es handelt sich hierbei nicht bloß um die gerechte Verteilung vorhandener Güter, sondern um die Rückgabe widerrechtlich entwendeter.

b) An jeden einzelnen Christen wird der Appell gerichtet, zu seinem Teil dazu beizutragen, daß die christliche Bevölkerung sich von einem bereits wieder aufflammenden Antisemitismus freihält. Als Familienväter, als Mütter, als Lehrer, als Seelsorger sollen wir die rechte christliche Liebeshaltung auch gegenüber dem Juden leben und lehren. Die Juden bitten wir, mit allen Gutwilligen gemeinsam Zersetzungserscheinungen jeder Art zu bekämpfen.

c) Dies wird der Christenheit um so besser gelingen, je breiter Kreisen die von der Kirche selbst stets festgehaltene Wahrheit wieder bewußt wird: Im Sinne St. Pauli hängt die sicher verheißene einstige Heimkehr des ganzen Judentums davon ab, daß wir uns als Liebende bewähren.

d) Die Arbeitsgemeinschaft befürwortet alles, was im Sinne einer tieferen Unterrichtung über die Judenfrage im Rahmen des beim Deutschen Caritasverband in Freiburg i. Br. gegründeten Ausschusses unternommen wird.

Israel hörte Professor Böhm

Jerusalem, 12. September (dpa). Der israelische Rundfunk veranstaltete wegen der fünfjährigen Wiederkehr der Un-

terzeichnung des deutsch-israelischen Abkommens über die Wiedergutmachung eine Sondersendung. Bei dieser Gelegenheit wurde zum ersten Male eine deutsche Ansprache durch den israelischen Rundfunk verbreitet. Es war die Rede, die der damalige deutsche Verhandlungsleiter, Professor Böhm, bei der Unterzeichnung des Abkommens gehalten hatte. Der Leiter der Israel-Kommission in Köln, Dr. Shinnar, würdigte die getreue Einhaltung des Abkommens. Der Generalsekretär der Israelischen Arbeiterpartei, Dr. Josefthal, betonte, daß über 40 Prozent des Abkommens bereits erfüllt worden seien. Bisher seien fünfzehn Schiffe aus deutschen Werften sowie Eisenbahnmateriale, Dieselmotoren, Kabel und andere Produktionsgüter im Rahmen des Abkommens an Israel geliefert worden (vgl. unten).
(Aus: Badische Zeitung Nr. 212 [Freiburg i. Br., 13. 9. 1957].)

Ein Interview mit Dr. Shinnar

Aus dem im „Davar Hashawua“ (dem Organ der Histadruth, der Gewerkschaft) vom 15. August 1957 erschienenen Interview mit Dr. Shinnar, dem Leiter der Shilumim, der Einkaufsdelegation des Staates Israel (Israel-Mission, Köln).

Frage: Wie beurteilen Sie die Situation im Zusammenhang mit der Abwicklung der Shilumim?

Dr. Shinnar: Seit der Unterzeichnung des Shilumim-Abkommens am 10. September 1952 sind fast 5 Jahre verstrichen. Das Abkommen wird seither durchgeführt und wir bekamen bisher an 40 % des vereinbarten Betrages in Form jener Waren, die in dem Shilumim-Abkommen angeführt sind, incl. Öl für 75 Millionen Mark, oder 18 Millionen Dollar jährlich. Dieses Öl wurde bei englischen Lieferanten bestellt, während die Deutschen den Gegenwert bezahlten.

Im Rahmen des Shilumim-Abkommens erwarb Israel die Ausrüstung für die Erweiterung seines Elektrizitätsnetzes, der Eisenbahn und der Post sowie eine Reihe von Schiffen, die zur Vergrößerung der Israel-Flotte beitragen.

Die Shilumim stellen insgesamt 15—20 % des israelischen Jahres-Imports dar. Die Ausrüstung nimmt einen wichtigen Platz in unseren Entwicklungsplänen ein, wobei zu bemerken ist, daß Israel seine Entwicklungsprogramme auch aus anderen Quellen durchzuführen gedenkt, z. B. aus französischen und amerikanischen und aus der Anleihe der Ex- und Import-Bank in den USA. Wenn diese Programme, sowie die Shilumim, realisiert werden, werden die Entwicklungspläne auf landwirtschaftlichem und industriellem Gebiet innerhalb von 5 bis 10 Jahren durchgeführt werden können, und Israel wird zu einer Verkleinerung seines Imports, zu einer Vergrößerung des Exports und zu einer besseren Situation seiner Handelsbilanz gelangen.

Frage: Weiß das deutsche Volk etwas über die Durchführung der Shilumim, und sehen die Deutschen in den Shilumim die Bezahlung einer Schuld?

Dr. Shinnar: Man darf sagen, daß für das deutsch-israelische Abkommen Verständnis und Wertschätzung unter den Deutschen besteht, denn es bringt das neue Deutschland zum Ausdruck, und den Willen, den materiellen Schaden gutzumachen, der durch das nationalsozialistische Regime angerichtet wurde.

Frage: Welche Bedeutung hat die arabische Propaganda in Deutschland gegen die Shilumim?¹

Dr. Shinnar: Die arabische Propaganda gegen die Shilumim geht weiter. Dank der klaren Haltung der Deutschen verstehen aber die Araber, daß sie sich mit dem Abkommen und seiner Durchführung abzufinden haben. Die Araber haben schon bei verschiedenen Gelegenheiten erklärt, daß sie keine andere Wahl haben, als sich mit dem Abkommen und seiner Durchführung im Hinblick auf die feste deutsche Haltung abzufinden, daß nämlich der Shilumim-Vertrag eine

Angelegenheit ist, die zwischen Israel und Deutschland abgewickelt wird und in die sich keine dritte Partei einmischen darf.

Frage: Sind alle Hoffnungen aufgegeben worden, auch aus Ostdeutschland Shilumim zu bekommen?

Dr. Shinnar: Ich kann mich bei Beantwortung dieser Frage auf die Feststellung der Tatsache beschränken, daß seit Überreichung der ersten Note an die vier Großmächte in der Angelegenheit der Wiedergutmachung am 10. März 1951 wir bei verschiedenen Gelegenheiten an Ost-Deutschland die Forderung nach Wiedergutmachung gestellt haben, bisher haben wir kein Gehör gefunden. Wir haben jedoch nicht verzichtet und nicht aufgehört, die Angelegenheit zu behandeln.

5 Jahre Deutschland-Israel-Vertrag

Von Kurt R. Grossmann, New York

Aus der jüdischen Zeitschrift „Neue Welt“ ([IX/23—24] Wien, September 1957) bringen wir den folgenden Auszug:

Wenige Tage vor der Ratifizierung des vor fünf Jahren unterzeichneten Deutschland-Israel-Vertrages schrieb ich in einem in der deutschen Presse weitverbreiteten Artikel unter anderem:

„Damit (mit der Ratifizierung) ist im Goetheschen Sinne der Anfang zur Tat gesetzt, denn mit dem Transport der materiellen Güter nach Israel werden die moralischen Kräfte, vielleicht auch die politischen ausgelöst, die beginnen werden, jene Annäherung zu fördern, die notwendig ist, um die beiden Völker wieder einander näherzubringen. Dieser Prozeß wird der Natur der Sache nach lange währen, aber die Ratifizierung des Deutschland-Israel-Vertrages wird ihn ermöglichen. Das ist über die in dem Vertragswerk genannten Milliarden und Warenkategorien hinweg seine größere und tiefere Bedeutung.“

Fünf Jahre später scheint es wichtig zu sein, zu prüfen, ob unsere Erwartungen sich erfüllt haben. Es ist keine Frage, daß das Abkommen für Israel wirtschaftlich ein großer Segen war. Vielleicht hätte es die vielen wirtschaftlichen Krisen gar nicht überstehen können, wenn nicht Westdeutschland in das importhungrige Israel 30 Prozent seines Einfuhrbedarfs hineingepumpt hätte. Mehr als 30 000 Aufträge an mehr als 3700 Firmen hatten aber auch deutschen Arbeitern und Angestellten Brot und Arbeit gegeben.

Von den 715 Millionen Dollar, gleich 3 Milliarden DM, die Israel unter dem Abkommen erhalten soll, sind bisher 273 809 000 Dollar verbraucht. Davon wurden für 184 524 000 Dollar 950 000 t Waren, wie Stahl, Eisen und andere Metalle, Maschinen, Automobile und verschiedene industrielle Zubehöerteile, wie auch landwirtschaftliche Produkte geliefert. 55 Prozent der gelieferten Waren wurden für Entwicklungsprojekte des Landes verwandt, während der Rest für sofortigen Verbrauch bestimmt war.

Unter den Warenlieferungen stehen 15 Schiffe mit einer Gesamttonnage von 95 000 an erster Stelle. Unter ihnen befinden sich die drei modernen Passagierschiffe, „Israel“, „Zion“ und „Theodor Herzl“, ein Öltanker mit 18 500 t, ein Trockendock für notwendige Reparaturen und endlich 10 Frachtschiffe. Weitere Frachter (2500 t per Schiff) sind im Bau und werden den israelischen Schiffsfirmen jeweils nach Fertigstellung übergeben.

Wenn Israel eigenes Öl zu bohren versucht, braucht es die entsprechende Maschinerie — und auch diese wird aus Deutschland geliefert. Die Hälfte des elektrischen Zubehörs für Elektrizität erzeugende Kraftwerke sind in Israel angekommen und der Rest ist auf dem Wege. Man plant damit, den elektrischen Stromverbrauch Israels innerhalb von 12 bis 18 Monaten zu verdreifachen.

Um das wirtschaftliche Bild abzurunden, muß noch hinzugefügt werden, daß vor einiger Zeit eine deutsche Industriellendelegation Israel besuchte, um über Investitionen und Verwertung deutscher Patente Besprechungen zu führen. Israel wurde eingeladen, an deutschen Messen teilzu-

¹ Das Recht zu sühnen, Rechtsgrundsätzliches zum arabischen Einspruch gegen das Israel-Abkommen. Rundfunkrede von Otto Küster vom 17. 11. 1952 sowie der Wiedergutmachungsvertrag und die arabischen Staaten. Rundfunksendung von Prof. Dr. Franz Böhm vom 18. 11. 1952 (im Rundbrief Nr. 19/20, S. 11.).

nehmen — und deutsche Reisebüros bieten zum ersten Mal ihren Kunden Touren nach Israel an. Im Heiligen Land wird deutsche Musik gehört, deutsche Vorträge finden eine aufmerksame Hörschaft. Kann man aus dieser materiellen Bilanz daher den Schluß ziehen, daß, wie ich es vor fünf Jahren formulierte, „die moralischen Kräfte, vielleicht auch die politischen, ausgelöst“ worden sind?

Die Beantwortung dieser Frage ist nur in zwei Teilen möglich. Was die politische Seite des Problems anbelangt, so sind die deutsch-israelischen Beziehungen, um Außenminister von Brentano zu zitieren, „eindeutig und gut“. Man kann sehr wohl auch im politischen Sinne von einer de-facto-Freundschaft sprechen. Die politische Realität sieht jedoch sehr verschieden davon aus. Ich erinnere mich noch sehr deutlich der deutschen Stimmen, die vor drei oder fünf Jahren argumentierten, daß Israel nach dem ersten Schritt des Abschlusses des Luxemburger Abkommens den zweiten der Aufnahme diplomatischer Beziehungen folgen lassen sollte. Es war Staatssekretär Dr. Walter Hallstein, der in einer in „Das Parlament“ vor drei Jahren veröffentlichten Erklärung für Israels zögernden Standpunkt Verständnis fand. Mit anderen Worten, wenn Israel damals diplomatische Beziehungen mit der deutschen Bundesrepublik hätte aufnehmen wollen, wäre das durchaus von deutscher Seite begrüßt worden. Mit der Verschärfung des Nah-Ost-Konfliktes und der geschickten, demagogischen Einwirkung Ostdeutschlands und der Infiltrierung der Sowjetunion in den Nahen Osten hat sich das offizielle Bonn von einer Normalisierung der deutsch-israelischen Beziehungen vorsichtig entfernt. Das offizielle Westdeutschland befürchtet, daß Ägypten und Syrien Ostdeutschland diplomatische Anerkennung gewähren würden, wenn es seine an sich guten Beziehungen zu Israel mit der Toga der diplomatischen Anerkennung verschönern würde. Die Meinung der Diplomaten ist augenscheinlich, daß jede Prestigestärkung des östlichen Regimes eine Verzögerung der Wiedervereinigung zur Folge haben könnte. Diese Auffassung wird zum Beispiel von den Sozialdemokraten nicht geteilt, da Erich Ollenhauer in den USA im Februar und erneut nach seiner Rückkehr aus Israel sich für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen ausgesprochen hat.

Als Freund des neuen Deutschland bedaure ich diese Haltung, die mir sachlich nicht gerechtfertigt erscheint, um so mehr als zwischen Nah-Ost-Staaten und Ostdeutschland ein recht intensiver Handel besteht und, wie wir aus den Boykottandrohungen der arabischen Staaten gegen die Ratifizierung des Luxemburger Abkommens wissen, sie immer wieder bluffen. Der „Economist“-London hatte damals Deutschland sehr richtig angeraten, sich nicht von den Drohungen der Araber ins Bockshorn jagen zu lassen. Dieser Rat kann heute nur unterstrichen werden...

17/11) Frieden und Solidarität mit Israel

*Werkwoche der Deutschen Volkschaft in Bilstein
vom 18. bis 24. August 1957*

Die ‚Deutsche Volkschaft‘, eine offene Gemeinschaft von Christen der verschiedenen Bekenntnisse, Berufe und Parteien zur Gestaltung des politischen und kulturellen Lebens aus dem Geiste der Jugendbewegung, stellte ihre 12. Werkwoche auf Burg *Bilstein* vom 18. bis 25. August 1957, die in jedem Jahre ein wichtiges, sonst oft gemiedenes Thema mutig angeht, unter das Thema: ‚Frieden und Solidarität mit Israel‘. Die Werkwoche wurde eröffnet von Pfarrer B. *Drees* mit einem Referat: ‚Die Juden und wir‘. Es bot den Teilnehmern Motiv und Grund für die Themawahl und gab eine Einführung in das Gesamtgebiet. Unter Hinweis auf die in den Rundbriefen veröffentlichten Thesen und Richtlinien für die religiöse Unterweisung (vgl. Freiburger Rundbrief Nr. 29/32, S. 9 ff. u. Nr. 8/9, S. 9 f.) wurde die in Vergangenheit und Gegenwart noch vielfach falsche Darstellung der Rolle des Volkes Israel und seiner Führer zur Zeit Jesu in der Heilsgeschichte, besonders im Leben

und beim Sterben Jesu, und die daraus entspringende religiöse und geschichtliche Unwissenheit als einer der Gründe für die Anfälligkeit der Christenheit für den Antisemitismus aufgeführt. Es folgte eine Exegese der atl und ntl Sprechweise vom ‚Auserwählten Volke Israel‘ und des in ihr verborgenen Sinnes und Zweckes der immer noch bestehenden Auserwählung: der Universalismus des Heiles. Hierin wurde der tiefste Grund aufgezeigt, warum das Thema der Tagung uns heute so sehr angeht. Als dritten Grund für die Themastellung führte Referent die unter dem NS-Regime erfolgte Ausrottungspolitik an, die uns gerade als deutsche Menschen verpflichtet, uns diesem Thema zu stellen. Dabei wurden besonders die in den Rundbriefen veröffentlichten Fakten und Zahlen herangezogen. Es gibt ja auch heute noch selbst unter den Gutwilligen sehr viel Unwissenheit und darum auch so wenig Bereitschaft für die Solidarität mit Israel. Die Werkwoche sollte den Teilnehmern vor allem ein Kennenlernen der vollen, unentstellten Wahrheit über Entstehung, Aufbau und inneres Leben des Staates Israel bringen, aber auch Kenntnis seiner Außenpolitik vermitteln, damit sie über die Vorgänge der jüngsten Vergangenheit und der nächsten Zukunft gerecht urteilen und ihren Mitmenschen in dieser Frage echte Aufklärung geben könnten. Dabei wurde immer wieder der religiöse Hintergrund der atl und ntl Heilsgeschichte sichtbar, der plötzlich in den Referaten und in den oft sehr ausgiebigen Gesprächen unvermutet auftauchte. Die Werkwoche hat ihr Ziel in hohem Maße erreicht. Es waren unter den 240 Teilnehmern etwa 100 Erwachsene und etwa 40–50 Jugendliche im Alter von 16–20 Jahren, die ‚Junge Volkschaft‘, die in Sonderreferaten und Aussprachen, vor allem mit Prof. K. *Thieme* und Pfarrer *Drees*, einmal sogar bis in späte Abendstunden hinein, nicht müde wurde, Fragen zu stellen und Antworten aus den Hauptreferaten für ihr Verständnis zu erörtern. Vor allem interessierte die Jugend eine von K. *Thieme* gebotene Übersicht über die Geschichte des Antisemitismus und eine richtige Darstellung der Rolle der verschiedenen Parteien und Gruppen in der Leidensgeschichte Jesu. Dabei wurden manchem Jugendlichen erstmalig die Zusammenhänge in der rechten Schau deutlich erkennbar. Es darf als Gewinn gebucht werden, daß auf diese Weise bei der Jungen Volkschaft Aufgeschlossenheit für diese Fragen und Bereitschaft für Frieden und Solidarität mit Israel erreicht wurde.

Rafael W. *Merlin* gab in seinem Referat: ‚Das Problem Israel — Versuch einer Deutung‘ einen geistesgeschichtlichen Überblick über die Situation der Judenheit in der Zerstreuung seit der Zerstörung des Tempels und zeigte auf, wie die Judenheit ihre Situation ohne Land und Staat im Mittelalter und in der Neuzeit verstand und zu meistern suchte. Sie geriet dabei in ein immer jeweils anderes Verhältnis zum Judentum. Referent ging aus von der Abraham zuteil gewordenen Offenbarung des Einen Gottes und wies eingangs deutlich auf, wie dem jüdischen Volk aus dieser Offenbarung und der ihm aus ihr erwachsenen Aufgabe sein einzigartiger Ort unter den übrigen Völkern gegeben ist. Dadurch wurde es ein Geschichtsvolk par excellence, das mit seiner Religion und Geschichte eine nie aufgebbare, manchmal aber nur verborgen anwesende Einheit bildete und noch bildet. Mit der seit dem Exil entstehenden Aufspaltung von Judenheit und Judentum ist eine dauernde Konfliktsituation gegeben, der Widerstreit zwischen der großen, göttlichen Bestimmung und der irdisch-politischen Not des Tages. Das führte zu immer verschiedenen Antworten. Aus dieser Konfliktsituation interpretierte Referent die 20 Jahrhunderte des Exils und zeigte auf, wie der stets andauernde Daseinskampf die Judenheit in die Rolle zwang, die sie in der Geschichte gespielt hat. Dabei taucht im Hintergrunde dieses Kampfes immer wieder das Ziel auf: Rettung und Erhaltung des Judentums. Verwirklichung von Lehre und Gesetz. Als in der Aufklärung die assimilatorische Tendenz aufkommt, wird auch die Judenheit erfaßt von der nationalen Idee des Bürgertums. Im Reformjudentum wird sogar

die gottesdienstliche Form der christlichen Umwelt angepaßt und nachher bei vielen Juden das Judentum auf einen humanitären Gehalt reduziert. Die gesellschaftliche Emanzipation einzelner trägt zum Schwinden des jüdischen Nationalbewußtseins wesentlich bei. Referent gibt dann einen knappen Überblick über die zionistische Bewegung, vor allem seit Th. Herzl, die zunächst nach bürgerlicher Denkweise das jüdische Nationalbewußtsein neu belebt und im Basler Programm von 1897 eine öffentlich-rechtliche, gesicherte Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina fordert. Trotz Fehlen einer geistlichen Autorität im Zionismus wird die Emanzipation nicht mehr als Voraussetzung der Assimilation an die Wirtsvölker gesehen, sondern dem entgegen als Vorbedingung für die Sammlung der Zerstreuten und für die Wiederherstellung eines Judenstaates. Der Arbeiterzionismus übernimmt entschlossene Pionieraufgaben in Palästina und beeinflusst auch die ideologische Entwicklung der zionistischen Bewegung. Im Unterschied zu jeder anderen nationalen Freiheitsbewegung ging es hier einem Volke *ohne Land* um die Wiederherstellung seiner nationalen Existenz. Referent stellte die ungeheuren Schwierigkeiten dar, die diesem Ziel entgegenstanden und gibt eine genaue Geschichte der Entstehung des Staates Israel. So wurde die Judenfrage von den Juden selbst gestellt und eingesehen, daß ihre Lösung ihnen selbst oblag. Der Zionismus kämpfte nicht gegen den Antisemitismus, sondern für die Juden selbst, für die Rückkehr in ihre Heimat. Damit wird die Judenheit wieder geschichtsmächtig. Th. Herzl stirbt 1904, aber seine Voraussage, fünfzig Jahre nach dem ersten Zionistenkongreß werde der Judenstaat eine Realität sein, hat sich nahezu auf den Tag bewahrheitet, und die Judenheit hat aufgehört, nur ein Objekt der Politik anderer Völker zu sein. In dem nachfolgenden Gespräch gibt R. W. Merlin reichhaltige Aufklärung über die innere, gesellschaftliche und wirtschaftliche Struktur des Staates Israel, über die ungeheure Leistung des Aufbaues in den Siedlungen und Städten, über die kulturelle Arbeit, über das Schulwesen, die Organisation der Gewerkschaften und Parteien, über die Erneuerung der toten liturgischen Sprache des Hebräischen zu einer nationalen Umgangssprache, die den Nährboden für die junge israelische Kultur abgibt und Israel, als Judentum und Judenheit verstanden. Anteil am Weltgeschehen verleiht. Diese Auskünfte ermöglichen den Teilnehmern ein intensives Kennenlernen der innenpolitischen Situation.

Dieses Kennenlernen wurde glücklich ergänzt und sehr anschaulich gemacht durch einen Reisebericht von Frau Dr. Gertrud Luckner: sie brachte eine Fülle guter Buntaufnahmen aus Israel mit, die auf lebhaftes Interesse stießen, und den Lebenswillen im Staate Israel und die großen Leistungen auf allen Gebieten des Aufbaues der Werkwoche bekannt machten. Auch Frau Luckner gab auf viele Fragen Antwort und konnte so das Bild der inneren Situation Israels in wesentlichen Punkten deutlich machen. Der Film: 'Israel, Land der Hoffnung' wurde zweimal gezeigt und fand beste Beachtung. Der Wille zur Information blieb die ganze Werkwoche hindurch wach und führte zu ungezählten Einzel- und Gruppengesprächen. Der Abend des zweiten Tages brachte ernste Musik und Lesungen aus der Dichtung von Karl Wolfskehl durch R. W. Merlin.

Als nächster Referent sprach Senatsdirektor E. Lüth über 'Unsere Mitverantwortung am Staate Israel und zur Frage der Wiedergutmachung'. Seine Thesen sind den Lesern der Rundbriefe bekannt und wurden durch die teilweise recht erfreulichen Erfahrungen, die E. Lüth in Hamburg und anderswo in der Heranführung der Jugend an ethisch verantwortliches Denken und Stellungnehmen zum Problem Israel gemacht hat, ergänzt. Auch in Bilsen wirkte sein mit unerhörter persönlicher Wärme vorgetragenes Referat höchst eindrucksvoll auf die Junge Volkschaft. Im Referat selbst wurden die rechtlichen Gesichtspunkte weniger dargestellt. Aber in der Diskussion kamen besonders die Unzulänglichkeiten der finanziellen Wiedergutmachung zur Sprache. Dabei wurden beunruhigende Tatsachen bekannt. Es gibt auch

jetzt noch viele durch die Verbrechen der Hitlerzeit an Leib und Gut geschädigte jüdische Menschen, die ihre berechtigten Hoffnungen und Ansprüche nicht oder nur sehr langsam erfüllt bekommen. Viele von ihnen sind alt und arm, die finanziellen Leistungen verschleppen sich über dem fast unvermeidlichen Papierkrieg. Auch wird durch mangelhafte Ausführungsbestimmungen und sogar durch vorsätzliche Verschleppungstaktik manches bange Warten noch verlängert. Doch konnte Referent auch berichten, daß durch die Leistungen der Bundesrepublik an den Staat Israel viel Gutes geschaffen werden konnte. Auch hat er bei seinen Besuchen in Israel echte Versöhnungsbereitschaft angetroffen, wenn auf unserer Seite die Mitverantwortlichkeit für die Wiedergutmachung des zugefügten Leides vorhanden ist und offen anerkannt wird. An einem Abend der Werkwoche wurde der französische Film 'Nacht und Nebel' vorgeführt. Damit kam den Teilnehmern auf das Deutlichste die schändliche deutsche Vergangenheit der Nazizeit, die so leicht vergessen und auch absichtlich verschwiegen wird, hart und nüchtern zu Bewußtsein. Vor allem war sie den Jugendlichen in diesem Ausmaß und in ihrer unmenschlichen Scheußlichkeit noch unbekannt, und so bewirkte der Film eine heilsame Erschütterung, die bei vielen Teilnehmern die Bereitschaft zur tätigen Mitverantwortung erhöhte.

Zum Thema 'Die Auseinandersetzung des Staates Israel mit den Nachbarstaaten' sprach der Schweizer Journalist Fritz René Allemann. In diesem mit großer Sachkenntnis vorgetragenen Referat wurde den Teilnehmern der Werkwoche eine leidenschaftslose, objektive Darstellung der israelisch-arabischen Verhältnisse geboten. In ihr kam zum Ausdruck, wie sehr in diesen Ländern des vorderen Orients die Linien der großen Weltpolitik schnittpunktartig zusammenlaufen, und wie vom Abbau des Kalten Krieges zwischen Ost und West auch die Befriedung der israelisch-arabischen Beziehungen abhängig ist. Referent betonte, daß in den Konflikten zwischen Israel und den Araberstaaten vorrationale und religiöse Momente hineinspielen, auch auf Seiten der Araber, die sich als das Volk Mohammeds, als das heilige Schwert des Islam fühlen. Nachdem Referent auf die Entwicklung des Zionismus eingegangen war und die Balfourdeklaration interpretiert hatte, die zweideutig nur von einer Heimstätte der Juden in Palästina spricht, brachte er genaue Zahlenangaben über die jüdische Einwanderung nach Palästina, über die arabische und jüdische Bevölkerung in den einzelnen Jahren vom ersten Weltkrieg an bis jetzt. Sie zeigen einen ständig anwachsenden Druck der Juden in dem Lande an, der von den Westmächten nicht abgelenkt werden konnte. Nachdem der Versuch scheiterte, aus Palästina einen gemischt jüdisch-arabischen Staat zu schaffen, gemäß dem Bericht der gemeinsamen englisch-amerikanischen Kommission, gelang es auch nicht, zwei durch Wirtschaftsunion verbundene Staaten auf dem Boden Palästinas zu errichten. So wurde die Existenz des Staates Israel erkämpft, weil sämtliche arabischen Staaten den Teilungsbeschluß der Vereinten Nationen nicht hinnehmen wollten, und er wurde durch den Sieg der Israelis größer, als in dem Teilungsbeschluß vorgesehen war. Mit der Niederlage der arabischen Heere ging die Massenflucht der arabischen Bevölkerung aus dem Gebiet des neuen Staates Israel zusammen. Referent bot genaue Einblicke in das wirkliche, arabischerseits auch willentlich aufrechterhaltene Flüchtlingselend der Araber an den Grenzen Israels, deren Existenz weiter provisorisch erhalten wird und von internationaler Wohltätigkeit abhängt. Hierüber sind die Leser der Rundbriefe schon informiert worden. Den tieferen Grund für die Niederlage sah der Referent auf sozial-politischem Gebiet. Es war eine Niederlage einer unterentwickelten, noch stark mit feudalen Zügen ausgestatteten Gesellschaft. Das hat die Araber gezwungen, nach neuen Formen der Gesellschaft und des Staates Ausschau zu halten und das gesamtarabische Nationalgefühl zu stärken. Zugleich aber wird durch den aufgeputzten Revanchegedanken, der den Staat Israel von der Landkarte ausradieren will, eine echte, innere Gesellschaftsneuordnung

äußerst erschwert, wenn nicht verhindert. Die Araber befürchten ja eine aggressive, imperialistische Ausdehnung der Israelis. Die ständige Notwendigkeit der Verteidigungsbereitschaft bringt ihrerseits für den Staat Israel die große Gefahr mit sich, stets ein hochgerüsteter Militärstaat sein zu müssen. Referent sprach hier von einem Teufelskreis, der nur durch politische Vernunft und die Lösung des Ost-West-Konfliktes durchbrochen werden kann, da zur Zeit die Bedingungen, die von beiden Seiten für Verhandlungen gestellt werden, derart sind, daß sie von keiner Seite angenommen werden. Für die Werkwoche war es sehr wertvoll, daß der arabische Dominikaner Fr. Lukas *Ramzi H. Málík* anwesend war, der in der Aussprache die besondere Not und den Anspruch der Araber in durchaus irenischer Weise vertrat und die Lösung dieser schwierigen Probleme vor allem durch eine Glaubensvereinigung aller unvereinten Brüder vertrat. Den Teilnehmern wurde deutlich bewußt, daß in der Frage: 'Frieden und Solidarität mit Israel' auch der Friede mit den Arabern und ein gerechter Ausgleich der beiderseitigen Interessen eingeschlossen sein muß. Die Sympathie der Teilnehmer war bei aller Bemühung um rechtes Urteilen und Verstehen auf Seiten der Israelis.

Der letzte Teil der Tagung brachte zugleich die Höhepunkte und führte tief hinein in die religiöse und theologische Thematik der Heilsgeschichte, die in dem ersten Referat bereits deutlich angeschnitten war. Rabbiner Dr. R. R. *Geis* sprach in seinem Referat über 'Das Land Israel und das Volk der Propheten'. Darin überhöhte er die vorher erörterten Anstrengungen um die neue Landnahme des Volkes Israel in Palästina dadurch, daß er sie unter das Wort Gottes stellte. Gemäß der prophetischen Kündigung ist eine rein innerweltliche, normale Beziehung des Volkes Israel zu dem Land in Palästina von Anfang an nie gegeben und später immer wieder, wenn das Volk oder seine politische Führung sich rein innerweltlich in dem Lande etablieren wollte, durchbrochen worden. Andere Völker sind eingewandert von alters her. Anders Israel, das zugewandert ist in das von Gott Gelobte Land, welches aber Sein Eigentum bleibt. Schon der Stammvater Abraham ist zugewandert als ein Fremder in das Land, das seinen Nachkommen nicht als normale Heimat dienen soll, sondern ihnen angelobt wird. Später soll das Volk im babylonischen Exil wesentliche Merkmale seines religiösen Seins ausbilden und erneut bitter lernen müssen, daß das Land Gottes Eigentum ist und Israel ein Gast in ihm. Dieser Gastcharakter Israels im eigenen Land wurde immer wieder von den beauftragten Kündern Gottes herausgestellt und kommt auch bei einem so erdgebundenen Fest, wie es das Erntedankopfer sein kann, zum Ausdruck, wenn dabei gesprochen wurde: „Ein Nomade war mein Vater“ (Deut 26, 5). In diesem Glauben, als Gast nur im eigenen Lande zu weilen, kommt immer wieder in der Geschichte Israels die religiöse Fragwürdigkeit der irdischen, nationalen Sicherheit zum Ausdruck. Die Propheten bringen es mahnend und fordernd dem Volk und vor allem den Königen zu Bewußtsein, daß es Unsinn ist, politisch normal sein zu wollen. Das führt zu einer Theopolitik und selbstverständlich auch zu schweren Konflikten zwischen dem institutionellen Königtum und den in der Freiheit des göttlichen Ereignisses berufenen Propheten. Für Israel sind die Propheten nichts Außergewöhnliches, sondern klare Sprecher seiner geschichtlichen Situation. Schon durch seine geographische Lage ist dieses Land dazu prädestiniert, den darauf Wohnenden keine Heimat im normalen Sinne zu bieten. Wenn die Propheten sich in die Politik einmischen, um König und Volk vor heidnischen Bündnissen zu warnen, so ist ihre Warnung immer theopolitisch klug, weil ihr Volk nicht wie andere Völker 'normal' politisch denken darf, sondern stets das Eigentumsrecht Gottes an seinem Land beachten soll. Dieser durch die Propheten begonnene Konflikt lebt nach dem Referenten weiter bis an das Ende der Zeiten. Referent belegte diese Situation durch viele bildhafte Lehrsprüche der Rabbinen und durch die Geschichte des Verhältnisses der Juden zu dem Gelobten Land. Daraus erklärte

er auch die durch die Jahrhunderte nicht abreißen den messianischen Aufstände und Versuche der Rückkehr nach Palästina bis zum Zionismus hin, der auch von der Schau der Propheten in heilsame Kritik genommen wird. Es gibt für die Juden keine Flucht in ein irdisches Prinzip der Nationalstaatlichkeit und des rein innerweltlich verstandenen Landesbesitzes. Die ständigen Versuche, nach Palästina zurückzukehren, sind keineswegs nur rein politisch zu verstehen. Das Land *darf* nicht preisgegeben werden, weil es dem Volke von Gott gegeben ist mit dem Auftrag, hier das Gebot Gottes zu verwirklichen: Leben und Wirklichkeit so zu erhöhen, daß sie vor Gott bestehen können. Darum die Sehnsucht der Juden nach diesem Land, darum ihre Gebete um Rückführung aus der Gefangenschaft von allen Orten der Erde. Referent zeigte auch auf, wie sich diese Sehnsucht im Brauchtum der Juden bis auf den heutigen Tag ausdrückt, wie in allen Jahrhunderten jüdische Dichter und Philosophen mit Zähigkeit daran festhalten, sie in Liedern besingen und mit anderen Gedanken, z. B. mit dem Chiliasmus verknüpfen. Wenn gleich in der Gegenwart der moderne Nationalismus im Staate Israel die Dominante abgibt und in einem gewissen Abstand davon erst die religiöse Begründung für das Festhalten an dem Gelobten Lande folgt, so rührt nach dem Referenten vieles eben daher, woran das heutige Israel krankt. Die folgende Diskussion um dieses erregende Referat brachte eine wesentliche Vertiefung der vorher gehörten Tatsachen und Gesichtspunkte und gipfelte in der Frage aus dem Teilnehmerkreis nach der Messianität Jesu, die von dem Referenten klar und eindeutig, aber durchaus unverletzt abgelehnt wurde, weil nach jüdischem Glauben mit dem Kommen des Messias die Welt total verändert wird, was die Christen erst von dem zweiten Kommen des Christus Jesus erwarten.

Nach der theologischen Sicht des Verhältnisses Israels zu dem Gelobten Land von jüdischer Seite sprach Prof. Dr. Karl *Thieme* über das Thema: 'Völker Gottes' oder 'Gottes Volk'? — Dabei wurde noch einmal die Frage gestellt, wie wir zu den Juden im Gesamtplan des göttlichen Heilsplanes stehen. Diese Frage war während der Werkwoche schon gelegentlich angeklungen, aber sie wurde nun zum eigentlichen Thema und war in die weitergehende Frage einbezogen, wie wir überhaupt zu den anderen Gruppen stehen, die noch nicht zur sichtbaren Kirche auf Erden gehören. Die Offenbarung in Schrift und Überlieferung hält daran fest, daß die Erwählung der Juden unter allen Völkern unumstößlich weiterbesteht derart, daß die Juden nach dem Heilsplan Gottes nie ihre Bestimmung verlieren, mit den erst später als sie selbst hinzuberufenen Heiden zusammen *ein* Gottesvolk aus *allen* Völkern zu bilden. Diese Tatsache gerade bildet nach dem Referenten auch den tiefsten Grund für die nationalsozialistische Ausrottungspolitik gegenüber den Juden und war bei Hitler das ausgesprochene Motiv, „das Gewissen, diese jüdische Erfindung“, mit den Juden 'auszumerzen'. Deshalb können auch die jüdischen Opfer dieser Verbrechen Hitlers — wie etwa die durch Herodes gemordeten Kinder Bethlehems, — als Martyrer im theologischen Sinn des Wortes bezeichnet werden, weil in ihnen der sie auserwählende, wahre Gott getroffen werden sollte. Die Erwählung Israels mit dem ganzen Gefolge dessen, was die Juden dadurch an Heilserweisen Gottes haben und behalten, nämlich sein Wort, sein Gesetz und seine Verheißungen (Röm 9, 4), ist auch bestimmend dafür, daß es den Juden gegenüber eine christliche Missionierung in dem Sinne wie den Heiden gegenüber nicht geben kann. Über diese Frage wurde auch in einem bedeutsamen Abendgespräch zwischen Prof. *Thieme* und Father *Oesterreicher* diskutiert. Father *Oesterreicher* bemüht sich seit Jahrzehnten um die Begegnung der Juden mit Christus. Er gab zu diesem Zwecke von 1934 bis 1938 in Wien eine Zeitschrift 'Die Erfüllung' heraus und arbeitet heute in Amerika an demselben Ziel als Herausgeber des Jahrbuches 'The Bridge'. In diesem Gespräch blieben gewisse Nuancen unterschiedlicher Auffassung bestehen. K. Thieme hält die Einbeziehung

der Juden in die Una-Sancta-Arbeit für letztlich unabdingbar und machte es in seinem Referat deutlich, daß wir die Juden in bevorzugter Weise als potentielle Bürger des Ewigen Jerusalem, des in den Eschata offenbaren Gottesvolkes zu sehen haben, zu dem dann noch andere Gruppen stoßen werden. Sie sind bei einer Verkündigung, die sie mit der Kirche Christi eine verständnisvolle Beziehung gewinnen lassen will, auch als solche ‚Jerusalemiten‘ anzusprechen. Dabei darf aber der Anspruch der wahren Kirche Jesu Christi und seines Stellvertreters Petrus auf die ausschließliche Rechtmäßigkeit ihrer Lehre nicht eingeschränkt werden, weil sie *allein* in der Zeit zwischen Himmelfahrt und Wiederkunft Christi das Königtum Gottes auf Erden schriftgemäß institutionell repräsentiert. Darin führt die Kirche durch die Geschichte das Erbe des atl Judentums (der ‚Cathedra Moysis‘ von Matth 23, 2) weiter. Das nachatl Judentum behält eine innere Verwandtschaft mit der katholischen Kirche, insofern ja auch sie Gesetz, Überlieferung und menschliches Wirken betont. Für Katholiken wie für Juden besteht aber die beiden gemeinsame Gefahr der Versuchung zu falscher Sicherheit, Selbstberuhigung und Eigenmächtigkeit. Das ‚Wir sind Kinder Abrahams‘ und das ‚Wir sind im wahren Christentum‘ ist sicher nicht inhaltlich falsch, kann aber falsch aufgefaßt werden, so daß die eigene Gerechtigkeit vor Gott aus der Rechtmäßigkeit der gottgesetzten Institution von Gesetz oder Kirche abgeleitet wird. Auch bleibt bis zur Parusie Spannung, ja wirklicher Gegensatz bestehen zwischen der Lehre der wahren Kirche und jeder ihr widersprechenden Verkündigung. Diese Spannung darf nicht durch geschichtstheologische Spekulationen (sog. ‚Braucht‘-Theorie von den je partiellen Wahrheiten der ‚Petrus‘-, ‚Paulus‘- und ‚Johanneskirche‘) verharmlost werden und ist vor dem jüngsten Tag nach menschlichem Ermessen wohl niemals aufzuheben. Aber unbeschadet der Rechtmäßigkeit der göttlichen Institutionen bleibt Gott frei auch außerhalb ihrer zu wirken auf eine unmittelbare Weise, wie er es durch seine Propheten auch in Nord-Israel, durch das Apostolat des Paulus und immer wieder durch Geistbegnadete getan hat. Er kann durch Protest und Widerstand Innen- und Außenstehender gegen falsche Selbstsicherheit und alles, was aus ihr folgt, ereignishaft in die Geschichte hineinwirken und so sein Herrsein in der Welt überhaupt und gegenüber seinen ungehorsamen Knechten im rechthabigen Raum zur Geltung bringen. Damit ist nicht gesagt, daß alles, was in solchem Widerstand protestierend gesagt und getan wird, in jeder Hinsicht richtig ist. Aber Gott kann sich aus Nichtjuden und Nichtkatholiken ‚zerstreute Kinder‘ sammeln, die aus für sie jetzt unüberwindlichen Erkenntnis-Hindernissen und Irrtümern hier auf Erden nicht zur rechtmäßigen Herde des Einen Hirten kommen wollen und können. Aber sie werden am Tage Christi als Angehörige Seines Volkes erkennbar sein. Wir sollen auch sie jetzt schon als auf andere Weise potentielle Bürger des Gottesvolkes gelten lassen, so daß man mit Recht, einer gut bezeugten Lesart von Apk 21, 3 folgend, auch von ‚Völkern Gottes‘ in der Vollendung seines Reiches sprechen kann. Die verschiedenen Gruppen: Juden, nichtkatholische Christen, Nichtchristen, ja selbst Kommunisten, die vielleicht letzten Endes um der in der prophetischen Offenbarung gestellten, von den Christen nicht erfüllten Forderung nach Gerechtigkeit willen zu ihren verderblichen Irrtümern und Praktiken gelangt sein können (und heute kaum mörderischer sind, als wir andern ‚getrennten Brüder‘ früher auch gegeneinander waren), alle diese Gruppen sollten von uns als auf je andere Weise potentielle Angehörige der Völker in seinem vollendeten Reich angesehen werden. Das verlangt von uns eine je andere Sprech- und Verhaltensweise, wenn wir uns darum bemühen, sie in die sichtbare Kirche einzubringen, die von dem Gespräch mit getrennten Brüdern bis zur eigentlichen Missionierung und Bekehrung zu Gott überhaupt reichen muß. Referent machte deutlich, daß hier im Grundsätzlichen und Methodischen noch sehr viel aufzuarbeiten ist. Die hier liegenden, neuen Aufgaben wurden klar in das Bewußtsein gehoben

und als verpflichtend erkannt. Das war ein wesentlicher Ertrag dieses Referates. Dieses Anliegen wird sicher in den Rundbriefen selbst noch eingehender vertreten werden, als es in einem kurzen Tagungsbericht geschehen kann. In dem folgenden Gespräch konnten manche Fragen des Referates von Prof. *Thieme* wegen Zeitmangels nicht eingehend erörtert werden. Ein Beitrag aber verdient besondere Erwähnung:

Fr. Lukas *Ramzi H. Mälik* stellte in einem Kurzreferat die Tatsache, daß Israel als Volk und Staat wieder im Heiligen Lande ist, als hochbedeutsam für die Weltkirche im Osten und Westen hin, weil sie Blick und Gebet nicht nur auf das Volk Israel als bleibendes Geheimnis Gottes hinlenkt, sondern die Notwendigkeit in das Bewußtsein der Christenheit hebt, sich auch mit dem Islam und der arabischen Welt zu befassen. Der Islam bekennt sich ja mit Christentum und Judentum zu dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Wir Christen sind durch die heilsgeschichtlich so bedeutsame Situation der Gegenwart, die mit der Anwesenheit der Juden und allen ihren Folgen in Palästina gegeben ist, auch dazu aufgefordert, und zwar durch Gottes Fügung, jetzt an die Nachkommen Isaaks und Esaus zu denken. Ismael wird von Mohammed im Koran als vierter Patriarch und Stammvater der Araber den anderen Dreien hinzugefügt. Der Anruf Gottes in der Gegenwart gilt in doppelter Hinsicht, einmal, daß wir besorgt sein sollen, daß auch den Arabern irdische Gerechtigkeit zuteil werde, dann aber besonders darum, daß auch sie für Christus gewonnen werden. Dabei habe die Kirche in Deutschland eine besonders gute Chance, weil die Deutschen bei den Arabern durch Imperialismus und Kolonialpolitik nicht in Mißkredit gekommen sind. Die Kirche in Deutschland könnte daher Christus bei den Nachkommen Isaaks in der Zukunft menschlich glaubwürdig vertreten. Die bewegten Ausführungen des Referenten machten den Teilnehmern der Werkwoche deutlich, daß auch in dieser Hinsicht ihr Gebet und Opfer gefordert ist.

Gebet und Opfer standen jeden Tag am Anfang der Tagungsarbeit. In einer wohlgestalteten Meßfeier wurden ausgewählte atl Psalmen von einer Schola gesungen und von der Gemeinde singend im Leitvers aufgenommen. In den Ansprachen hat Direktor F. *Kolbe* jeweils den Tagespsalm den Teilnehmern nahegebracht und ihnen so einen Zugang zu diesen in der modernen Frömmigkeit vernachlässigten Liedern und Gebeten eröffnet. Sie wurden durch die lebendige Art der Verkündigung inne, daß ihr Gott der eine und selbe des Alten und des Neuen Bundes ist, und daß das Beten die gesamte Schöpfung und die ganze Heilsgeschichte inhaltlich umgreifen muß, weil es nur dann der Wirklichkeit des göttlichen Heilshandelns entspricht. Dieses aus den Psalmen wieder neu lernen zu können, ist den Teilnehmern der Werkwoche durch die Morgengottesdienste klar geworden.

Erwähnenswert ist noch ein gut gelungener Abend, an dem Prof. *Thieme* eine Einführung in Entstehung und Gedankenwelt des Chassidismus gab, die großes Interesse fand, und Prof. I. *Gentges* ausgewählte chassidische Texte eindrucksvoll vortrug. So wurde ein Stück aus der Geistesgeschichte des Judentums den Teilnehmern nahegebracht.

Bernhard Drees

17/12) Gedanken eines Moraltheologen zum Problem Israel¹

Von Universitätsprofessor Dr. Richard Egenter, München

Der Münchener Katholischen Kirchenzeitung (49/49) vom 2. Dezember 1956 entnehmen wir mit Genehmigung des Verfassers den folgenden Beitrag:

Der Angriff Israels auf Ägypten war ein Testfall für die Fähigkeit unseres Gewissens, mit einem unerwarteten Ereignis

¹ Vgl. Herbert Haag, Gerechtigkeit für Israel, in: Schweizer Rundschau (57/2, 3, 4/5), Mai, Juni, Juli/August 1957, S. 28 ff. sowie den gesamten Beitrag.

auf christliche Weise fertig zu werden. Aber nicht nur das machte er offenbar, sondern auch, wie wir in unseres Herzens Grunde zu den Juden stehen. Geben wir es ruhig zu, manchem von uns ging es durch den Kopf und wohl auch über die Zunge: „Es sind eben doch freche, unverschämte Juden!“ Sofort hätte unser christliches Gewissen zupacken müssen: Geben Dir die Tatsachen ein Recht zu diesem Urteil? Und vor allem, was besagt dieses „eben doch“? Lebt in den Tiefen deiner Seele „eben doch“ noch das Bild, die Kollektivlüge vom Juden, treu nach Hitler und Konsorten? Genügt ein politischer Vorfall, der uns nicht gleich verständlich ist, um unsere scheinbare christliche Objektivität mit unkontrollierten Gefühlen der Abneigung zu überschwemmen? Werden wir Christen mit solchen Halbheiten des Herzens imstande sein, falls es wieder einmal wie Krankheit unser Volk befallen sollte, entschiedener und tapferer entgegenzutreten als den Judenverfolgungen im Dritten Reich? Das sind natürlich unangenehme Fragen; aber sie sind heilsam.

Nun zur Sache. Wenn dem Christen etwas Unerwartetes begegnet, wird er nach den christlichen Grundsätzen fragen, die ihm in dem betreffenden Fall zu einem selbständigen Urteil verhelfen. Israel hat einen Krieg mit Ägypten begonnen. Liegt ein ungerechter Angriff vor? Es handelte sich um einen „kleinen Krieg“, bei dem aller Voraussicht nach kein Einsatz von Atomwaffen zu erwarten war. Freilich war zu bedenken, wieweit dadurch eine größere internationale Krise ausgelöst werden konnte, ganz gleich, ob man von dem Eingreifen Frankreichs und Englands schon etwas ahnte oder nicht. Was sagt nun die katholische Moraltheologie über die Erlaubtheit des Krieges? Ein Krieg darf nur begonnen werden, wenn eine schwerste Bedrohung des Volkes und des Staates gegeben ist, wenn keine andere Möglichkeit mehr besteht, dieser Bedrohung zu begegnen, wenn der Krieg von der rechtmäßigen Staatsführung erklärt und nicht mit in sich unerlaubten Mitteln geführt wird.

Wie war es im Falle Israel? Mehrfach und unmißverständlich hatten es maßgebende Persönlichkeiten auf arabischer Seite ausgesprochen, daß der Staat Israel sobald als möglich vernichtet werde. Die Israelis mußten zusehen, wie immer mehr Waffen sowie militärische und technische Berater ihren Feinden zur Verfügung gestellt wurden, ohne daß die UNO es hätte verhindern können. Durften sie angesichts dessen auf den Schutz der Westmächte vertrauen? Stand nicht eine derselben unverhohlen auf seiten der Gegner? Konnte ein verantwortungsbewußter israelischer Staatsmann zuwarten, bis in sehr kurzer Zeit die Araber zu der erdrückenden Übermacht an Menschen auch noch eine ebenso erdrückende Übermacht an Kriegsmaterial angesammelt hatten, um dann ihre Drohungen wahr zu machen? Es kann ein Krieg der äußeren Form nach Angriffskrieg sein, und doch ist er seinem Wesen nach Verteidigung, eben die einzig mögliche Verteidigung. Dann muß man ihn unter den obengenannten Bedingungen als erlaubt bezeichnen.

Wir fühlen uns nicht zuständig für ein kompetentes Urteil über² die politischen Tatsachenfragen im Fall des israelischen Angriffes. Aber das eine muß ein rechtlich denkender Mensch doch feststellen: Man kann es der israelischen Regierung nicht verargen, wenn sie angesichts der rasch wachsenden Militärmacht Ägyptens, beeindruckt durch den Rechtsbruch Nassers in bezug auf den Suezkanal mit den haßglühenden Drohungen der Araber in den Ohren zu dem Gewissensurteil kam: Jetzt hat ein Angriff auf Ägypten noch Aussicht auf Erfolg. In einem Jahr ist es mit Gewißheit zu spät und eine wirksame Hilfe der UNO ist zweifelhaft. Also müssen wir losschlagen. Dieses Urteil kann sachlich falsch sein; wer will das sicher entscheiden? Aber sind Männer, die in einer solchen akuten Existenznot ihres Volkes einen Angriff beginnen, der

ihnen als letztmögliche wirksame Verteidigung ihres Staates erscheint, „freche, unverschämte Juden“?

Indes muß man nicht die grundsätzliche Frage stellen: Ist nicht Israel als Staat das Produkt eines ungerechten Gewaltaktes? Haben die Araber nicht ein Recht auf dieses Land? Prof. Franz Böhm, MDB, hat dazu sehr Beherzigenswertes geschrieben („Die Gegenwart“ Nr. 266 vom 11. 8. 1956, S. 496 ff.) [s. Rundbrief Nr. 33/36, S. 4 ff.]. Hier genüge folgendes:

1. Die Juden waren seit Jahrhunderten in alle Welt zerstreut und haben immer wieder bitteres Unrecht in ihren Gastländern erfahren müssen. Wir Christen wissen, daß über diesem Volk ein Verhängnis waltet, das nur übernatürlich zu verstehen ist. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß wir auch diesem Volk das natürliche Recht auf eine Heimat zuerkennen müssen. Das hat der Völkerbund seinerzeit ausdrücklich getan und auch die Sowjetunion hat den Staat Israel nach seiner Gründung im Jahre 1948 ebenso wie die anderen Großmächte anerkannt.

2. Das Gebiet Israels, Syriens, Jordaniens, des Libanon und des Irak stand bis zum Ende des ersten Weltkrieges unter türkischer Herrschaft. Die gleichen Siegermächte, die das Völkerbundsmandat Israel schufen, haben diese arabischen Staaten befreit und ihnen ihre Staatsgründung ermöglicht. Wenn diese Mächte aus dem gewaltigen arabischen Lebensraum das kleine und an Bodenschätzen arme Staatsgebiet Israel aussparten, um die berechtigten Ansprüche der Juden auf eine staatliche Heimat zu befriedigen, so war diese Lösung ihrem Ansatz nach recht und billig. Natürlich waren noch wichtige Fragen wie der Schutz der arabischen Minderheit in Palästina, etwaige Schadensersatzansprüche usw. zu regeln.

Aber warum haben die Großmächte nicht den Juden Teile ihres eigenen Staatsgebietes zur Verfügung gestellt? Einmal wollten die Juden verständlicherweise nach Palästina, in das Land ihrer Väter. Sodann hatten die siegreichen Großmächte, die beträchtliche Opfer für die Befreiung der Araber gebracht hatten und immer noch gewaltige Opfer zur Aufrechterhaltung eines Friedens in Freiheit bringen, das Recht, als Dank und als Beitrag zum Welt-Gemeinwohl das Einverständnis der arabischen Staaten zu diesem unvermeidlichen Kompromiß zu fordern.

3. Unsere katholische Moraltheologie vertritt den Grundsatz, daß ein Mensch, der ein ihm nicht gehörendes Material technisch und künstlerisch bearbeitet, das Eigentum an diesem Gegenstand erwirbt, wenn der Wert seiner Arbeit den des Materials übersteigt. Freilich muß er dann dem ursprünglichen Eigentümer den Materialwert ersetzen. Muß das nicht auch auf unseren Fall angewandt werden? Israel hat in einer staunenswerten Kraftentfaltung und unter härtesten Entbehnungen die Wirtschaftskraft seines kleinen Landes um ein Vielfaches gehoben, während die Araber die großen sozialen Gegensätze in ihren Ländern nicht beseitigt haben. Diese Arbeit, die das Gesicht des Heiligen Landes neu geprägt hat, verleiht den Israelis wohl allein schon ein Recht auf dieses Land. Etwaige Rechtsansprüche der geflohenen und der verbliebenen Araber können in gütlicher Weise erfüllt werden. Jedenfalls haben die Araber kein Recht, einfach und unbedingt dieses Land, das durch fremden Fleiß ein anderes geworden ist, zurückzufordern. Sie haben noch weniger Recht, unverhüllt mit Krieg zu drohen, nachdem der Krieg ausdrücklich als zulässiges Mittel der Politik von den Vereinten Nationen verworfen worden ist.

Gewiß ist mit diesem Gedanken das schwierige Problem Israel nicht völlig sichtbar gemacht oder gar geklärt. Aber wenn wir auch nur soviel bedenken, müssen wir dann nicht angesichts unserer ersten gefühlsmäßigen Reaktionen auf den Angriff Israels mit Beschämung gestehen, daß unser christliches Gewissen hier nicht umsichtig und verantwortungsbewußt geurteilt oder sich wenigstens des Urteils enthalten hat?

Dazu haben wir Deutschen uns noch etwas eindringlicher zu sagen: Über dreimal so viel Juden als jetzt in Israel woh-

² Prof. Dr. Egenter schreibt uns dazu: Übrigens hat gestern (am 29. Dezember 1956) in einem Privatgespräch ein bekannter Staatsrechtslehrer eine interessante formaljuristische Feststellung gemacht: Zum völkerrechtlichen Begriff der Aggression gehört als Voraussetzung, daß durch sie ein Friedenszustand gestört wird. Zwischen Israel und den arabischen Staaten aber bestand gerade nach arabischer Feststellung immer noch Kriegszustand.

nen, wurden von Männern unseres Volkes ermordet. Das lastet auf uns allen, auch wenn wir selber keine andere Schuld daran tragen, als daß wir vielleicht zu sehr geschwiegen haben. Die Versuchung ist riesengroß, daß wir jeden wirklichen oder scheinbaren Fehler der Juden dazu benützen, um durch laute Entrüstung unser schlechtes Gewissen oder doch unsere Scham und Trauer über das Geschehen in der Vergangenheit zu verdecken. So ziemt uns Deutschen taktvolle Zurückhaltung in unserem Urteil und größtes Mißtrauen gegen alle Regungen des Mißfallens oder gar einer hämischen Genugtuung über etwaige Fehler Israels. Ein Letztes: Was sich auch in Nahost ereignen mag, auf keinen Fall darf auch nur *ein* jüdischer Mitbürger in unserem Lande darunter zu leiden haben. Die Urteile dieser jüdischen Mitbürger über den Angriff Israels auf Ägypten sind durchaus nicht einhellig. Aber soweit sie Israel in Schutz nehmen, haben wir das Recht, ihnen das zu verübeln? Hier erwächst uns Christen eine durchaus praktische Aufgabe: Da, wo es auf unser Verhalten im Alltag ankommt, gegenüber dem einzelnen jüdischen Mitbruder, aber auch hinsichtlich unseres persönlichen Beitrages zur Öffentlichen Meinung in unserem Land, müssen wir den „Hitler in uns“, d. h. alle unverantwortlichen Gefühle der Abneigung oder gar des Hasses überwinden. Wir müssen so viel Zivilcourage entwickeln, daß wir auch am Biertisch, in der Trambahn oder beim Friseur vor jedermann für eine sachliche, gewissenhafte Beurteilung politischer Vorgänge eintreten, und müssen jedem, der es nötig hat, in die Erinnerung rufen, daß wir Deutsche am allerwenigsten Anlaß haben, auf Israel den ersten Stein zu werfen. Im übrigen wissen wir, daß die Juden als Volk in das Geheimnis der Heilsgeschichte hineingewoben sind. Also ist das Gebet die letzte und entscheidende Stellungnahme des Christen in allen Fragen, die Israel betreffen.

17/13) Der II. Weltkongreß für Judaistische Studien

Ein vereiteter Bericht

Von Anna Maria Jokl

Der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 214) vom 16. 9. 1957 entnehmen wir den eindrucksvollen Bericht, der die Atmosphäre so gut eingefangen hat:

Welche Universität der Welt ist so gelegen wie die Hebräische Universität von Jerusalem? Man fährt mit dem Autobus weit aus dem bebauten Stadtgebiet hinaus, und da leuchten auf den nackten jüdischen Bergen, in deren rötlichem Gestein ungepflanzte und ungewässert kein Grashalm wächst, die weißen Gebäude des neuerbauten Universitätscampus auf. Es gibt sicherlich schönere Landschaften in der Welt — aber keine so ewig schicksalsträchtig wie die kahlen Hügel Jerusalems im transparenten Licht seines Spätnachmittags.

Die Universität war zum zweitenmal in einem Jahrzehnt Gastgeber für diesen Weltkongreß, der Wissenschaftler aus vielen Ländern der Welt (auch Delegierte und Gäste aus verschiedenen Ländern des Ostblocks waren erschienen) versammelte. Denn sie sieht es, wie *Rektor Mazar* formulierte, als ihre Mission an. „nicht nur Zentrum der geistigen Schulung für das israelische Volk zu sein, sondern gleichzeitig zu einem Zentrum des freien und schöpferischen Denkens und einer Bastion der wissenschaftlichen Forschung zu werden“. Der erste Kongreß hatte 1947, vor der Gründung des Staates Israel, stattgefunden; ebenfalls in der Universität Jerusalem — aber nicht in derselben wie heute. Diese neue Universität wird seit 1955 gebaut, und die Kongreßteilnehmer müssen sich den Weg zum Hauptgebäude zwischen Preßbohrern hindurch suchen; die Wege in dem Fels sind noch nicht fertig. Es ist eine israelische Spezialität, zuerst die Häuser zu bauen und erst dann die Wege, die hinführen.

Die *alte Universität* aber liegt auf dem Berg Skopus, oberhalb des Ölbergs; sie ist eine Gefangene und unzugänglich, da die Zufahrtsstraße von Jerusalem zum Berg Skopus durch jordanisches Gebiet geht. Im April 1948 war Palästina noch eins, es gab noch nicht den Staat Israel, jedoch bereits den

UN-Beschluß, der die Gründung eines jüdischen Staates befürwortete. Daraufhin hatten bewaffnete Feindseligkeiten von arabischer Seite begonnen, die ein regelmäßiges Universitätsleben nicht mehr zuließen; die älteren Wissenschaftler jedoch wie auch Ärzte und Pflegepersonal des ebenfalls am Skopus liegenden Hadassa-Krankenhauses wollten Forschungsarbeit und Patienten nicht im Stich lassen; sie wurden täglich im Konvoi hinaufgeleitet; an jenem schlimmen 13. April 1948 nun wurde der Konvoi überfallen und 77 Wissenschaftler getötet, darunter mancher weltbekannte Mann. Das war das Ende der Universität am Skopus.

Um es kurz zu machen: Die Reichhaltigkeit der Themen des Kongresses und Ruf und Bedeutung der internationalen Gelehrtenschaft, die ihre Arbeitsergebnisse darlegte und miteinander beriet, war außerordentlich; und doch sieht sich die Berichterstatterin außerstande, davon zusammenhängend zu berichten; denn was sich an umgebender Realität und Geschichte jedem berichtenden Satz wie von selber zufügt und anfügt, ist zu überwältigend, um beiseite gelassen zu werden, einer kohärenten Berichterstattung zuliebe; doch soll der Versuch immer wieder gemacht werden.

Der Kongreß begann mit einer Eröffnungsfeier in der größten Halle Jerusalems, in Binyeney Ha'uma; sie faßt 3000 Menschen; aber schon Tage vorher war keine Eintrittskarte in Jerusalem mehr aufzutreiben. Der Großteil der hundert ausländischen Gäste war schon eingetroffen; um nur einige zu nennen: Professor *de Liagre Boehl*, Leiden; Professor *Dupont-Sommer*, Sorbonne; Professor *Speiser*, Pennsylvania; *Ryckmann*, Louvain; *Nieseln*, Kopenhagen; *Bowmann*, Leeds; *Diez Macho*, Barcelona; *Moscato*, Rom; *Widengren*, Uppsala; *Halevy*, Bukarest; *Mark*, Warschau; *Bir*, Prag; *Katsh*, New York; *Zimmerli*, Göttingen; *Goodenough*, Yale; ferner der Oberrabbiner von Bulgarien, *Dr. Hanalel*. Die Sowjetunion hatte, wie gesagt wurde, die Einladung nicht beantwortet, selbst nicht mit einer Absage. Auf der Ehrentribüne sah man viele Soutanen, viele dunkelhäutige Gesichter, im Publikum wenig Uniformen. Irgendwo im Rang inmitten des gewöhnlichen Publikums allerdings saß ein junger Mann in Wüstenkhaki, das linke Auge mit einer schwarzen Binde verdeckt: Moshe Dajan, der als Oberbefehlshaber der israelischen Armee zu internationalem Generalstäblerruhm gekommen ist. Zum Kongreß kam er allerdings als interessierter Archäologe: Er ist beides zugleich. Soldat und Wissenschaftler. Diese Kombination ist in Israel nicht ungewöhnlich, nicht ungewöhnlicher als die des Staatsmannes, der gleichzeitig ein Philosoph ist.

Ministerpräsident *Ben Gurion*, der den Kongreß eröffnete, machte in seiner kurzen Rede eine Feststellung, die hier wohl zum erstenmal geäußert, zentral zum Thema des Kongresses gehörte. Ben Gurion machte einfach darauf aufmerksam, daß Iwrieth die einzige Sprache dieses Raumes sei, die nach dreitausend Jahren unverändert so gesprochen würde wie damals.

Entgegen einer verbreiteten Ansicht gibt es keinen Unterschied zwischen dem biblischen und dem modernen Iwrieth, nur kamen natürlich moderne Wortbildungen hinzu; daß aber die alte Aussprache erhalten blieb, dafür sorgten einige vorausschauende Weise im vierten und fünften Jahrhundert, die der nur in Konsonanten geschriebenen Schrift ein System von Punkten und Strichen hinzufügten, um dem Verlust des Klanges in der Diaspora vorzubeugen. Als vor nur wenigen Jahrzehnten von einigen zionistischen Führern die Forderung nach Hebräisch (Iwrieth) als einigende Landessprache für die polyglotten Heimkehrer aus 64 Ländern gestellt wurde, hielten andere diese Forderung für überspannt und unerfüllbar; denn die Sprache ist schwer, und sie hat keine Beziehung zu irgendeiner europäischen Sprache. Ben Gurion hat zu den entschiedenen Verfechtern des Iwrieth als nationaler Grundlage der Wiedervereinigung eines so zerspaltenen Volkes gehört und hat mehr als jeder andere zur Schaffung der realen Voraussetzungen beigetragen, in der diese alt-neue Sprache nun lebt. Breite Teile der Bevölkerung sprechen sie bereits ausschließlich, und für die

junge Generation ist Iwrith schon zur Muttersprache geworden.

Man muß in der Sprache der Bibel Bauarbeiter miteinander reden hören oder Soldaten, muß Kindern bei Spielen in Iwrith beobachten, man muß einfach durch Jerusalem gehen nach Beendigung des Schabbath, wo alles auf die Straße strömt wie zu einem Volksfest, um die irreversible Belebung der alten Sprache zu erleben; man muß das Wunder fassen, in der Titulierung „Adon Levy“ (Herr Levy) das große Wort „Adonay“ (Der Herr) der Bibel wiederzufinden.

Auch auf dem Kongreß war Iwrith die Hauptsprache; das erschwerte gelegentlich den internationalen Charakter der Tagung. Zwar ist ein großer Teil der Forscher auf dem Gebiete der Judaistischen Wissenschaften mit der hebräischen Sprache vertraut, doch nicht mit dem lebendigem Idiom. — Zweite Hauptsprache war Englisch; eine wesentliche Gruppe von Forschern — vor allem Archäologen — kommt aus den angelsächsischen Ländern. Allerdings haben gerade an der Erforschung der Schriftrollen vom Toten Meer französische Forscher, vor allem Professor *Dupont-Sommer*, entscheidenden Anteil; er, wie einige holländische und spanische Gelehrte, hielten ihre Referate in Französisch. — Eine stillschweigend vermerkte Sensation war, daß zwei Referate in Deutsch gehalten wurden; das erste, „Israel im Buche Ezechiel“, von dem Schweizer Religionsphilosophen Professor *Zimmerli*, der zur Zeit in Göttingen lehrt, das zweite aber von einem Deutschen, Professor *Rengstorf*, Münster, über ein Detailproblem im Zusammenhang mit den Rollenfunden, von denen einige besonders schöne Exemplare auf der Ausstellung im Hause zu sehen waren; merkwürdig anrührend übrigens für den Beschauer der Habakuk-Rolle: unter der Schrift, deren Tinte völlig frisch wirkt, sind auf dem Pergament wie in einem Schulheft sorgfältig Linien vorgezogen. Diese rührende kleine Pedanterie überbrückt blitzartig Jahrtausende. — Nicht Referent, aber dritter deutscher Gast war Professor *Klaus Westermann* von dem Theologischen Seminar Berlin.

Eines der Zentralreferate des Kongresses war das von *Dr. Yigael Yadin* über „Die Rollen vom Toten Meer und die Hebräerbriefe“. Obgleich *Dr. Yadin* erst vor zwei Jahren promovierte, hat er sich als Archäologe bereits bedeutenden internationalen Ruf erworben. Auch *Yadin* war einst ein erfolgreicher Soldat gewesen: Mit 31 Jahren war er Oberbefehlshaber der rasch zusammengewürfelten israelischen Armee, die sich 1948 der vierzehnfachen Übermacht von sechs arabischen Staaten siegreich erwehrte. 1952 bat er um Enthebung von diesem Amt und beendete sein Studium der Archäologie.

„Wie war es eigentlich mit dem Weg?“ fragte ich Frau *Yadin*. Ihm selber mochte man während der sechs hektischen Kongreßtage nicht solche Fragen stellen, und jetzt gräbt er bereits in Galiläa wieder den Spuren Josuas nach. Von „dem Weg“ erzählt man, daß seine Auffindung den Durchbruch nach dem abgeschnittenen Südteil des Landes, dem Negev, ermöglichte; alle bekannten Straßen waren damals bereits in arabischen Händen — da erinnerte man sich einer Bibelstelle, die Angaben über einen salomonischen Weg nach dem Negev enthielt: Man ging dieser Angabe nach und fand, verfallen, aber unerwartet entlang den Felsen führend, den Jahrtausende unentdeckten Weg. Er entschied den Krieg.

„Ja, das stimmt mit dem Weg“, sagt Frau *Yadin*, „aber den hat nun gerade mein Mann nicht entdeckt. Das wird ihm nur zugeschrieben. Aber sicherlich hat es viel geholfen, daß er jeden Weg und Steg im Lande kennt — wie alle Jungen war er Pfadfinder und orientierte sich nach Angaben der Bibel und im *Flavius Josephus*.“

Dem Leser wird nicht entgangen sein, daß es der Bericht-erstatlerin nicht gelang, beim Kongreßverlauf zu bleiben; vielleicht aber versteht er bereits die Unmöglichkeit solcher Konsequenz. In Jerusalem greifen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu sehr ineinander, um Dinge statisch betrachten zu können oder zu dürfen. Alles, was hier geschieht, hat ständig die drei Bezogenheiten. Alles, was hier vor sich

geht, spielt sich, ob man will oder nicht, gegen den Hintergrund der Tatsache ab, daß Jerusalem das alte und das neue Jerusalem ist, daß es wieder Hauptstadt wurde, und wie Jerusalem es wurde. Daß Jerusalem geteilt ist, feindlich geteilt; mitten durch Jerusalem ziehen sich hohe Betonmauern, die die alte von der neuen Stadt abteilen.

17/14) Ein Buch der Umkehr

Von Prof. Dr. Hugo Bergmann, Jerusalem

Das jüdische Kalenderjahr schließt — und beginnt — mit einer Zeit der Umkehr und der Buße. Der letzte Monat des Jahres, Elul, — ungefähr entsprechend der Zeit vom 15. August — gilt als eine Zeit der besonderen Gottesnähe; dies deutet schon der Name an, denn die Buchstaben des Wortes „Elul“ entsprechen den Anfangsbuchstaben des Verses aus dem Hohen Lied: „Ich gehöre meinem Geliebten und mein Geliebter gehört mir.“ Und mit dem Beginn des ersten Monats des Neuen Jahres setzen die „Zehn Tage der Umkehr“ ein, die mit dem Neujahrsfeste beginnen und mit dem Versöhnungstage ihren Abschluß finden. Das israelische Unterrichtsministerium hat in diesem Jahre ein „Buch der Umkehr“ (*Jalkut hateschuwa*) herausgegeben, das auf 53 Seiten eine Auswahl der Quellen über den Weg der Umkehr gibt. Das unscheinbare Buch (in Stencil) wurde von *Chajjim Lipschitz* zusammengestellt. Es ist — was zum Lobe gesagt sei — kein „wissenschaftliches“ Buch, sondern ein Erbauungsbuch, bestimmt für den praktischen Gebrauch von Lehrern und Jugendführern. Da der Begriff der „Umkehr“ ein zentraler Begriff der jüdischen Religiosität ist, sei es gestattet, an dieser Stelle einiges über das Buch zu sagen.

Das erste Kapitel enthält Bibelzitate über die Umkehr. Da sind vor allem die ersten Verse des 30. Kap. Deuteronomium, die von der Umkehr handeln, ferner Deut. 11, Vers 26 ff. wo der Mensch vor die Wahl gestellt wird zwischen Segen und Fluch. Da ist *Jessaías* 55: „Sucht Ihn, da Er sich finden läßt, ruft Ihn an, da Er nahe ist“, ein Vers, der seit je in enge Beziehung zu den Tagen der Umkehr gesetzt wurde. Es gibt eben Tage besonderer Gnade, und nur im Kalender gleicht ein Tag dem anderen. Da ist ferner in dem Buche die Stelle *Ezechiel* 18, 21—23, wo dem Umkehrenden gesagt wird, daß er leben und nicht sterben werde, und daß der Sohn nicht für die Sünden der Väter büße, eine Stelle, die *Herman Cohen* besonders zu unterstreichen liebte, weil er hier eine wichtige Stufe der religiösen Entwicklung sah. Und da steht auch die Stelle aus *Psaln* 104, die verheißt, daß die Sünden verschwinden werden von der Erde.

Die jüdische Religion ist entscheidend geformt worden in der Zeit des Talmud, und darum ist das zweite Kapitel des Buches, das die talmudischen Anschauungen über die Umkehr wiedergibt, von besonderer Bedeutung. An der Spitze steht *Brachot* 10, 2, wo angeknüpft wird an die eben zitierte Stelle aus dem 104. Psalm, um zu zeigen, daß nach dem Psalmwort die Sünden verschwinden werden, nicht aber die Menschen, welche gesündigt haben, denn diese sind durch die Umkehr gerettet. Es ist eine *Frau Beruria*, der diese schöne Dichtung in den Mund gelegt wird. — Und hier eine andere Stelle: In den „Sprüchen der Väter“, einem Teil der *Mischna*, welche die Grundlage des Talmud ist, wird erzählt, *Rabbi Elieser* habe gesagt: Kehre einen Tag vor deinem Tode um! Da fragten ihn die Schüler: Kennt denn der Mensch den Tag seines Todes? *R. Elieser* antwortete ihnen: Dann um so mehr! Möge er heute umkehren, vielleicht stirbt er morgen. So wird sich dann ergeben, daß er alle Tage in Umkehr verbringt. Der Talmud begleitet die Erzählung mit einer schönen Parabel, die ich hier leider nicht anführen kann.

Die Umkehr gehört nach dem Talmud zu den sieben Dingen, die vor der Welt geschaffen wurden: Die Thora, das Paradies, die Hölle, der Gottesthron, das Heiligtum, der Name des Messias, die Umkehr. Dies wird, wie dies im Talmud üblich ist, durch einen Vers aus dem 90. Kap. der

Psalmen unterstützt, mag diese Stütze auch noch so weit hergeholt sein. Es fehlen in den hier angeführten Stellen des Talmud auch nicht Betrachtungen darüber, wie sich die graduell gesteigerten Sühnmittel des Menschen zueinander verhalten: Die Umkehr, der Versöhnungstag, das Leiden, der Tag des Todes. Für welche Sünden genügt die Umkehr, welche warten ungesühnt bis zum Versöhnungstag und so fort. Der Tag des Todes wird als der Tag bezeichnet, der alle Vergehen sühnt. Dies wird wiederum gestützt auf einen Vers in Jesaias 22: „Bedeckt sich je eure Schuld bis ihr stirbt.“ Daß diese Lehre mit andern, welche über die Bestrafung im Jenseits sprechen, im Widerspruch steht, liegt auf der Hand, wird aber nicht besonders bemerkt, da hier volle Freiheit der Diskussion herrscht. Andere Stellen bringen die Umkehr in innige Verbindung mit der Erlösung: die Umkehr führt die Erlösung herbei. Denn es heißt Jesaias 59, 20: „Für Zion kommt der Erlöser, für die Umkehrenden von der Abtrünnigkeit in Jakob.“ Daher: „nur durch die Umkehr wird Israel erlöst.“

Eine Stelle führt in großartiger Aufgipfelung vier Stufen der Einstellung zum Sünder vor: Man fragte die Weisheit: Was ist die Strafe des Sünders? Sie antwortete: Die Sünder erreicht das Böse. Man fragte die Propheten. Sie antworteten (Ezechiel): Die Seele, die gesündigt hat, wird sterben. Man fragte die Thora. Sie antwortete: Er bringe ein Schuldopfer und er wird gesühnt sein. Man fragte Gott selbst und Er antwortete: „*Er möge Umkehr tun und wird gesühnt sein.*“ (Ich zitiere nach einer Leseart aus dem Midrasch Echa, die prägnanter ist als die in unserm Buche gebrachte.)

In schöner Innigkeit wird der Umkehrende mit dem irrenden Sohn verglichen, der es nicht wagt, ins Vaterhaus zurückzukehren, bis sein Vater ihm auf halbem Wege entgegenkommt. So auch Gott: „Kehrt zu mir zurück und ich werde zu euch zurückkehren“, heißt es beim letzten Propheten Maleachi.

Der dritte Teil des Buches umfaßt die kodifizierten Vorschriften über die Umkehr, wie sie im Mittelalter Moses Maimonides formuliert hat. Mit scharfen Worten wendet sich Maimonides gegen die Lehre der Praedestination. Sie würde ja die Umkehr unmöglich machen. Der prägnante kurze Stil der Kodifikation wird unterbrochen durch solche Erwägungen, wie diese: „Immer sehe der Mensch sich als einen sterbenden an und kehre um, damit er nicht in seiner Sünde sterbe, wie Salomon schon gesagt hat (Ecclesiastes 9): Alle Zeit seien deine Kleider weiß. Das ganze Jahr muß sich der Mensch ansehen, als wäre er halb schuldig und halb unschuldig, und die ganze Welt halb schuldig und unschuldig, und jede seiner Taten entscheidet sein Schicksal und das der Welt.“ Maimonides zählt die verschiedenen Arten der Umkehr auf: die schwerste ist die freiwillige Selbstverbannung aus der Heimat, denn „das Exil sühnt die Schuld“. Dann folgt die Aufzählung von 24 Dingen, welche die Umkehr hemmen. Unter diesen Hemmnissen finden wir: wer zusieht, daß sein Sohn oder seine Tochter vom rechten Wege abweicht und sie nicht zurechtweist. Dann zählt Maimonides die Sünden auf, die sich ihrer Natur nach *nicht* wiedergutmachen lassen: wer z. B. der Gemeinschaft flucht, denn er kann der „Gemeinschaft“ keine Abbitte leisten; oder der Hehler, der mit dem Diebe seine Beute teilt; denn der Diebe hat ja mehrere Menschen bestohlen, und der Hehler weiß nicht, wem er das gestohlene Gut zurückgeben soll. Besondere Aufmerksamkeit widmet Maimonides den „kleinen Sünden, die dem Sünder nicht als Sünde erscheinen, und denen gegenüber er keine Umkehr tätigt. Beispiel: die Verdächtigung Unschuldiger. Er sagt sich: was schadete es ihm, daß ich ihn verdächtigte? und kehrt nicht um.

Besonders belehrend ist die Auswahl, welche das Buch aus den Schriften der jüdischen Mystik — der Kabbala und dem Chassidismus — getroffen hat. Hier erhält der Begriff der Umkehr *kosmische* Bedeutung. Die Umkehr hat ihre Bedeutung nicht nur für den Sünder selbst, sondern sie führt die

„Einung“ der *Welt* herbei. Die Welt, die jetzt dem Tode verfallen ist, sehnt sich nach ihrer Wiederherstellung („Tikkun“). Der Umkehrende schwächt die Herrschaft der „Kräfte der Unreinheit“ und des Todes in der Welt, und trägt zur Wiedereinsetzung jener Einheit bei, welche der Grundbegriff der jüdischen Mystik ist. Diese Auffassung der Umkehr in ihrer Bedeutung für die ganze Welt spielt eine besondere Rolle im Gedankenbau des letzten jüdischen Mystikers, des vor 33 Jahren verstorbenen Oberrabbiners von Jerusalem A. J. Kook. Mit einer Auswahl aus seiner Schrift über die Umkehr schließt das Buch.

17/15) Hakenkreuz auf der Grünen Fahne

SS-Leute mit arabischen Namen im Dienste Nassers, am gleichen Tisch mit Kommunisten

Der „Allgemeinen Sonntags-Zeitung“ Nr. 34 vom 25. 8. 1957 entnehmen wir den folgenden Beitrag:

Seit den ersten Nachkriegstagen bildet Ägypten ein wahres Paradies für solche SS- und Gestapoleute, die entweder einst auf der Flucht vor den britischen Afrikatruppen in Ägypten ein (zunächst verborgenes) Asyl fanden oder aber seit dem Jahre 1951 als hochwillkommene Berater und Ausbilder in der dortigen Armee wirkten, zu welchem Zweck man sie eigens und auf allerlei Schleich- und Umwegen aus Deutschland kommen ließ. Dem stand deshalb keine nennenswerte Schwierigkeit im Wege, weil es jenen Leuten auf Grund ihrer politischen Vergangenheit nicht immer gelungen war, sich in der Heimat eine neue und vor allem ordentliche Existenz zu schaffen. Als nach Faruks Sturz (im Juli 1952) Nassers Werber nunmehr weniger geheimnistuerisch in der Bundesrepublik auftauchten, hatten sie durchweg leichtes Spiel, denn sie kamen gewissen Herrschaften direkt wie gerufen... Man überlegte und fackelte nicht lange. Mit Freuden ließ sich ein nicht geringer Teil von ihnen für den offenen oder für den geheimen Dienst in Ägypten anwerben. Was übrigens auch auf ehemalige Wehrmachtsoffiziere zutrifft!

Im Laufe der Jahre haben sich diese Landsknechte feldgrauer und SS-schwarzer Prägung im Lande der Pharaonen bestens akklimatisiert, zumal ihnen dort sozusagen alle Türen offenstanden und immer noch offenstehen. In Heliopolis, einer Vorstadt von Kairo, residiert beispielsweise der „Generalstab Fahrbacher“, und zwar in den pompösen Villen, die einmal den heute aus politischen oder rassischen Gründen Verfolgten gehört haben. In diesen luxuriösen Villen also führen Fahrbacher und sein Troß ein Leben „wie Gott in Frankreich“.

Diesem ehemaligen Artilleriegeneral Wilhelm Fahrbacher (er hatte bis 1950 in einem französischen Gefängnis eine Strafe wegen Kriegsverbrechen zu verbüßen!) assistieren die Panzergeneräle von Prittwitz und von Ravenstein sowie der Generalmajor Oskar Munzel. Von dieser Gruppe ist bekannt, daß sie (bis zum Hinzukommen der Sowjets) die Seele der neuen ägyptischen Armee war und es bis zu einem gewissen Grad auch heute immer noch ist.

Wie aus zuverlässigen Berichten aus Kairo hervorgeht, trägt allein die dortige SS- und Gestapo-Kolonie gegenwärtig rund 6000 Mann, einbegriffen das Personal einer inzwischen eingerichteten „Zweigstelle“ in Syrien. Diese Angaben entnehmen wir einem kürzlich in der führenden Kairoer Tageszeitung „Al Ahram“ erschienenen Artikel, der auch noch eine Menge anderer interessanter Einzelheiten enthält, von denen weiter unten noch die Rede sein wird. Diese 6000 ehemaligen SS- und Gestapoleute also praktizieren seit Jahren in Ägypten — sehr zum Wohlgefallen ihres Dienstherrn Nasser — gegenüber politisch Andersdenkenden genau die gleichen Methoden wie einst zur Hitlerzeit. Einer ihrer Chefs ist übrigens der als Kreta-Stürmer bekanntgewordene Ritterkreuzträger Major Gerhard Martin.

Was indes ein Kuriosum an der ganzen Sache ist und was ein bezeichnendes Licht auf die charakterliche Veranlagung

dieser Kreise wirft: Während die ehemaligen Wehrmachts-offiziere auch im neuen Wirkungskreis ihren christlichen Glauben und die deutsche Staatsangehörigkeit beibehalten haben, sind die früheren SS- und SD-Leute ein paar Schritte weitergegangen: Sie, die sich im Dritten Reich samt und sonders als Super-Deutsche aufspielten und für die das Christentum ein Nonsens war, haben sich den neuen Verhältnissen entsprechend umgestellt; der schon genannten Zeitung „Al Ahram“ zufolge haben sie nicht nur fast ausnahmslos die ägyptische Staatsangehörigkeit erworben, sondern auch den islamischen Glauben angenommen! Diese „Gleichschaltung“ geschah wohl eingedenk des Sprichwortes: Wes' Brot ich esse, des Lied ich singe!

Außerdem haben diese zweifelsohne sehr anpassungs- und wandlungsfähigen Leuten sogar ihre Namen arabisiert! So zum Beispiel wird ein Zweig von Nassers Staatssicherheitsdienst (der der einstigen SS-Verfügungstruppe entspricht und ganz wie diese aufgebaut ist) von dem ehemaligen SS-Gruppenführer Leopold Gleim, jetzt Oberstleutnant Al Nasher, geführt, der sich bereits im Polenfeldzug 1939 als einer der Hauptakteure auf seine Weise „ausgezeichnet“ hatte. Sein Stab rekrutiert sich aus lauter Leuten mit ähnlicher Vergangenheit. Einer der engsten Mitarbeiter Al Nassers alias Leopold Gleim ist der sudetendeutsche SS-Gruppenführer Moser, der heute den Tausendundeine-Nacht-Namen Hassan Soliman führt, genauso wie ein anderer führender Mann im ägyptischen Staatssicherheitsamt namens Salem Aman, der früher Buhle hieß.

Nassers SS-Männer haben sehr weitreichende internationale Verbindungen, deren Netz so ziemlich den gesamten europäischen Kontinent umspannt. Leiter dieser Auslandsabteilung ist der frühere SS-Gruppenführer Heinrich Sellmann aus Ulm, aus dem inzwischen der Oberstleutnant Hamid Suleiman geworden ist.

Aber das ist noch nicht alles! Im 350 Kilometer westlich von Kairo gelegenen Wüstenlager Samarra werden heute nach bestem Auswitzer und Buchenwalder Muster „medizinische Experimente“ an Menschen vorgenommen, die entweder aus politischen oder aus rassistischen Gründen (Israelis!) hierher gebracht worden sind. Chef dieser verwerflichen „Forschungsstätte“ ist SS-Hauptstabsarzt Dr. Heinrich Willermann, der sich jetzt Dr. Naim Fahim nennt.

Das sind nur einige Beispiele von vielen, die immerhin aufzeigen, wie geschickt es ein Teil jener Elemente, die sich einst mit ihrem „Deutschtum“ nicht genugtun konnten, verstanden hat, in Ägypten Unterschlupf zu finden, um dort auf Nassers Geheiß im altgewohnten Metier weiterzumachen — mit allen von der Gestapo seinerzeit entwickelten raffinierten Tortur-Methoden.

Wie ein schlechter Witz mutet es einen an, wenn man weiter hört, daß diese zum Islam übergetretenen deutschen „Araber“ sich sogar ein eigenes Symbol geschaffen haben, das man auf ihren Dienstgebäuden erblicken kann: Auf der geduligten Fahne des Propheten hat man neuerdings, wiederum mit Nassers wohlwollender Duldung, neben dem Halbmond auch noch das Hakenkreuz angebracht... Was jedoch allem die Krone aufsetzen dürfte: Kürzlich hat man einen „Deutsch-Arabischen Bruderschaftsverband“ gegründet, zu dessen Mitgliedern neben den solcherart verwandelten Nazis und Einheimischen u. a. auch die in Kairo ansässigen deutschen Kommunisten gehören. Heute macht man sich also nichts daraus, sich mit den einstigen Todfeinden im eigenen Klubhaus brüderlich an einen Tisch zu setzen!

Damit wollen wir durchaus nicht sagen, daß die sechstausend für Nasser tätigen SS- und Gestapoleute wirklich alle gute Ägypter und begeisterte Moslems geworden sind. Aber die Wandlungsfähigkeit dieser Leute ist in der Tat mehr als staunenswert! Vor allem dann, wenn man einmal in Ruhe überdenkt, wie diese Kreise, bis zum Schluß noch Hitlers treueste Spießgesellen, es verstanden haben, ihr Mäntelchen nach dem Wind zu hängen...¹

¹ ... Die letzten Ereignisse in Syrien lenken die Aufmerksamkeit auf die Unterwanderungsversuche der Kreml-Strategen in diesem Gebiet.

17/16) Der „Grünwalder Kreis“ setzt sich durch

*Eine Kampforganisation gegen den Neonazismus.
Von Rudolf Pechel*

Entnommen dem „Aufbau“ (XXIII/25), New York, vom 21. 6. 1957:

Wir haben Dr. Rudolf Pechel, den hervorragenden Herausgeber der rühmlichst bekannten Monatsschrift „Die deutsche Rundschau“, Stuttgart, gebeten, uns in dem nachfolgenden Artikel die Tätigkeit des „Grünwalder Kreises“ zu schildern. Gerade in den letzten Monaten hat diese mutige und demokratische Gruppe auf Grund ihres Kampfes gegen ehemalige Nazis viel von sich reden gemacht. Die Red. des „Aufbau“.

Am 30. und 31. März d. J. tagte zum vierten Mal seit seiner Gründung der „Grünwalder Kreis“, diesmal in Berlin. Seinen Namen trägt er nach dem Gründungsort, dem Städtchen Grünwald in Bayern. Die zweite Tagung fand in Hamburg mit etwa 50 Teilnehmern statt; die dritte in Köln, und auf ihr waren schon 300 an der Arbeit des Grünwalder Kreises interessierte Personen anwesend. Der Gründer des Grünwalder Kreises ist Hans-Werner Richter, der durch seine Bücher und durch die Leitung der Gruppe 47 weiten Kreisen bekannt ist. Der Grünwalder Kreis ist in seiner Art eine einzigartige Organisation oder vielmehr keine Organisation. Man kann ihm weder beitreten noch gegebenenfalls wieder austreten. Sein Träger ist Hans-Werner Richter persönlich mit einigen Freunden. Der Zusammenschluß erfolgte nicht, wie man wohl hätte wünschen können, aus Gewissensnot, wie wir uns im Widerstand gegen Hitler gefunden hatten, sondern wegen nicht mehr tragbaren Provokationen ehemaliger Nationalsozialisten.

Die Öffentlichkeit ist vielfach darüber unterrichtet worden, daß nach anfänglichem Verschwinden der Nazis durch Leben unter falschem Namen und anderen Tarnmöglichkeiten,

Die beiden sowjetischen Geheimdienste MWD und GRU hatten schon vor vier Jahren Pläne geschmiedet, die auf eine Machtergreifung im östlichen Mittelmeer hinführten. Damals glaubte man freilich in Moskau, daß es gelingen würde, die arabischen Massen mit marxistischen Ideologien und Klassenkampfsparolen gegen die herrschende Schicht der Effendis und Großgrundbesitzer aufzuwiegen. Sowjetische Moslems wurden in aller Eile angeheuert, als Agitatoren ausgebildet und für Spionageaufgaben geschult. Diese ersten Boten des Kreml tauchten vor etwa drei Jahren im Nahen Osten auf. Ihrer Tätigkeit war jedoch kein Erfolg beschieden. Zum Teil fühlten sie sich unter ihren arabischen Glaubensbrüdern recht wohl und vergaßen bald ihre Auftraggeber. Andere wiederum waren im engsten Sinne des Wortes Prediger in der Wüste. Ihre Agitation fand kein Echo. Die arabischen Fellachen, meist gläubige Moslems, wußten mit der kommunistischen Ideologie nichts anzufangen. Die sowjetischen Geheimdienste mußten die Unfruchtbarkeit ihres ersten Versuches bald einsehen. Sie zahlten das Lehrgeld und buchten die verlorenen Agenten auf die Verlustseite ihrer Bilanz.

Bei ihrem zweiten Versuch bewiesen die Kreml-Strategen eine bemerkenswerte Elastizität. Sie gingen von der Voraussetzung aus, daß der Eilzug des arabischen Nationalismus auch sie zu ihrem Ziele führen würde. Diesem Nationalismus konnten sie alles bieten, was er verlangte: Die Befriedigung antikolonialer Instinkte durch die Unterstützung der Araber gegen den „westlichen Imperialismus“ und die Erfüllung des Machthungers einer dynamischen Kraft, die sich bestätigen wissen will, durch Waffenlieferungen. Diese zweifellos wirksamen Aktionen der Sowjets mußten unterdessen durch „Techniker“ abgeschirmt und gesichert werden, daß sie dem Kreml zum gegebenen Zeitpunkt erlauben würden, die erwünschte Ernte einzubringen. Man bediente sich hierbei weniger sowjetischer Agenten als vielmehr eines für arabische Augen unverdächtigen Personkreises. Zu diesem Zweck schalteten die sowjetischen Geheimdienste Wollwebers SSD ein, der von nun an eine tragende Figur der bolschewistischen Manipulationen wurde. Der berühmte Chef des sowjetischen Staatssicherheitsdienstes konnte eine Schar ehemaliger Nazis anwerben, die sich 1945 nach Argentinien und Spanien abgesetzt und dort seit Jahren vergeblich einen geeigneten Job gesucht hatten. Zusammen mit einigen norwegischen Quislingen und schweizerischen Faschisten kamen sie in den Nahen Osten und mißbrauchten dort im Sinne ihrer Auftraggeber den arabischen Goodwill gegenüber Deutschland (ASZ, Nummer 34, „Hakenkreuz auf der grünen Fahne“). Während sowjetische Techniker in der syrischen Armee darauf achteten, daß die Verantwortlichkeit in die Hände linksextremer Offiziere rutschte, sorgten die Propagandaexperten Joseph Goebbels' dafür, daß die Dissonanzen der sowjetischen Infiltration in den lauten Fanfarenstößen des arabischen Nationalismus untergingen.

(Aus: ASZ, Nr. 35, S. 3 1 9 1957.)

nun die Überlebenden sich wieder sicher fühlten und in echter nationalsozialistischer Unverschämtheit in der Öffentlichkeit auftraten und vor allem Entschädigungen in einer unvorstellbaren Höhe verlangten, ebenso Pensionen für die durch Hitlers Gnade ihnen zuteil gewordenen Stellen oder für angeblichen Verlust von Werten. Ja, es gibt in der Bundesrepublik sogar einen Verband der Entnazifizierungsgeschädigten, die verlangen auf gleiche Stufe gestellt zu werden mit den durch den Nationalsozialismus an Gesundheit, Einkommen und Vermögen durch langjährige Haft und Mißhandlung Geschädigten. Diese Gruppe verlangt auch, wenigstens einige von ihnen, daß die Entschädigungen an die Verfolgten des Nazismus wieder eingezogen werden sollen.

Hinzu kam, daß durch Veröffentlichungen nationalsozialistischer Verlage, die zwar an literarischem Gehalt sehr gering, dafür aber von änspruchsvoller Arroganz sind, eine erhebliche Unruhe in das Publikum hineingetragen wurde. Ebenso durch provokatorische Reden auf Versammlungen nazistischer oder getarnter Organisationen, die jeder Beschreibung spotten. Daß hier nicht aus dem Zwang des Gewissens sich eine Abwehrfront bildete, sondern verursacht durch das Verhalten der Nationalsozialisten, mag ein Schönheitsfehler sein. Die Hauptsache aber ist, daß sich endlich eine Front gebildet hat, die aktiv den Kampf gegen das Wiederauftreten der Nationalsozialisten führt und der längst geschlossenen braunen Front entgegentritt.

Wenn der Grünwalder Kreis eine Tagung plant, wendet er sich in der in Frage kommenden Stadt an Gleichgesinnte, die ihrerseits die Tagung vorbereiten und die Personen zur Teilnahme einladen, von denen man weiß, daß sie die gleichen Ziele verfolgen. Es war vor der Gründung des Grünwalder Kreises nicht ganz einfach für den Einzelkämpfer, sich durchzusetzen, weil er kaum Rückhalt und Unterstützung durch andere fand und nahezu schutzlos der öffentlichen Verunglimpfung durch die Nationalsozialisten ausgesetzt war. Hier ist nun gründlicher Wandel geschaffen. Die Tagungen dienen zur Klärung der gegenwärtigen Situation und der Mittel, die einen wirksamen Kampf garantieren können, um jeder totalitären Restauration und dem Antisemitismus wirksam entgegentreten zu können.

Daß dem Grünwalder Kreis gerade von seinen Gegnern eine besondere Bedeutung zuerkannt wird, zeigen die heftigen Angriffe, die von reaktionären und nationalistischen Kreisen gegen ihn gerichtet wurden. In dem entbrennenden Kampf war den Nazis kein Mittel zu schlecht, um den Grünwalder Kreis zu diskreditieren. Man verschie die Mitglieder als verkappte Ostagenten, Kommunisten und stark links gerichtete Kreise. Die Kölner Tagung aber führte eine klare Entscheidung herbei, daß der Grünwalder Kreis sich nicht nur gegen nazistische, sondern ebenso gegen totalitäre Umtriebe von links wendet.

Innerhalb des Grünwalder Kreises ist nun ein Kampforgan entstanden, von einer Durchschlagskraft, die nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches bisher nicht gegeben war: der *Club republikanischer Publizisten (CrP)*. Zu ihm gehören seit seiner Gründung eine ganze Reihe von Publizisten, die an Zeitungen und an Rundfunkanstalten tätig sind, wie *Erich Kuby, Jesco v. Puttkamer, Klaus Stephan, Walter Hammerschmidt* u. a. Der *Bayerische Rundfunk* hat vor allen anderen Rundfunkanstalten mit Abstand ausgezeichnete Sendungen gegen den *Neonazismus* durchgeführt, die im In- und Auslande starken Eindruck gemacht haben. So spielen die dort tätigen Journalisten in ihm die Hauptrolle. Der Zweck des Clubs ist die Abwehr aller antidemokratischen Bestrebungen auf dem Gebiet der öffentlichen Meinungsbildung. Zur Erreichung dieses Zieles fördert der Verein den Zusammenschluß von Publizisten und Journalisten in der Bundesrepublik und in Westberlin, sorgt für gegenseitige Unterrichtung und gibt einmal im Monat Veröffentlichungen heraus, die authentisches Material, das auch jeder gerichtlichen Prüfung standhält, über antidemokratische Bestrebungen bringen.

Weiter ist der Verein bereit, alle Publizisten und Journa-

listen, die von anderen gehemmt werden und sich zunächst nicht frei für die Zwecke des Vereins betätigen können oder die durch ihre Mitarbeit Nachteile erleiden, zu unterstützen. Der Verein ist auch bereit, seinen Mitgliedern, die wegen ihrer Betätigung im Club in Prozesse verwickelt werden, Schutz und Hilfe zu gewähren. Wesentlich ist, daß in diesem Publizistenkreise, zu dem nun eine große Anzahl von Journalisten in anderen Städten gestoßen ist, sich viele hochqualifizierte und vor allem auch eine ganze Reihe junger Journalisten befinden.

Es war in Deutschland unvermeidbar, daß sehr bald Versuche begannen, durch Verleumdungen und Prozesse die Arbeit zu sabotieren. Das Prinzip der Nazis, die sich getroffen fühlen, geht dahin, bei öffentlichen Angriffen gegen sie nicht die betreffende Zeitung oder Zeitschrift zu verklagen, sondern den Verfasser solcher Artikel persönlich. Das soll für ihn eine Nervenzerrüttung mit sich bringen, soll ihn Geld und Zeit kosten und ihn nach Möglichkeit lahmlegen. So ist es klar, daß die Gründung des Clubs eine gebieterische Notwendigkeit war. Die Arbeit hat schon zu beachtlichen Erfolgen geführt, obwohl weder der Grünwalder Kreis noch der Club republikanischer Publizisten auf behördliche Unterstützung oder solche durch Parteien rechnet. Aber Mitglieder mehrerer Parteien begünstigen durchaus die Arbeit und nehmen an ihr teil. Anfängliche *Schwierigkeiten* konnten überwunden werden, und es steht zu hoffen, daß diese Front einmal ganze Arbeit leisten wird.

Wir leben unter Deutschen und befinden uns im Wahljahr, schon deshalb müssen die Mitglieder des Clubs damit rechnen, daß ihre Feinde gegenwärtig obenauf sind und das große Wort führen, während ihre Freunde mehr oder weniger zur Zurückhaltung sich gezwungen sehen. Denn nahezu alle Parteien rechnen auf die Stimmen der Nationalsozialisten, die fast alle wieder im Besitz der vollen Bürgerrechte sind, und geben sich sogar dazu her, sich einem Verhör durch die HIAG, das ist die Hilfsorganisation ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS, zu stellen. Das hat vor kurzem stattgefunden, und es war beschämend für die Vertreter derjenigen Parteien, die dort hingingen, wie sie um die Gunst dieser Kreise buhlten. Es kommt wohl in Deutschland kaum einer Partei mehr darauf an, nur von solchen Kreisen gewählt zu werden, die auch gesinnungsmäßig auf der gleichen Linie liegen. Es geht einfach um die Quantität, nach der Qualität fragt niemand. Aber auch die Wahl geht ja einmal vorüber, und der Grünwalder Kreis wie der Club republikanischer Publizisten werden den September in Ruhe abwarten. Nach Beendigung der Wahlpsychose werden neue Kräfte die Arbeit fördern helfen.

17/17) Memento

Der Südwestfunk hat aus dem Studio Mainz in der Nacht vom 9. zum 10. November 1956 eine Sendung über die nationalsozialistische Judenverfolgung gebracht, als Gedenkstunde an die sogenannte „Reichskristallnacht“ 1938. „Am 9. November waren es 18 Jahre her, daß auf einheitlichen Befehl der damaligen nationalsozialistischen Machthaber Verbände der SA und SS die Synagogen in Deutschland anzündeten, jüdische Geschäfte und Wohnungen stürmten und demolierten, jüdische Mitbürger mißhandelten, verschleppten, erschossen und erschlugen. Das Glück ungezählter Familien, Millionenwerte an Volksvermögen fielen allein dieser Nacht zum Opfer.“

Mit diesen Worten wurde die Gedenkstunde am Rundfunk eingeleitet. Und dann kamen in gedrängter Folge Einzelheiten zur Vorgeschichte und zu den Nachwirkungen dieser Unglücksnacht ... Wer diese Sendung vom Anfang bis zum Schluß mitangehört hat, der hat es nicht getan, ohne eine merkwürdige Mischung aus Angst, Entsetzen und Traurigkeit zu spüren. Kein verantwortlicher Mensch hat das Unrecht vergessen, das den Juden unter dem Nationalsozialismus angetan wurde. Wir haben die brennenden Synagogen noch gut

im Gedächtnis, die Judensterne, einige Sondergesetze und vor allem die Deportationen, deren Augenzeugen wir vielfach waren. Der Massentod in den Lagern, die Vergasungen, auch darüber haben wir Abscheuliches genug erfahren und in der Zeitung gelesen. Selber aber haben wir es nie mitanhören müssen, wenn zwei Dutzend Menschen in ihrer Todesangst mit den Fäusten gegen die Wände der Gaskammern schlugen; wir glaubten trotzdem, genug erlebt zu haben, um darüber Bescheid zu wissen, was die Judenverfolgung in Deutschland war.

Aber diese Rundfunksendung hat vielleicht vielen etwas Neues, Zusätzliches aufgedeckt. Das Grauen hatte auf einmal eine ganz andere Tiefe, weil die teuflische Konsequenz des nationalsozialistischen Judenhasses viel deutlicher zutage trat. Was wir erlebt hatten, war doch immer einzelnes Unrecht; die Schandtaten, die heimtückischen Vorschriften, die Sondergesetze, die in brutaler und zynischer Offenheit ein Unrecht schafften, das alles wurde vom Nationalsozialismus stufenweise und wohl dosiert in Szene gesetzt. Man konnte glauben, daß es sich um Einzelausbrüche handelte, um sporadische Willkür. In dieser Gedenkstunde für die verfolgten Juden, da war das Unglück aneinandergereiht; wie in einem gerafften Film waren die Zwischenzeiten überschlagen, Greuel an Greuel, Gesetz an Gesetz, ohne Zwischenattem. Und da zeigte sich erst, wie das alles ein bis ins kleinste vorkalkuliertes höllisches Gefüge war mit System und Vorwärtsbewegung auf ein Endziel hin. Jetzt erst war es Grauen an einem Stück, ein langsames aber gnadenloses Abwürgen bis zum Ersticken. Lückenloser kann man das nicht mehr vor-demonstrieren, wie man schon mit Vorschriften und Gesetzen allein ein Volk erst langsam einkreisen und dann immer enger würgen kann, bis ihm nicht einmal mehr der Atem geschenkt ist. Konzentrationslager, Genickschuß, Vergasung? Das alles ist jetzt nicht mehr einzelnes Unglück, sondern bloß noch letztes Bruchstück, logischer Ausgang, dessen Gewicht gestört ist, weil so deutlich vorausszusehen ist, daß es so kommen mußte. Das Ganze ist noch viel schrecklicher als das grauenhafteste Ende. Wie dieses Ende für ungezählte Juden war — und nicht allein für sie —, das wurde am Schlusse der Sendung für viele, die allzuleicht vergessen, noch einmal in Erinnerung gebracht mit einem Ausschnitt aus dem polnischen Schwarzbuch über die Naziverbrechen gegen das jüdische Volk. Wir zitieren die Stelle: „... Die Wagen wurden bis dicht an die Riesengrube herangefahren. Unten und oben warteten die Beerdiger, die ebenfalls Juden waren. Die Grube war von SS-Männern umstellt, die ihre Pistolen entsicherten. Dann gab der Sonderbeauftragte den Befehl, und das Gas wurde in den Wagen eingelassen. Man hörte dumpfe Schläge an die Wände des Wagens, die allmählich verstummten. Dann wurden die Türen aufgezogen, und die ersten Leichname kullerten heraus. Sie waren nackt, alle rötlich angelaufen und viele am Gesäß beschmutzt. Auch die Kinder hatten rote Farbe. Die Beerdiger wurden dann hineingejagt, um den Wagen ganz zu entleeren. Die Leichen wurden in Reihen auf den Kalk gelegt, den man auf die schon vorher Vergasten gestreut hatte. Die Beerdiger bekamen Kaffee und Suppe. Die in der Grube arbeiteten, bekamen am Abend nur Kaffee, mußten sich dann mit dem Gesicht nach unten auf die Beerdigten legen und wurden von oben in den Hinterkopf geschossen. Die oben Dienst getan hatten, wurden in eine nahe liegende Hütte aus Beton eingeschlossen, wo man sie die ganze Nacht weinen hörte, da sie am nächsten Tag unten in der Grube zu arbeiten hatten.“ Als dieser Text gelesen war, da spürte man deutlich, daß dies nicht das Ende sein konnte, die Scham wäre zu unerträglich gewesen. Wie Befreiung von einem Alpdruck war es, als der Sprecher zum Abschluß noch dieses Gebet aus dem Talmud in die düsteren Gedanken warf: „Gib, Ewiger, mein Gott und Gott meiner Väter, daß in keines Menschen Herz Haß aufsteige gegen uns und gegen keinen Menschen Haß aufsteige in unseren Herzen.“ — Solche Gebete sind ein Trost; es haben Menschen genug dafür gelitten, daß sie erhört werden.

Wir danken dem Rundfunk, daß er den Mut hatte, zu dieser Besinnung aufzurufen ... auch dem Mann, der mit großem Fleiß und Verantwortungsbewußtsein den Dokumentarbericht zusammengestellt hat: Herrn Otto Zahn in Mainz. (Aus: „Pax Christi“ [VIII/6, Aachen, S. 6/7])

17/18) „Nacht und Nebel“

Zu dem Film über die Vernichtungslager

Wer den französischen Dokumentarfilm „Nacht und Nebel“ über die nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager gesehen hat, der in vielen deutschen Städten, wie jüngst in Freiburg geschlossenen Vorführungen und in der Karwoche auch im Deutschen Fernsehen gezeigt wurde¹, der wird ihn zu den erschütterndsten und quälendsten Eindrücken zählen, die er je erfahren hat. Dieser grausige Film von der Unmenschlichkeit des Massenmordes an Juden, Deportierten und Gegnern des nationalsozialistischen Regimes, an Männern, Frauen und — das Erschreckendste — an Kindern, ist nicht der Phantasie eines Filmautors entsprungen, sondern der höllischen Phantasie derer, die diese kalt berechneten, mit mathematischer Exaktheit ausgeführten Morde an Millionen Menschen ausgedacht und verwirklicht haben in den Jahren des Krieges.

Tatsachen, die viele nicht wissen

Der Film zeigt aus authentischen Archivbildern deutscher Herkunft und aus amerikanischen Filmen, die bei der Befreiung der noch lebenden Häftlinge in den Konzentrationslagern aufgenommen worden sind — und diese Bilder sind mit den Bergen von vorgefundenen Leichen, die in eine Grube geschauelt wurden, die entsetzlichsten — einfach Tatsachen, — Tatsachen, die vielen Deutschen lange nicht bekannt waren, die auch jene, die davon wußten, sich in der ganzen Schrecklichkeit nicht vorstellen konnten, und die viele — so gern nicht wahrhaben oder vergessen möchten. Der Film des französischen Regisseurs Alain Renais will nichts anderes, als die Menschen von heute diesen Tatsachen unserer jüngsten Geschichte gegenüberstellen, nicht um Rache oder Haß gegenüber den Tätern zu predigen, nicht um alte Wunden aufzureißen, sondern um zur Wachsamkeit zu mahnen, damit nie wieder geschehe, was damals geschehen ist. Der maßvolle, wenn auch in seiner politischen Haltung entschiedene Text sagt ausdrücklich, daß solche Greuel nicht nur in *einem* Land und bei *einem* Volk möglich seien, — wenn einmal die Schranken der Menschlichkeit gefallen sind.

Untaugliche Einwände

Die unerbittliche Wahrheit dieses Filmes läßt in jedem, dessen Gefühl nicht abgestumpft und dessen Denken nicht von Vorurteilen getrübt ist, auch alle billigen Einwände verstummen. Etwa: man solle das Vergangene vergangen sein lassen — man kann es nicht, weil diese Wirklichkeit in unserer Geschichte steht, die wir bestehen müssen. Oder der erbärmlichste und einfältigste Einwand: die anderen Völker hätten auch Grausamkeiten begangen, wie die Bombenwürfe auf offene Städte oder die Mißhandlungen an Gefangenen oder die furchtbare Vertreibung der Ostdeutschen. Ohne daß diese Untaten verringert oder beschönigt werden sollen: die einen waren Ausfluß von Kriegshandlungen und Kriegsleidschaften, die Vertreibung ein Unrecht, das eine Folge der vorangegangenen nationalsozialistischen Verbrechen war. Aber können die Untaten anderer die Untaten der Angehörigen des eigenen Volkes rechtfertigen und uns entlasten? Mit der Schuld anderer, die sie selbst zu verantworten haben, kann sich niemand für eigene Schuld entschuldigen. Es ist ein Verdienst, daß verschiedene Organisationen den

¹ Veranstaltet gemeinsam durch den Filmclub, die Gesellschaft für Bürgerrechte, der Arbeitsgemeinschaft „Bürger im Staat“ sowie die Freiburger Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit am 15. und 16. 4. 1957.

Film „Nacht und Nebel“ in besonderen Veranstaltungen vorführten. Denn er wird in den Lichtspielhäusern sonst noch nicht gezeigt, weil ihn kein Verleih übernommen hat, wohl hauptsächlich, weil er unmöglich neben den üblichen Spielfilmen gezeigt werden könnte. Nach „Nacht und Nebel“ einen Spielfilm zu sehen, ist unerträglich. Darum ist auch die damals für den deutschen Einspruch gegen die Aufführung des Films im Rahmen der Filmfestspiele von Cannes gegebene Erklärung gerechtfertigt, ein solcher Film „könne nicht mit Filmen der Phantasie in Wettbewerb treten“.

Auch für die Jugend?

Aber wie weit kann und soll man ihn überhaupt in der Öffentlichkeit zeigen? Das Deutsche Fernsehen hat es gewagt und recht damit getan. Es verdient vermerkt zu werden, daß ihm der Film vom Presse- und Informationsdienst der Bundesregierung zur Verfügung gestellt worden war. Es bestehen also, entgegen manchen Vermutungen, bei der Bundesregierung keine Bedenken gegen die Vorführung dieses Filmes in Deutschland. Erwachsenen Menschen sollte dieser Film überall öffentlich zugänglich gemacht werden, etwa in Sondervorführungen, in Matinees, in Aufführungen an ernstesten Tagen des Jahres. Man muß es geradezu fordern, um die Wahrheit über jene Zeit zu verbreiten.

Eine andere, gewiß schwierige Frage ist es, wie weit der Film „Nacht und Nebel“ für Jugendliche geeignet ist. Bekanntlich wird erörtert, ob er in Schulen gezeigt werden soll und kann. Hier muß man wohl begrenzen. Für Kinder ist er in keiner Weise geeignet. Im Fernsehen wurde mit Recht ausdrücklich vor Beginn des Filmes dazu aufgefordert, die Kinder nun ins Bett zu schicken, damit sie den Film nicht sehen. Die Furchtbarkeit des Films könnte in der Tat leicht bei der noch nicht genügend gereiften Jugend unheilvoll wirken, den Glauben an den Menschen erschüttern und gefährliche Gefühle wecken. Aber einer reiferen Jugend, etwa von der Oberprima an und den Gleichaltrigen, die nicht mehr in der Schule sind, also etwa um 18 Jahre, sollte der Film ruhig gezeigt werden, damit sie diese Geschehnisse einer schrecklichen Zeit in ihr Geschichtsbild aufnehmen und innerlich verarbeiten können. Freilich müßte eine Einführung gegeben werden, in der die historischen Zusammenhänge dargelegt werden. Leider wird eine solche Vorbereitung im Schulunterricht und oft auch im Elternhaus nicht gegeben. Deshalb müßte sie wenigstens zu diesem Film erfolgen. Die Jugend muß aber, und will es auch, wissen, was wirklich war. Die Jugend ist durch das „Tagebuch der Anne Frank“ vielfach schon bekannt geworden mit der Not und dem Leiden der Juden im Dritten Reich, sie wird von da aus auch den Film richtig verstehen. Die Pilgerfahrt der Hamburger Jugend an das Grab der Anne Frank in Bergen-Belsen läßt daran glauben, daß man dieser Jugend vertrauen und ihr auch etwas zumuten kann. Von diesem Film kann eine heilsame Wirkung ausgehen, die zu einer reineren und besseren Zukunft führen kann. So bitter die Wahrheit ist, nur die Begegnung mit ihr kann befreien. Darin liegt der Wert und das Verdienst des erregenden Films „Nacht und Nebel“. G.

(Aus: Badische Zeitung [Nr. 98], Freiburg i. Br., 27./28. April 1957.)

17/19) Anne Franks Heimkehr

Norbert Muhlen schreibt aus Hamburg:

Aus „Der Monat“, April 1957, Hinweise, entnehmen wir den folgenden Beitrag:

Etwa jeder zweite Deutsche hat, wie das Institut für Demoskopie im Jahre 1949 ermittelte, niemals einen Menschen jüdischer Abstammung privat kennengelernt. Hingegen hat (nach der gleichen Quelle) die Mehrheit einmal ein Exemplar des Stürmer gelesen und während des Dritten Reiches Träger des Gelben Sterns auf der Straße erblickt. Für viele Deutsche bedeutete also die Bühnen-Bekanntheit mit Anne

Frank — geboren im Juni 1929 zu Frankfurt am Main, verstorben im März 1945 zu Bergen-Belsen bei Hamburg — die erste oder doch die erste etwas intimere Begegnung mit einer Angehörigen jener Gruppe, die zur Zeit von Annes Geburt als „jüdische Mitbürger“, zur Zeit ihres Todes als „auszurottende Weltpest“ und seither als „Opfer des Rassenwahns“ bezeichnet und behandelt wurde.

Das von der Dreizehn- bis Vierzehnjährigen im Amsterdamer Versteck geschriebene Tagebuch war zwar kurz nach dem Kriege in Holland und auch in deutscher Übersetzung (im Verlage Lambert Schneider in Heidelberg) veröffentlicht worden; aber erst als es viel später auch in Amerika veröffentlicht, von dem bühnenerfahrenen und warmherzigen Ehepaar Frances und Walter Hackett überaus geschickt dramatisiert und zu einem großen New Yorker Bühnenerfolg geworden war, wurde es auch in Deutschland allgemeiner bekannt. Seit Ende 1956 als das Stück zuerst in Deutschland aufgeführt wurde, wo es seitdem auf mehr als 20 Bühnen gespielt wird, haben hier mehr als 300 000 Menschen das Tagebuch (in einer billigen Taschenausgabe der Fischer-Bücherei) gekauft und gelesen, viele, nachdem sie die Verfasserin und Heldin auf der Bühne kennengelernt hatten — ein liebenswertes junges Mädchen, dessen Aufzeichnungen unversehens abbrechen, als sie von der deutschen Polizei nebst ihren Eltern und Freunden aus ihrer Bodenkammer abgeholt wird, um wie viele Tausende deutscher und westeuropäischer Juden den Weg in die Vernichtungslager zu gehen. Welche Gedanken und Gefühle dieses Zusammentreffen des deutschen Publikums mit Anne Frank — die heute eine junge Frau von 28 Jahren wäre — ausgelöst und hinterlassen hat, ist eine Frage, die sich ein Beobachter der Nachkriegsszene sofort mit größerem Interesse und größerer Berechtigung als bei anderen Zeitstücken unserer Tage stellen mußte. Mit den üblichen Erfolgsmaßstäben der Literatur und des Theaters allein läßt sie sich nicht beantworten, wenn auch die Höhen, welche die Auflagenziffer des Tagebuchs und die Zahl der Aufführungen schnell erklommen haben, schon eine gewisse Art der Auskunft sind. Doch als bei der Premiere in Berlin und in Düsseldorf (wie es seither die Regel war) die Besucher in ergriffenem Totengedenken das Theater schweigend verließen, konnte ein ausländischer Besucher die schöne Geste noch mißverstehen und glauben, sie hätten ihre Unsicherheit, wenn nicht gar ihre Ablehnung des Stücks damit kundgetan. (In Hamburg schlug der um Rat befragte Rabbiner vor, sich zwar nicht ganz des Beifalls zu enthalten, da es sich ja schließlich nicht um einen sakralen Vorgang handle, aber auch nicht Vorstellung und Schauspieler wie bei irgendeinem anderen Stück zu beklatschen, sondern als Mittelweg den Beifall auf einen einzigen Hervorruf zu beschränken. So wurde es dort auch seither gehalten.) Wer sich wie ich in einer Reihe deutscher Städte eingehend mit Besuchern des Stücks und Lesern des Tagebuchs aus allen Schichten unterhalten, auch Theaterpersonal und Buchhändler über ihre Erfahrungen befragt und obendrein mit der Neugier des Reporters in der Theaterpause und nach der Vorstellung das Publikum belauscht hat, vermochte die Konturen der „deutschen Reaktion“ auf Anne Frank schon etwas deutlicher zu erkennen. Das Resultat ist: es gibt kaum so etwas wie eine „deutsche Reaktion“, sondern mehrere, voneinander sehr verschiedene.

Nahezu einheitlich — und ebenso überraschend — ist nur das Echo, das Anne Frank bei jungen Menschen — von Halbwüchsigen bis zu den heute etwa Vierundzwanzigjährigen — weckt. Diese Generation, deren älteste Mitglieder beim Ende der Hitlerherrschaft 12 Jahre alt waren — unterscheidet sich in diesem Punkte einmütig und radikal von allen älteren Menschen, die selbst noch in irgendeiner Form an der damaligen Epoche miterlebend teilhatten.

Wer aus dieser älteren Generation aktiv oder passiv zu den Hauptbeteiligten gehörte, dürfte allerdings weder zum Publikum des Stücks noch zur Leserschaft des Tagebuchs zu zählen sein. In vereinzelten Fällen gaben — mit oder ohne eine Erklärung, die darauf schließen ließ, daß sie noch an

nationalsozialistischen Rassenideen festhielten — Abonnenten ihr Billett, Buchhandlungskunden das Buch zurück. Andererseits versicherten mir die meisten jüdischen Deutschen, mit denen ich sprach, daß sie sich das Stück nicht angesehen hätten und nicht ansehen würden, weil es zu schmerzliche Erinnerungen in ihnen heraufbeschwöre; in der Öffentlichkeit wenigstens wollten sie nicht mit diesen Dingen konfrontiert werden, wenn sie vielleicht auch daheim das Buch gelesen hatten.

Abgesehen von diesen beiden Grenzgruppen aber reicht die weite Skala der Reaktionen von echter erschütternder Umstimmung bis zur Ablehnung. Nicht ganz untypisch ist die ältere evangelische Krankenschwester aus Schleswig-Holstein, die sofort nach der Vorführung aussprach: „Ich war mehr als erschüttert, ich fühle mich mitschuldig. Doch hat man das wirklich nicht geahnt, nicht, wie es im einzelnen zugeing damals . . . Ich möchte jetzt helfen, wo noch zu helfen ist, aber wie? Mit geldlicher Unterstützung, wo es eventuell nottut? Das kommt mir so schäbig vor, wenn ich es auch gern täte. Raten Sie mir doch bitte, was ich tun kann!“

„Viele sind so gerührt, weil das Stück sie an ihr eigenes Schicksal erinnert — wir haben ja auch so viel verloren!“, äußerte ein Logenschließer. Nicht immer allerdings führt eine so begreifliche Rückführung auf den eigenen Fall zur Identifizierung mit Anne Frank und ihren Leidensgenossen. Ein Spätheimkehrer, Mitte der vierziger Jahre, beschwerte sich, daß man so viel von den Juden hermake, „wo es doch besser ist, vergast zu werden, als langsam in einem russischen Lager hinzusiechen“.

Wer das Stück ablehnt, legt sich seine Begründung und sein Alibi zurecht. „Das Stück sieht alles durch die amerikanische Brille, so war es doch niemals in Deutschland“, sagte die Inhaberin eines eleganten Modosalons. „Das ist von einem Reißerfabrikanten geschrieben, der keinen Dunst von der Psychologie der Jugendlichen hat“, behauptete ein älterer Bankbeamter. Viele wollten bei der Befragung nicht zugeben, daß sie lieber ein heiteres Unterhaltungsstück sehen als eine zeitgenössische Tragödie (eine verständliche Geschmacksrichtung, die ich auch in New York und Zürich bei älteren Besuchern des Stücks angetroffen habe), sondern bemäntelten ihre Abneigung: „Man soll solche ollen Kamellen doch nicht immer wieder aufwärmen, das ist schädlich, weil unsere Jugend damit belastet wird.“

Eine gründliche Umfrage bei eben dieser Jugend ergab ein ganz anderes — überraschendes, erfreuliches, manchmal beglückendes — Bild. Die Meinung der Jüngsten — wie ich sie in Dutzenden von Fällen gehört und von Jugendbetreuern bestätigt bekommen habe — faßte eine intelligente zwanzigjährige Büroangestellte aus Hamburg zusammen. „Ja, das Stück ist großartig“, sagte sie. „Noch nie hat mich ein Theaterstück so ergriffen, obschon ich doch alle vier Wochen in die Abonnementsvorstellung gehe.“ Sie hatte viel darüber nachgedacht, und mit Altersgenossen diskutiert, was an dem Stück so ergreifend auf sie gewirkt hatte. „In Anne Frank erleben wir die Tragödie von uns jungen Menschen überhaupt. Anne muß ihrem Schicksal gegenüberstehen; die ältere Generation bestimmt, fern und feindlich, alles in ihrem Leben, und zwischen ihr und den Erwachsenen gibt es keine Verständigung. Anne handelt nicht, hat gar keine Möglichkeit zu handeln, sie wird sozusagen gehandelt.“

Ein neunzehnjähriger Student brachte nach dem aufwühlenden Theaterbesuch seine Gedanken zu Papier: „Die vordergründige Situation dieses Schauspiels, die aufzeigt, daß es eine Zeit gegeben hat, in der unschuldige Menschen aus fanatischen und sadistischen Gründen verfolgt und hingerichtet wurden, war es wohl nicht allein, die mich so stark ergriff und veranlaßte, über dieses Stück weiter nachzudenken. Es war auch nicht die äußerliche Wirksamkeit und Intensität dieses Schauspiels . . . Es war etwas anderes: Ein Mensch, ein junger Mensch wird hier lebendig, der suchend, grübelnd, in einem oft schweren inneren Kampf vorwärtstrebt, die Gewalt seiner physischen und psychischen Entwicklung spürt, nach Rat und Hilfe sucht, und doch einsehen muß, daß er

letzten Endes allein ist.“ Daß weder Annes Vater noch ihr gleichaltriger Freund diese Vereinsamung aufheben können, schien diesem jungen Manne besonders bedeutsam und geradezu allgemeingültig. „Wir jungen Menschen erkennen, daß wir viele gleiche Probleme haben, und im letzten Grunde oft dasselbe verehren . . .“

Wenn man in Anne Frank den Prototyp des „jungen Menschen“ sieht — hilflos, einsam, der Ungnade der Alten überlassen, gefangen in einer Welt, die andere schufen, frech nach außen und innerlich verängstigt —, so identifiziert man sich tatsächlich mit ihr. Junge Deutsche finden ihre eigene Situation in der „Grenzsituation“ Annes ebenso scharf vorgezeichnet wie ihre sonstigen Nöte in Annes Selbstdarstellung. Ein Lehrer aus Limburg an der Lahn hat geschildert, wie Kinder, die heute genau so alt sind, wie Anne Frank bei der Abfassung ihres Tagebuchs war, im Leben der Heldin vor allem „ihre eigenen seelischen Schwierigkeiten“ wiederfinden: „Ich hatte mit der Abschlußklasse einer Volksschule — vierzehnjährigen Mädchen — mit großer Anteilnahme aller Anne Franks Tagebuch durchgenommen. Ein großes Wagnis, da das Buch in seiner Offenheit eine nicht immer vorhandene Reife voraussetzt. Mein Vertrauen aber wurde voll gerechtfertigt. Die Kinder ließen nicht ein einziges Mal den notwendigen Ernst vermissen bei der Behandlung der seelischen Schwierigkeiten ihrer eigenen Entwicklungsjahre, wie Anne sie ihrem Tagebuch anvertraut hat. Sie erlebten alle, wie ich es noch nie bei einer Klassenlektüre erlebt habe, nachfühlend mit, was ihrer Altersgenossin damals widerfahren war, und so gewannen sie Anne so lieb, daß sie in ihrem Herzen weiterlebt . . .“

Die politische Grundlage der Tragödie schrumpft in den Augen der meisten jungen Besucher zu einem „historischen Hintergrund“ zusammen, der ihnen zu fremd, fern und unverständlich bleibt, um wirklich interessant zu werden. Nicht unähnlich den politischen Konflikten, die zu Haft und Hinrichtung Maria Stuarts führten, bleiben Nationalsozialismus und Judenverfolgung für die große Mehrzahl jugendlicher Theaterbesucher nur seltsame äußere Umstände zweiten Ranges für die persönliche Tragödie ihrer Heldin. Ja, gelegentlich werden alle ihre Feinde in den gleichen Topf geworfen, als das sie bedrohende oder unglücklich machende Böse, ob sie nun Nazis oder jüdische Mitbewohner des Dachbodens sind. Eine von dem Stück sehr begeisterte sechzehnjährige Oberschülerin verstand lange, lebhaft und verständlich „die seelischen Schwierigkeiten“ der jungen Heldin zu erörtern, während sie vom Nationalsozialismus nichts wußte, als was ihr Geschichtslehrer — den sie als reichlich kauzig belächelt und durchaus nicht ernst nehmen will — mehrfach geäußert hat: Hitler habe manches Gute, aber noch mehr Unheil geschaffen. Sie hatte, wie sämtliche anderen jungen Leute, die ich befragte, niemals etwas über den Nationalsozialismus und seine Geschichte gelesen. (Zwei Studenten allerdings, ein Heidelberger Philosoph und ein Hamburger Wirtschaftswissenschaftler, waren in großen Zügen mit dem Programm des Nationalsozialismus vertraut, der erstere sogar mit dessen Ideengeschichte, keiner aber mit den tatsächlichen Zuständen wie sie im Dritten Reich herrschten, vor allem nicht mit der Praxis der Verfolgungen.)

Ausnahmen kommen natürlich vor — doch in den von mir beobachteten Fällen waren sie persönlich bedingt. Die Volksschülerin, die ihren Lehrer nach der Klassenlektüre des Tagebuchs fragte, „ob alle SS-Männer so gewesen sind wie die Leute, die in den Konzentrationslagern Anne und die anderen Juden ermordeten“, war die Tochter eines SS-Führers. Der Lehrer — ein schroffer Gegner des Nationalsozialismus — erklärte ihr Schuld und Verantwortung, und sie dankte ihm mit voller Zustimmung.

Mein Besuch fiel in die Monate nach der ungarischen Revolution; ich hörte mehrfach von jungen Theatergängern: „Wenn Mörder regieren, ist überall Budapest.“ Aus ihrer Erregung über die zeitgenössischen Vorgänge verstanden sie auch den totalitären Mord aus den Jahren 1943—1945 besser. (Vielleicht ist dies ein Grund, warum das Stück in der

sonst um „antifaschistische“ Produktionen so beflissenen Sowjetzone so wenig gespielt wurde.)

Im allgemeinen aber bleibt die spezifische Natur, Programmatik und Praxis des deutschen Nationalsozialismus diesen jungen Leuten auch nach dem Theaterbesuch ein Buch mit sieben Siegeln, das zu öffnen und zu verstehen sie kein Bedürfnis empfinden. Bringt man das Gespräch darauf, so besteht ihr Beitrag zumeist nur in der kopfschüttelnden Frage: „Hat sich das wirklich in Deutschland so zuggetragen?“ Und die gelegentlich gestellte nächste Frage ist mehr eine rhetorische: „Wie war das möglich?“ Obgleich in Tagebuch wie Bühnendrama wahrhaftig genug Äußerungen auf das Judentum Bezug nehmen, wußte auf meine etwas provokatorisch gestellte Frage, ob die jeweilige Darstellerin Annes und der anderen jüdischen Figuren des Stücks „jüdisch wirkten“, ob man etwas „typisch Jüdisches“ und „deutschem Wesen Artfremdes“ an ihnen bemerken könnte, keiner der Befragten eine Antwort. Sie wußten kaum, wovon ich sprach.

In ihrem Innern schien der Nationalsozialismus kaum eine andere Stellung einzunehmen als etwa im Gefühl fortschrittsgläubiger Rationalisten des vorigen Jahrhunderts die dunklen der Inquisition. Rassenhaß schien in ihrem Weltbild keinen Platz mehr zu haben. Wenn tausend Hamburger Schüler und Studenten im März eine Pilgerfahrt nach dem Konzentrationslager Bergen-Belsen unternahmen, um dort

die Massengräber, in denen auch Anne Frank ruht, mit Blumen zu schmücken, so war dies mehr als nur eine Identifikation mit der individuellen Heldenin; man identifiziert sich auch mit ihren Idealen und moralischen Hoffnungen, ohne sich mit dem politischen System jener Zeit, dem man so ganz und gesund entwachsen ist, noch abgeben zu müssen. Man ist nicht mehr anti-nationalsozialistisch, weil dieser Komplex überwunden, antiquiert, überholt ist, während das junge, physisch vernichtete Opfer unter den Kindern der Vernichter weiterlebt.

In welch ungeahnt breiter und echter Weise Anne Frank zur Symbol- und Idealfigur geworden ist, wurde mir klar, als eine vierundzwanzigjährige Berliner Tänzerin, aus einstmalig streng nationalsozialistischem Elternhaus, selbst ohne politische oder literarische Interessen, die weder das Stück gesehen noch das Buch gelesen hatte, bei einer Erwähnung von Anne Franks Namen — das Zitat ganz richtig wiederholend — aussprach: „Ist es nicht wunderbar, daß ein Mädel, die so Schlimmes durchmacht, trotzdem sagt: ‚Ich glaube an das Gute im Menschen.‘“ Diese Bemerkung charakterisiert vielleicht am besten Wirkung und Erfolg des Tagebuchs bei der jungen Generation. Anne Frank ist — Opfer, das zum Zeugen und Lehrer der Nachlebenden wurde — heimgekehrt in das Land, aus dem sie vertrieben worden war. Und ihre Heimkehr wurde zu einem seltsamen Triumphzug.

18. Kleine Nachrichten

18/1) Leo-Baeck-Gedenkmarke

Aus Anlaß des ersten Jahrestages des Todes von Rabbiner Dr. Leo Baeck am 2. November 1957 wird die deutsche Bundespost eine Leo-Baeck-Gedenkmarke herausgeben. Es wird die erste Leo-Baeck-Gedenkmarke der Welt sein.

(Aus: Neue Welt [IX/19—20], Wien, August 1957.)

18/2) Sie starb als Märtyrerin

Gedenktafel für Dr. Edith Stein geweiht

Aus Anlaß des 15. Todestages der deutschen Philosophin Dr. phil. Edith Stein, die als Schwester *Teresia Benedicta a cruce* seit 1933 im Kölner Karmel war und am 9. August 1942 wegen ihrer jüdischen Abstammung in Auschwitz durch Gas getötet wurde, zelebrierte Domdechchant Prälat Dr. Lenné am Freitagmorgen in der Karmeliterinnenkirche Maria vom Frieden ein Requiem. Mit zahlreichen Kölnern nahm auch Stadtdechchant Prälat Prof. Dr. Grosche an diesem Totenamt teil.

Im Anschluß an das Requiem stieg der Domdechchant in die wieder hergerichtete alte Krypta der Kirche hinab, um hier einen in die Wand eingelassenen Gedenkstein zu weihen. In dieser Krypta befinden sich die Grabstätten der Karmeliterinnen aus dem 18. Jahrhundert. In die schlichte Stein- tafel für Edith Stein, die mit Grün umkränzt war, sind ihre Lebensdaten eingegraben. Darunter steht der Satz: „Sie starb als Märtyrerin für ihr Volk und ihren Glauben.“ (Sperrung durch die Red. d. Rund- briefs)

Die in der Kirche anwesenden Gläubigen trugen sich bei dieser Gelegenheit in zwei aufgelegte Bücher ein, in denen Unterschriften zur Einleitung des Seligsprechungsprozesses für Schwester Teresia Benedicta gesammelt werden.

(Aus: Kölnische Rundschau [12/184], 10. August 1957.)

18/3) Jüdisches Gedenken für Kardinal Saliège

An einem jüdischen Heim in der Rue Lamarck im Pariser Stadtteil Montmartre wurde eine Inschrift zum Gedächtnis

des im vorigen Jahr verstorbenen *Kardinals Saliège, Erzbischof von Toulouse*, angebracht. Sie lautet: „In den dunklen Stunden ließ Kardinal Saliège die Stimme des menschlichen Gewissens vernehmen, das sich angesichts der Raserei des hitlerischen Rassismus und Antisemitismus empörte. Durch seine großherzige und mutige Haltung, mit der er den edlen Überlieferungen Frankreichs die Treue bewahrte, brachte er damals den unschuldigen Opfern der nazistischen Verfolgung Hilfe und Beistand.“

(Aus: Informationen des Deutschen Caritasverbandes [2/4., Freiburg i. Br., 18. 7. 1957], S. 11.)

*

Der Generalvikar von Toulouse besucht Israel

Am 30. August 1956 kam *Msgr. Paul Marius Garail*, der Generalvikar der Erzdiözese von Toulouse, zu einem kurzen Besuch nach Israel. Am Mandelbaumtor¹ wurde er von einem Vertreter des Religionsministeriums begrüßt. Msgr. Garail kam, um den Wald zu besichtigen, der zum Gedächtnis des Kardinals von Toulouse, Jules Saliège, gepflanzt worden war, welcher während des Krieges half, um Juden vor der Deportation zu retten.

(Aus: ‚Christian News from Israel‘. Hrsg. vom Religionsministerium von Israel / Jerusalem [VII/3—4]. Dezember 1956, p. 7/8.)

18/4) Deutsche Katholikin rettete 120 jüdische Kinder

Dem Israelitischen Wochenblatt der Schweiz (57/32) vom 9. 8. 1957 entnehmen wir die folgende Mitteilung:

In Limburg, in Südostholland, wurde eine Erinnerungsstätte an *Hanna van de Voort* eröffnet, eine katholisch-deutsche Hebamme, die während des Krieges das Leben von 120 jüdischen Kindern rettete. Sie fand ihnen einen Platz, wo sie sie versteckte und für sie sorgte.

¹ dem auf israelischer Seite liegenden einzigen Grenzübergang zwischen Israel und den arabischen Staaten.

18/5) Tod einer unbesungenen Heldin

Der in New York erscheinenden deutschsprachigen jüdischen Wochenzeitung, dem „Aufbau“ (XXXIII/28) vom 22. 2. 1957 entnehmen wir:

In Glen Cove, Long Island, ist im Alter von 53 Jahren *Janina Zilow* gestorben. Sogar die „New York Times“ und „Herald Tribune“ widmeten dieser Frau einen längeren ehrenden Nachruf.

Als 1939 das nationalsozialistische Deutschland Polen angriff, lebte die Familie Trilling, bei der Janina Zilow als Gouvernante tätig war, in Bialystok. Roman, der Vater, wurde von den Nationalsozialisten verhaftet und verschwand, die Mutter ging mit ihrem zweijährigen Kinde in das Warschauer Ghetto, wo sie mit ihrer Schwester und deren zwölfjährigen Tochter in Angst vor dem Ungeheuerlichen lebte. Als die „Herrschaft“ von Janina Abschied nahm, versprach diese fromme Katholikin der Mutter, das Kind zu retten. Eines Tages reiste Janina von Lemberg nach Warschau und schlich sich in das Ghetto. Raja, die Schwester der Frau Trilling, flehte Janina an, auch ihr Kind zu retten, und so wagte sie es, beide Kinder mit sich zu nehmen.

Kaum war sie aus dem Ghetto heraus, wurde sie verhaftet und kämpfte vierundzwanzig Stunden vor dem Gestapogewaltigen um das Leben dieser Kinder — mit Erfolg. Sie zog mit ihnen von Stadt zu Stadt, bis das ältere Mädchen beschloß, als „polnische“ Arbeiterin nach Deutschland zu gehen. Janina blieb mit Elisabeth zurück, die in Janina ihre Mutter sah. Von Warschau ging sie nach Lemberg, dann, als die Luft dick wurde, nach Krakau, dann wieder nach Warschau; immer in Angst, von den Nazis verhaftet zu werden, bis eines Tages in Polen die Freiheitsglocken läuteten.

Janina mit „ihrem Kinde“ wurde mit Hilfe des Jüdischen Weltkongresses und der in USA lebenden *Verwandten* nach Schweden und von dort über Cuba nach den Vereinigten Staaten gebracht. Hier lebten Elisabeth und „ihre Mutter“ einige Zeit bei einer Tante. Die Kusine von Elisabeth war inzwischen ebenfalls nach USA gekommen. Vor einigen Jahren, als Janina die Überzeugung gewonnen hatte, daß Elisabeth nun glücklich sei, erklärte sie der Tante: „Ich habe meine Mission beendet.“ Sie zog nach Glen Cove auf Long Island, schon kränkelnd, nicht zuletzt eine Folge der furchtbaren Strapazen, die sie durchzumachen hatte. Erst 53jährig starb sie letzte Woche, geliebt und betrauert von den Verwandten Elisabeths und Lilians, die beide erschüttert am Grabe dieser Retterin und unbesungenen Heldin standen. Ein großer Mensch ist dahingegangen.

Kurt R. Großmann

18/6) Der Sühneakt der Hilda von Hippel

Der „Aufbau“, die in New York erscheinende jüdische deutschsprachige Wochenzeitung (XXIII/29) schreibt vom 19. 7. 1957:

Im Altersheim der Organisation Malben in Naharija arbeitet seit drei Jahren die deutsche Krankenschwester *Hilda von Hippel*, die nach Israel gegangen ist, um das Unrecht, das die Deutschen an den Juden begingen, gutzumachen.

Die heute fünfzigjährige Schwester wurde in Hamburg ausgebildet und schloß sich einem protestantischen Orden, der Marienschwesternschaft in Darmstadt, an. „Ich nahm eine flüchtige Jüdin zu mir in die Wohnung“, erzählte sie, „und das Zusammenleben lehrte mich, zu erfassen, was den Juden von den Nationalsozialisten angetan wurde. In der Schule hatte man uns gelehrt, die Juden seien auf ewig verdammt, weil sie Christus gekreuzigt hätten. Wir Deutschen haben sechs Millionen unschuldige Menschen gekreuzigt — welche Verdammung wartet unser? Es gab viele, die gleich mir niemals aktiv ein Unrecht gegen Juden begangen haben. Aber das Gefühl einer Kollektiv-Schuld wurde in mir immer stärker, und so faßte ich den Entschluß, nach dem jüdischen Staat auszuwandern und ihm mit Leib und Seele zu dienen.“ Hilda von Hippel verließ ihre Heimat und ging zuerst einmal nach Wien, wo sie anderthalb Jahre als Krankenpflege-

rin tätig war. Dort meldete sie sich zur Auswanderung nach Israel und erhielt 1954 das Visum.

Inzwischen hat sie Hebräisch gelernt. Es sind die schwersten Fälle chronisch erkrankter alter, leidender Menschen, die ihr auf ihre Bitte übertragen werden. Sie ist glücklich in ihrer Sorge für die anderen und hat nach ihren eigenen Worten in der Zuneigung und dem Verständnis, mit dem ihr überall begegnet wird, den wahren Geist christlicher Nächstenliebe gefunden.

18/7) Erinnerung an die „St. Louis“

Der deutsche Schiffskapitän *Gustav Schroeder* hat das Verdienst-Kreuz der Deutschen Bundesrepublik vom Präsidenten Theodor Heuss erhalten. Der Kapitän war der *Kommandant jenes Schiffes*, „St. Louis“, das Hunderte jüdischer Emigranten an Bord hatte und vergebens in mittelamerikanischen Häfen, besonders in Havanna, die unglücklichen Opfer der nationalsozialistischen Herrschaft an Land zu bringen suchte. Allenthalben wurde den Passagieren die Landung aus formalen Gründen verweigert. Dem Kapitän blieb keine andere Wahl, als die Rückfahrt über den Atlantischen Ozean anzutreten. Er konnte aber, weil sich inzwischen die Weltöffentlichkeit geregt hatte, die Emigranten, die in Todesangst schwebten, wieder deutschen Boden betreten zu müssen, in holländischen, belgischen und französischen Häfen landen lassen. Er selber hat sich geweigert, die Emigranten wieder nach Bremen oder Hamburg zu bringen.

Der Fall „St. Louis“, der die kultivierte Welt damals tief eregte, ist von dem holländischen Dramatiker *Jan de Hartog* im Drama „Schiff ohne Hafen“ dramatisiert worden.

Die Flüchtlinge, die in französischen Häfen gelandet waren, wurden zur Mehrzahl bei Kriegsausbruch von der französischen Polizei interniert. In französischen Lagern wie in Damigny und Bassens begegnete man Passagieren der „St. Louis“. Nach der Katastrophe in Frankreich im Juni 1940 gelang es manchem, nach Amerika zu kommen, aber andere fielen später der Gestapo in die Hände und sind in Vernichtungslagern umgebracht worden. (k.)

(Aus: „Aufbau“ XXIII/8 [New York, 22. 2. 1957].)

18/8) „Jud Süß“: Diabolische Suggestion

Das in Bonn erscheinende CDU-Organ, die „Bonner Rundschau“, Nr. 37 berichtet vom 13. 2. 1957:

Der Studentische Filmclub zeigt Harlans Film im Seminar des Wintersemesters 1956/57

Veit Harlans „Jud Süß“ (1940) war der Abschluß des im Wintersemester vom Studentischen Filmclub veranstalteten Seminars „Der Film als Agitationsmittel im Dritten Reich“. Ein zugleich eindrucksvoller und erschütternder Schluß. Im Vorspann lief u. a. der KZ-Film „Nacht und Nebel“. Zwischen beiden, sich wie Ursache und Wirkung gegenüberstehenden Filmen zeigte *Professor Gollwitzer* die Grundlagen des deutschnationalen Antisemitismus auf.

„Jud Süß“ brachte ein schmerzlich-herbes Wiedersehen mit der alten Schauspiel- und Ufa-Elite. Das ist der etwas abseitige und schließlich vom Geschehen des in seiner politischen Regie konsequenten Filmes absorbierte Eindruck. *Werner Kraus* als „Levi“ und „Rabbiner“, *George* als Herzog und *Marian* als „Süß“ sind darstellerische Meisterleistungen. Aber: wie war es möglich, daß sich ein Ensemble derart profilierter Schauspieler (*Eugen Klöpfer*, *Theodor Loos* und *Albert Florath* gehören dazu) vor den Karren einer politischen Absicht spannen ließ, die im Terminus des Dritten Reiches die „Regelung der Judenfrage“ hieß?

Der Film schließt mit der Austreibung der Juden aus Stuttgart. „Nach altem württembergischen Gesetz.“ Klöpfer dreht sich zur großen Schlußaufnahme ins Bild und verheißt den nachkommenden Generationen mit einem unmißverständlichen Augenzwinkern die Austreibung der artfremden Ju-

den als nationales Gebot. Damit beantwortet der filmische Landstände-Hauptmann mit dem beziehungsreichen Namen „Sturm“ die „Judenfrage“ des Dritten Reiches. Daß Millionen Juden in Gaskammern „vertrieben“ wurden, ist nur die letzte furchtbare Konsequenz der Aktion.

Bis zu diesem Schluß baut der Film zielstrebig auf. Auf der einen Seite: der von Geld und Schmutz „stinkende“ unsympathische Kaftanjude; auf der anderen Seite: der wackere, sich nimmer „forchtende“ Schwabe.

Das alles ist raffiniert gemacht und gesteigert, wenn man von einigen rührseligen Söderbaum-Szenen absieht. Die Wirkung ist eindeutig, wo urteilsfähige Zuschauer im Parkett sitzen. Kritikunfähige Betrachter dürften erneut der diabolischen Tendenz, der Suggestivkraft dieses Filmes unterliegen (vgl. Nr. 16, S. 20 f.).

18/9) Der Wollheim-Vergleich¹

Zwischen der IG-Farben und der Claims Conference (einer Dachorganisation, der 23 jüdische Verbände angehören) wurde am 6. 2. 1957 ein Abkommen geschlossen. Danach erhalten Insassen des KZ Auschwitz, die dort für IG-Farben gearbeitet haben, Entschädigungen. Die Generalversammlung der IG-Farben hat das Abkommen an der Generalversammlung vom 5. 4. 1957 gebilligt. *Norbert Wollheim* hatte seinerzeit einen Prozeß gegen die IG auf Zahlung eines Schmerzensgeldes angestrengt. Wir verweisen auf Küsters Plädoyer vor dem Oberlandesgericht.

Die IG-Vertreter machten dort geltend, daß die IG alles Menschenmögliche für die Betreuung der ihr zugewiesenen Häftlinge getan und eine „Reihe von Fürsorgemaßnahmen für sie gegen die SS durchgesetzt“ habe. Das eben hatte der Kläger bestritten. Die IG weigerte sich, eine Rechtspflicht zur Abgeltung irgendwelcher Leistungen anzuerkennen. Nach ihrer Auffassung könne man nur die SS und das frühere Reich für die in Auschwitz verübten Grausamkeiten verantwortlich machen. Die Aktionäre hätten auf diese Weise gern sämtliche Ansprüche auf den Bund abgewälzt. Diese „Lösung“ ließ sich nicht erreichen. So entschloß man sich, einen Vergleich anzubieten. Außer Wollheim hatten rund 3400 Personen, zumeist jüdische Leidensgenossen, die die Hölle überlebt hatten, ihre Forderungen angemeldet. In dem oben genannten Abkommen mit der Claims Conference lag die einmalige Summe, die die IG der Conference zur Verfügung stellte, weit unter dem, was bei einer gerichtlichen Behandlung der einzelnen Ansprüche herauskommen würde.

Die IG verpflichtet sich in dem Abkommen zur Zahlung von 30 Millionen DM „für die jüdischen und nichtjüdischen KZ-Häftlinge, die aus dem KZ-Lager Auschwitz in Werken der IG zum Arbeitseinsatz kamen“. Die Begleichung der Forderungen nichtjüdischer Personen hat sich die IG selbst vorbehalten; von den 30 Millionen sind drei dafür bestimmt.

Durch ein Sondergesetz wurde die Frist zur Anmeldung von Ansprüchen auf den 31. 12. 1957 angesetzt. Das Gesetz wurde am 31. 5. 1957 veröffentlicht. Zur Durchführung des Abkommens wurde die ‚Compensation-Treuhand GmbH‘ mit Sitz in Frankfurt a. M., Bockenheimer Landstraße 53, gegründet. Anmeldungen sind dort einzureichen.

18/10) Pflege jüdischer Friedhöfe

Das Innenministerium hat auf den 21. Juni 1957 eine Konferenz der Landesregierungen und der jüdischen Organisationen einberufen, um über die Pflege der *geschlossenen Friedhöfe* zu verhandeln. Bundesregierung und Länder haben sich bereit erklärt, die notwendigen Mittel zur Verfügung zu stellen.

(In: Israelitisches Wochenblatt 57/28 [Zürich, 12. 7. 1957] S. 13.)

¹ Vgl. Das Minimum der Menschlichkeit. Lehrprozeß für unsere Zeit von Rechtsanwalt Otto Küster in Rundbrief Nr. 29/32, November 1955 sowie Sonderdruck (Sonderdrucke sind noch erhältlich).

18/11) Ein neues Institutum Judaicum

In diesem Semester konnte die Evangelisch-Theologische Fakultät in Tübingen in einem feierlichen Akt drei neue Institute einweihen, darunter das Institutum Judaicum unter der Leitung des derzeitigen Dekans der Fakultät, Professor *D. Otto Michel*. Dieses Institutum Judaicum will die Tradition fortsetzen, die Adolf Schlatter an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Tübingen dadurch begründet hat, daß er das Studium des Judentums in die Mitte der Arbeit am Neuen Testament stellte. Der ganze Zeitraum vom Beginn der Makkabäer-Kämpfe bis hin zum modernen Judentum soll erforscht werden. Das geistige Leben des Judentums der neutestamentlichen Zeit wird gekennzeichnet durch verschiedene Gruppierungen, von denen neben den Pharisäern besonders die Essener wichtig sind; ihre seit 1947 in Khirbet Qumran gefundene Literatur muß jetzt mit Vorrang aufgearbeitet werden. Einen zweiten Schwerpunkt der Arbeit des Instituts bildet das moderne Israel mit seiner reichen neuhebräischen Literatur. Ziel des Instituts ist, das Judentum als eine religiös und geistig eigenständige Größe zu würdigen, seine Frömmigkeit und seine Ethik von den Quellen her zu verstehen, ohne es lediglich als Hintergrund für das Christentum zu sehen und nach dessen Maßstäben zu bewerten. Als Frucht dieser Arbeit wird dann auch die Geschichte der ersten christlichen Gemeinden und die Botschaft Jesu neu und richtiger erfaßt werden können. — In regelmäßigen Abständen halten israelitische Gelehrte, besonders Landesrabbiner Dr. Bloch aus Stuttgart, Vorlesungen über Geschichte, Literatur und Leben des Judentums. Neben der wissenschaftlichen Arbeit, zu deren Themen augenblicklich Studien zum Text des Josephus und zu den Dankliedern der Essener gehören, möchte das Institut auch außerhalb der Universität wirken, etwa durch Vorträge über die Qumran-Funde oder das moderne Israel. In diesen Zusammenhang gehören auch die jährlichen Tagungen „Kirche und Israel“, die einer menschlichen Begegnung von Juden und Christen dienen. Die gesamte Arbeit am Institutum Judaicum will verstanden sein aus der Situation der evangelischen Theologie in Deutschland nach dem furchtbaren Geschehen vergangener Jahre; als ein Beitrag zur geistigen Wiedergutmachung.

(Aus: Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland XII. [Düsseldorf, 9. 8. 1957] 19.)

18/12) Jüdisches Sozialamt hilft in USA im Kampf mit der Bürokratie

Denver (UP). Nach einem siebenjährigen Kampf ist es einem ehemaligen amerikanischen Soldaten jetzt gelungen, seine deutsche Frau nach den Vereinigten Staaten zu holen. Der 34jährige Glendon Hale Hallmark aus Fort Worth in Texas, hatte 1948 ein 27jährige Deutsche geheiratet. Die erste Schwierigkeit begann, als die amerikanischen Behörden die vor einem deutschen Standesamt geschlossene Ehe nicht anerkannten. 1955 wurde Hallmark aus der Armee entlassen und nach Amerika zurückgeschickt. Während dessen lag seine Frau Gerda mit offener Tuberkulose in einem Frankfurter Krankenhaus.

Sobald Hallmark das nötige Geld zusammen hatte, kehrte er nach Frankfurt zurück, heiratete seine Frau erneut, so daß die Trauung auch von amerikanischen Behörden anerkannt werden mußte, und begann seinen Kampf um die Einreise Gerdas nach den USA. Diese wurde nicht genehmigt, weil es an der Bescheinigung eines amerikanischen Krankenhauses, seine Frau behandeln zu wollen, sowie an der erforderlichen Bürgschaft fehlte. Hallmark fuhr Anfang 1956 erneut in die Vereinigten Staaten zurück, aber sein Lohn von 54 Dollar pro Woche als Mechaniker reichte nicht aus, um die Fahrt- und die Krankenhauskosten für seine Frau zu bestreiten.

Jetzt kam ihm das jüdische Sozialhilfsamt zur Hilfe. Das jüdische Krankenhaus in Denver hat sich bereit erklärt,

Gerda aufzunehmen, und das Sozialhilfteam wird die Überfahrt bezahlen. Weder Hallmark noch seine Frau sind jüdischen Glaubens.

(Aus: Die Rheinpfalz, Nr. 207 / Ludwischafen, 7. 9. 1957.)

18/13) Alfred Döblin verstorben

Am 26. Juni 1957 ist Alfred Döblin verstorben.

Aus dem Nachruf des „Aufbau“ (XXIII/27), New York, vom 5. Juli 1957, geben wir die folgenden Sätze wieder:

... Sein Werk ist mehr eine Eruption als von Menschenhand; auch der Mangel dieses Werkes; das Umrifflöse, Unförmige hat hier seinen Ursprung. Als Philosoph war er ein Nebel vor dem ersten Tag ... — so ist die Geschichte seiner *Bekehrung* ähnlicher den Erfahrungen des umgetriebenen, unsteten, vieldeutigen Strindberg, als den gedämpften Gefühlen irgendeines genügsamen Kirchengängers. Er schrieb: „Es ist ein Lasso auf mich geworfen; ich kämpfe gegen die Schlange, die sich um mich legt.“ Er schrieb: „Dem tückischen Dämon, der mit mir spielt, werden hier Grenzen gesetzt.“ Liegt dieser Giganten-Kampf nicht vor der Geburt der Religionen? Aber derselbe Döblin, der von einem „tückischen Dämon“ gehänselt wurde, predigte dann wiederum, unter dem Titel „Christus, der König der Menschheit“: „Das ist der laute, herrliche Ruf, der Jubelruf, der aus den Evangelien schlägt. Ja, was sagen wir da? Jubelruf? Dieser Schmerzens- und Passionsweg Gottes, der hier nun in der Tat seinen Namen trägt, einen einzigen, den höchsten, den süßesten, den wonnevollsten der Namen, dessen bloße Aussprache uns Tränen des Glücks in die Augen treiben sollte: Jesus von Nazareth, geboren von der Jungfrau Maria, Mensch und Gott. Jesus, der Name, den nun jeder zu seinem Namen hinzufügen muß.“ ...

Er ist unter den wenigen ganz großen deutschen Schriftstellern dieser Jahrzehnte der unentdeckteste. Und doch war er nicht nur einer der phantasiegewaltigsten Poeten; er war, zwischen Geburt und Tod, der umhergetriebenste, erfahrenste, vielfältigste, am wenigsten lokale deutsche Repräsentant des alternden Jahrhunderts.

18/14) Schalom Asch verstorben

Am 10. Juli 1957 ist der berühmte jüdische Erzähler Schalom Asch, der die letzten Jahre seines Lebens in Israel wohnte, während eines Besuchs bei seiner Tochter in London verstorben. Aus dem Nachruf des New Yorker „Aufbau“ (XXIII/29) vom 19. Juli 1957 geben wir die folgenden Sätze wieder:

Sein Interesse am Christentum und an Jesus erklärte er so: „Meine Einstellung zu Jesus war eingegeben von meinem Gefühl, daß er ein Teil von uns ist. Alles, was ich getan habe, habe ich — das fühle ich — nur zum Besten des jüdischen Volkes getan. Ich betrachte mich selbst als einen sehr guten Juden. Ich habe auch nichts in meinem Leben getan, was die Gerüchte rechtfertigen könnte, ich hätte die jüdische Religion verlassen.“ Und von Israel schwärmte er: „Ich will Euch heute sagen, das jüdische Volk hat keine Hoffnung außer in Erez Israel. In Europa ist das Judentum versunken; täglich nimmt dort die Zahl der Juden ab. In Amerika gibt es eine Judenheit, die in ihrem Geiste jüdisch ist, ein jüdisches Herz und ein Verständnis für Israel hat. Aber das Leben dort führt sie zur Assimilation. Das einzige Judentum, aus dem ein jüdischer Schriftsteller Freude schöpfen und Liebe saugen kann, befindet sich im Staate Israel. Ihr hier habt ihm seine Ehre zurückgegeben, seine Stellung in der Welt. Ihr habt dem jüdischen Volk Sinn und Gehalt gegeben.“

Der große alte Mann der jiddischen Literatur hat also seine Schriften nicht bereut und hat nichts zurückgenommen. — Er brauchte es nicht, weil er immer ein frommer und gesetzestreuer Jude geblieben war. Ihm kam es in seinen angefeindeten Werken¹ nur darauf an, zu zeigen, „wie tief das

¹ Der Nazarener, Der Apostel, Maria

Christentum in der jüdischen Geschichte und Religion verwurzelt ist“, zu beweisen, daß „die beiden Glaubensbekenntnisse eng verwoben sind, in der Hoffnung, daß daraus ein besseres gegenseitiges Verständnis zwischen Juden und Christen ersprießen werde“.

18/15) Bitte um Behutsamkeit

Wie in der Presse mitgeteilt wurde, können ab Juli deutsche Touristen Gesellschaftsfahrten nach Israel unternehmen. Die Konsularabteilung der Israel-Mission in Köln gab dazu bekannt, daß sie jetzt von sich aus die Visa erteilen könne, wenn dem Antrag ein polizeiliches Führungszeugnis und eine amtliche Bescheinigung über die politische Vergangenheit des Antragstellers beigefügt sei. Nun wird man sich gewiß sehr darüber freuen dürfen, daß jetzt selbst Israel seine Grenzen den Deutschen wieder öffnet, aber gleichzeitig sieht man sich genötigt, seine Landsleute sehr um Behutsamkeit zu bitten. Es könnte nur verhängnisvoll sein, wenn alsbald Scharen von unbekümmerten, lebenslustigen, finanzkräftigen deutschen Touristen durch Israel ziehen würden. Nein, nur das nicht! Wer als Deutscher beim Aufenthalt in diesem Lande sich nicht bewußt ist, was zwischen Deutschland und Israel steht, und durch seine ganze Gesinnung und Haltung um Behutsamkeit besorgt bleibt, der ist dort noch ganz und gar fehl am Platze. Von ganzen Scharen vergnügter deutscher Reisenden gar nicht zu reden. Nicht ferienreisende Wirtschaftswunderkinder, sondern bescheidene behutsame Brückenbauer sollten von Deutschland aus nach Israel reisen, und zwar als einzelne oder nur in kleinen Gruppen.

(Aus: Freiburger Artikel- und Redaktionsdienst-Informationen des Deutschen Caritasverbandes [2/1], Freiburg i. Br., 6. 6. 1957, S. 13.)

18/16) Israel auf der Buchmesse

Auf der Frankfurter Buchmesse, die vom 4. bis 10. Oktober 1957 stattfindet, wird in diesem Jahr auch das hebräische, in Israel gedruckte Buch durch 80 bis 100 Exemplare vertreten sein. Der israelische Stand „Bücher aus Israel“ wird unter der Leitung des Jerusalemer Buchhändlers Jacob Renka stehen.

(Aus: Neue Welt [IX./19—20], Wien, August 1957.)

18/17) Einwanderung in Israel

In der Zeit vom Oktober 1956 bis zum Juli 1957 wanderten nach Israel 67 519 Personen ein. Davon kamen 32 630 aus Europa, 18 676 aus Nordafrika, 11 410 aus Ägypten und 4803 aus andern Ländern. Die nordafrikanischen Einwanderer brachten landwirtschaftliche Erfahrungen mit, die ägyptischen besitzen Kenntnisse im Geschäftsleben und die europäischen handwerkliche Fähigkeiten. Unter letzteren befinden sich auch Gelehrte, Anwälte, Ärzte und Ingenieure. Seit dem Jahre 1948 sind rund 760 000 Personen in Israel eingewandert, von denen viele zur Erschließung des Negev und zur Kultivierung Galiläas wie der Grenzzone beigetragen haben.

(Aus: „Aufbau“ XXIII. [New York, 16. 8. 1957] 33. S. 17.)

18/18) Gedenkfeier für die Opfer der bulgarischen Flugzeugkatastrophe

Im Friedhof *Kiryat Shaul* in Tel Aviv wurde am zweiten Jahrestag der bulgarischen Flugzeugkatastrophe ein Denkmal für die 58 Toten enthüllt. Damals wurde von bulgarischen Truppen ein israelisches Flugzeug abgeschossen (s. Nr. 29/32, S. 51). Der Gottesdienst wurde von Rabbi *Toledano*, Rev. *Allison* von der Anglikanischen Kirche und Pater *Joseph Stiaßny NDS* vom Kloster Ratisbonne in Jerusalem geleitet. Innenminister *Bar Yehuda* erklärte, daß sich unter den Toten Personen aus allen Konfessionen und Staatsangehörige zahlreicher Nationen, wenn auch zumeist Israels, be-

funden haben. Bulgarien halte bezüglich der Bestrafung der Schuldigen und der Entschädigung kein Wort. Zur Trauerfeier kamen auch zahlreiche Angehörige der Opfer aus dem Ausland. Flugoffiziere, Vertreter der Regierung, die Angehörigen legten am Monument Kränze nieder.

(Aus: Israelitisches Wochenblatt 57. [Zürich, 16. 8. 1957] 33.)

18/19) Christen in Israel

Rund 1000 Geistliche betreuen 42 000 Christen in Israel. Die Zentralleitung des Gustav-Adolf-Werkes in Kassel veröffentlichte eine Übersicht, wonach 700 der 1000 Geistlichen Katholiken sind, zumeist Mönche. Für den christlichen Gottesdienst stehen in Israel 200 Kirchen zur Verfügung.

(Aus: Neue Welt [IX./19—20], Wien, August 1957.)

18/20) Schulen der Franziskaner in Israel

1633 Schüler besuchen die Schulen der Cöstudii des Heiligen Landes in Israel; von ihnen sind 362 Lateiner; 287 Katholiken nach östlichen Riten; 402 Orthodoxen; 11 Protestanten; 473 Mohammedaner; 98 andere. Es mag von Interesse sein, daß die Zahl der Mohammedaner in den Franziskanerschulen in Israel größer ist, als die, die die gleichen Schulen in Jordanien besuchen.

(Aus: Christian News from Israel [VIII/1—2], Jerusalem, Juni 1957, p. 15.)

18/21) Ein Hochamt in Haifas Elias-Synagoge

Zum ersten Mal seit der Kreuzfahrerzeit war es den Karmeliter Mönchen Haifas dieses Jahr vergönnt, am Festtag des Propheten Elias, dem 11. August, ein feierliches Hochamt in der „Schule der Propheten“ zu zelebrieren.

Zwei der Karmelstätten, die mit der Geschichte des feurigen Propheten verknüpft sind, seine Wohnhöhle auf dem Nordkap des heiligen Berges, und der Platz des Wettkampfes mit den Baalpriestern auf dem Südgipfel, befinden sich jeher im Besitz des Karmeliter-Ordens. Die „Schule der Propheten“, eine geräumige Höhle am Osthang des Berges über Haifa, wo er nach der Tradition seine Schüler belehrte, gehörte bis 1948 den Mohammedanern als „Djamie el Chidr“, die Moschee des Ewig Grünen, unter welchem Namen der Islam Elias als eine Reinkarnation des geheimnisvollen Zwölften der Imane scheu verehrt.

Als die Araber Haifa verließen, wurde die „Schule der Propheten“, von altersher eine Wallfahrtsstätte der drei Konfessionen, in eine Sephardische Synagoge verwandelt, deren Besuch den Moslems natürlich weiterhin gewahrt blieb. Nun haben die Karmeliter den Wunsch ausgesprochen, den seit der Kreuzfahrerzeit unterbrochenen Brauch der Prozession am Eliastag aufs neue zu beleben, und der Rabbi der Elias-Synagoge hat ihnen herzliches Willkommen zugesagt. So wallte am Elias-Tag die feierliche Prozession der Karmeliter-Mönche und Nonnen den gewundenen Pfad zur „Schule der Propheten“ herab. Ihr Abt zelebrierte die Messe in der Felsenhöhle unter dem Davidstern, der die Gesetzestafeln krönt, und die Nonnen sangen das Hochamt vor den Brokatgehängen mit der Menora, welche die rauen Wände der Grotte verkleiden...

Th. F. M.

(In: „Aufbau“ XXIII. [New York, 6. 9. 1957] 33. S. 7.)

18/22) Jerusalems neuer anglikanischer Erzbischof

Von Gideon Weigert

„Man kann sagen, daß die Forderung einer Internationalisierung Jerusalems irgendwie überholt ist. Heute erkennen wir die Rechte an, die Israel und Jordanien auf ihren Teil der Stadt beanspruchen, und wir sind uns völlig bewußt, daß beide ganz gegen den Gedanken einer Internationalisierung

der Stadt sind.“ So sagte mir Jerusalems erster anglikanischer Erzbischof in dem ersten Interview, das er nach seiner Einsetzung gab.

Der 56jährige, in Kairo geborene hochwürdigste *A. C. Mac Innes*, bisher Bischof von Bedford (England), empfing mich in seinem Studierzimmer in St. Albans, von dem man auf den nahen Dom und die alte römische Stadtmauer sieht. Wenige Tage vor der Übersiedlung der Familie nach dem Nahen Osten stand das ganze Haus offensichtlich im Zeichen des Umzugs. Aber der Orient ist für den neuen Erzbischof wie auch für seine Gattin, eine aus Jerusalem gebürtige Ärztin, ganz die zweite Heimat. Von dem 25jährigen Aufenthalt des Ehepaares in Palästina verbrachte der hochwürdige Mac Innes 14 Jahre als Direktor der bekannten bischöflichen Internats-Schule Gobat auf dem Berg Zion und 11 Jahre als Stadtdekan von Jerusalem; diese Jahre knüpften viele Beziehungen zwischen jüdischen und arabischen Gelehrten und bekannten Persönlichkeiten. Als der Pfarrer Mac Innes seiner Gemahlin bei der Hilfe für die Verwundeten im Jüdisch-arabischen Krieg 1948 half, erhielt er einen Beinschuß und lag über einen Monat in dem französischen Spital von Notre Dame (dem römisch-katholischen Krankenhaus im israelischen Jerusalem).

Der sich ergebende kirchenrechtliche Status:

Die anglikanische Kirche hat beschlossen, den bischöflichen Sitz zum Status eines erzbischöflichen Stuhles zu machen, dessen geistliches Haupt der hochwürdige Mac Innes sein soll. Er folgte Dr. W. H. Stewart, der die anglikanischen Geschäfte in der Hl. Stadt seit 1943 geführt hat. Es war Dr. Stewart, der mit Beiträgen aus der ganzen Welt durchführt, daß volle acht Musterschulen für arabische Flüchtlinge in der Nachbarschaft Jerusalems geschaffen wurden. Außer diesem „Wiederaufbauplan“ von Musa Alami bei Jericho sind dies die einzigen konstruktiven Ansiedlungspläne, die für palästinensisch-arabische Flüchtlinge in neuer Art geschaffen wurden.

Mit dieser erweiterten Vollmacht von dem für die anglikanische Kirche zuständigen Erzbischof von Canterbury wird, wie mir Erzbischof Mac Innes sagte, er eine Anzahl arabischer Bischöfe ernennen, die die Sorge für die kleinen arabischsprachigen anglikanischen Gemeinden übernehmen sollen, die über den Mittleren Osten verstreut sind und sich auf 5000 im Libanon, Jordanien, Israel und Ägypten belaufen. Diese sollen einen Kirchenrat bilden, dessen Vorsitzender er sein wird und der die 1000 anglikanischen Araber in Nazareth und Haifa und auch die englisch sprechenden Mitglieder der kleinen Gemeinde — hauptsächlich in den Öl produzierenden Zentren sowie dem Irak und Kuwait — vertreten soll.

„Es tut mir leid, daß ich diesen Platz verlassen muß“, sagte der hochwürdigste Erzbischof, aber er freut sich auf sein neues Heim im Kollegium der St. Georgskirche mit dem großartigen Blick auf den Ölberg und die Grabeskirche.

„Ich bin voller Hoffnung, daß Jerusalem früher oder später aufhören wird eine geteilte Stadt zu sein, und daß der freie Zutritt zu den heiligen Stätten für Mitglieder aller Gemeinschaften möglich sein wird“, so sagte er.

(Aus: Jewish Observer and Middle East Review. VI/29. [London, 19. 7. 1957] p. 7.)

18/23) Lehrerinnenseminar für arabische Mädchen

Am 15. Januar 1957 wurde das erste Lehrerinnenseminar für israelische Minderheitsgruppen in Jaffa eröffnet. Der zweijährige Kurs will die Teilnehmer für Stellen an Volksschulen und Kindergärten ausbilden. Die erstmals eröffnete Klasse hat 14 Mädchen, von denen die meisten aus christlichen, mohammedanischen und den Drusengemeinden in Galiläa sind. Die Mädchen bezahlen kein Schulgeld. Eine Anzahl von ihnen hat an Vergünstigungen teil, die zum Lebensunterhalt dienen.

(Aus: Christian News from Israel [VIII/1—2, Jerusalem, Juni 1957] p. 6.)

18/24) „Treffpunkt Niemandsland“

nennt sich eine Bildreportage M. Y. Ben-Gavriels in der neuesten Nummer der „*Schweizer Illustrierten Zeitung*“ (16. September), welche die gemeinsame Bekämpfung tollwütiger Hunde in der *toten Zone von Jerusalem* durch Israelis und Jordanier in Wort und Bild schildert. Eine von Israelis und Jordaniern beschiedene Hundevertilgungskommission hat sich unter Leitung eines UNO-Offiziers darangemacht, im Niemandsland von Jerusalem vergiftetes Fleisch auszustreuen, um so die vielen halbwildten Hunde zu bekämpfen, die eine Gefahr für die Bewohner beider Städte bilden. Die Aktion konnte ohne Zwischenfall durchgeführt werden; es wurde nicht nur nicht geschossen, sondern die jordanischen Grenzwachen reichten den israelischen Beamten über die Grenze hinüber sogar Tee, was eine Bildunterschrift als „erste menschliche Geste seit bald einem Jahrzehnt“ bezeichnet. Die Kommissionsmitglieder waren auch die ersten Menschen, die seit neun Jahren die früher von ungezählten Pilgern begangene Straße nach Bethlehem betreten haben, und man sieht in einer Aufnahme, wie ein Israeli vergiftetes Fleisch in die Schlupfwinkel der tollwütigen Hunde wirft.

(Aus: Israelitisches Wochenblatt 57 [Zürich, 20.9.1957] S. 63. Vgl. auch: ‚Friede an den Grenzen‘, in: Israel-Informationsdienst [5/52], S. 14.)

18/25) Auch aus Argentinien

In Buenos Aires hat sich eine christlich-jüdische Freundchaftsgruppe gebildet. Ihr Mitbegründer, *Msgr. Carlos Cucchetti*, Herausgeber der katholischen Zeitschrift ‚*Criterio*‘, erklärte bei einem kürzlichen Besuch in Israel:

„... Hier in Israel, mehr als irgendwo sonst auf Erden,

sprechen die Steine eine Sprache vielhundertjähriger Geschichte. Wenn die Menschen und die Geschichte schweigen, würden diese Steine selbst die geheiligten Rechte dieses Volkes verkünden. Die Nachkommen der Makkabäer leben heute leidenschaftlich ihr nationales und religiöses Schicksal. Mein Glaube heißt mich eure Erde küssen, eure Reliquien preisen, eure Bibel, eure Torah anerkennen, eurem Dekalog gehorchen, eurem Gesetz, welchem das unsre seine Autorität und seinen Daseinssinn verdankt.

Es gibt ein jüdisches Problem in der Geschichte, wie es Flut und Ebbe im Meer gibt. Die erste große Judenverfolgung von christlicher Seite begann in Deutschland zur Zeit des ersten Kreuzzugs. Im zweiten Kreuzzug trat der Zisterziensermönch Bernhard von Clairvaux für die Sache der Juden ein mit den Worten: *„Rühre nicht an die Kinder Israel, denn sie sind das eigene Fleisch und Blut des Messias — für sie eine Hoffnung, für uns eine Wirklichkeit.“*

Am 6. September 1938 erklärt *Papst Pius XI.*, auf eine Stelle der Meßliturgie über das Opfer unseres Vaters Abraham anspielend, der Christenheit: ‚Der Antisemitismus ist unvereinbar mit dem erhabenen Gedanken und dem Wirklichkeitsgehalt unseres Textes, unvereinbar mit dem christlichen Grundsatz: Wir Christen sind geistlich Semiten‘... Der Antisemitismus ist ein Makel für unsere Religion, und darum bekämpfe ich ihn mit aller Kraft mit Feder, Wort und Tat, denn er ist eine Schande für die Christenheit, eine sinnlose, unmenschliche, sakrilegische Verrücktheit. Für mich kann der Reifegrad der Christenheit an ihrer Reaktion auf die Probleme gemessen werden, die das Zusammenleben mit den Juden uns stellt...“

(Aus: L’Amitié judéo-chrétienne [1 Nouv. serie], Paris, Juli-August 1957.)

19. Literaturhinweise

Jochen Klepper: Unter dem Schatten Deiner Flügel. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932–1942. Herausgegeben von *Hildegard Klepper*. Mit einem Geleitwort von Reinhold Schneider. Auswahl, Anmerkungen und Nachwort von Benno Mascher. Stuttgart 1956. Deutsche Verlagsanstalt, 1172 Seiten.

Otto Küster schreibt uns zu diesen Tagebüchern: „Keine andere Form der Verlautbarung, aber die Tagebücher werden es bei unseren Deutschen schaffen, und aus den Tagebüchern wieder nicht die, in denen schon überwunden ist, sondern die aus der ersten bösen Angst hervorgewachsenen: das rührend schöne der Anne Frank und nun dieses großartige, wie das Böse 10 Jahre lang sein Netz zusammenzieht, erst langsam, dann sogar innehaltend, dann aber endgültig schneller und schneller. Hier wird es unausweichlich vom Leser miterlebt und mit der reinen Seele, die es aufgezeichnet hat, und so völlig durchsichtig wegen der erschütternd einfachen Konstellation: Christ — Jüdin — deren jüdisches Kind. — Ich setze meine Hoffnung auf jeden, der es zu lesen bekommt.“ —

Das Tagebuch beginnt Ende März 1932 und endet am Tage vor J. Kleppers Tod, im Dezember 1942 (vgl. Rundbrief Nr. 29/32, S. 58). — *J. Klepper*, am 23.3.1903 als Sohn eines evangelischen Pfarrers in Beuthen geboren, heiratete 1931 die jüdische Witwe eines ebenfalls jüdischen Rechtsanwaltes, Frau Stein, geb. Gerstel aus einer angesehenen Breslauer Familie; die zwei Töchter aus ihrer ersten Ehe mitbrachte. Die Beziehungen J. Kleppers zu den Töchtern, volljüdischer Herkunft, sind in dieser glücklichen Ehe ebenfalls sehr herzlich. Er trennte sich nicht von der Frau und den Töchtern (der einen gelingt im März 1939 noch die Auswanderung nach England). Immer wieder mußte er das Heim, das er für seine kleine Familie gegründet hatte, auf-

geben wegen der Verfolgung. R. Schneider schreibt: „... das Symbol des unerreichbaren, des Ewigen Hauses erscheint immer großartiger über dem Leben dieses Mannes, der wie wenige dazu angelegt war, in bürgerlicher Ordnung zu leben, nicht um dieser willen, sondern um ihren religiös symbolischen Gehalt, den Blick aus dem Hause auf die ewigen Dinge zu vollziehen...“ Aber der Ring wurde immer enger. R. Schneider schreibt dazu: „... Bedrängnis von allen Seiten. Auf eine herzbeklemmende Weise wird diese Existenz angegriffen, in Frage gestellt, ad absurdum geführt. Wir ahnen, was das Tagebuch verschweigt. Als furchtbarer Vorwurf — und doch vorwurfslos endete dieses Leben, durch Selbstmord, im Glauben, in der Überzeugung, daß jegliches Tun und Lassen sündhaft ist.“ — Der letzte Tagebucheintrag (10. Dezember 1942) lautet:

„Nachmittags die Verhandlung auf dem Sicherheitsdienst. — Wir sterben nun — ach, auch das steht bei Gott. Wir gehen heute nacht gemeinsam in den Tod. Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des Segnenden Christus, der um uns ringt.

In dessen Anblick endet unser Leben.“ (S. 1132)

Das Geleitwort sagt: „... Das Tagebuch ist in den vierzehn Jahren seit Kleppers Tod einer Mission entgegengegriffen, die es erst heute und morgen erfüllen kann. Es stellt einen fast fremd gewordenen Ernst in unsern Tag; es ist die Lösung von aller literarischen Geschäftigkeit und Unverbindlichkeit und von jeglicher Eitelkeit der künstlerischen Existenz: hier bleiben allein Fügung Gottes, Wort und Auftrag und der Mensch in der Tiefe der Zeit, der das Wort zu enträtseln und zu befolgen sucht. Klepper hat die Seinen an der Hand genommen, als es kein Recht und keinen Schutz mehr gab, und ist mit ihnen vor den Richter, den schrecklichen Vater geeilt, sich schuldig wissend und doch

unergründlicher Gnade gewiß: gerade dieser Tod ist, von ihm her gesehen, zu einem Glaubenszeugnis und einem Zeichen der Treue geworden; es war kein Nein, vielmehr ein Ja, der glaubensstarke Schritt über die Schwelle des Ewigen Hauses — für uns bleibt er aufwühlende Anklage. Über der Heillosigkeit alles Schreibens, Redens, Sendens, Druckens und Vergessens wurde das Kreuz aufgerichtet in den Arbeitszimmern, die Jochen Klepper, Flüchtling, der so gerne Bürger gewesen wäre, hinter sich ließ auf dem Wege ins Ewige Haus. In den letzten Tagen oder Stunden war er allein mit denen, die er beschützen sollte, seiner Frau und der jüngsten Tochter: wahrscheinlich verstand er dieses Verlassensein, das Scheitern aller seiner ritterlichen Mühen, den totalen Verrat der ‚Welt‘ als Gottes Ruf, das Versagen der Hilfe als Gottes Anwesenheit. Er war an eine Stelle genötigt worden, von der niemand zurückkehrt — und also können die Lebenden nicht urteilen über die Entscheidung, die er dort vollzog. Uns geht nur an, was vor diesem Geheimnis liegt, dem letzten Ich und Du zwischen dem Menschen und dem furchtbaren Vater —: diese unsere schlimme Wirklichkeit, unsere Schuld, die Verhärtung der Herzen“ (S. 12/13).

Edith Stein: Schwester Teresia Benedicta A Cruce, Philosophin und Karmelitin. Ein Lebensbild, gewonnen aus Erinnerungen und Briefen durch Schwester Teresia Renata de Spirito Sancto. Freiburg i. Br. 1957, Herder-Bücherei. 240 Seiten.

Das 1948 zunächst beim Verlag Gluck und Feld, jetzt als Taschenbuch veröffentlichte Buch hatte 1950 bereits 5 Auflagen. Die vorliegende authentische Biographie in 7. Auflage enthält noch ein Nachwort, einen Überblick über das literarische Werk Edith Steins sowie eine chronologische Zusammenstellung des Lebens und der Werke Edith Steins vom 12. 10. 1891 bis 9. 8. 1942. Wir beziehen uns auf die Besprechung von Reinhold Schneider (vgl. Rundbrief Nr. 2/3, März 1949, S. 42). R. Schneider schrieb damals im Christlichen Sonntag: „... Sie betete für ihr Volk — und wohl dürfen wir hoffen, daß sie auch für die betete, die an ihr und ihrem Volk schuldig geworden sind... So ist Edith Stein eine große Hoffnung, ja eine Verheißung für ihr Volk — und für unser Volk, gesetzt, daß diese unvergleichliche Gestalt wirklich in unser Leben tritt, daß uns erleuchtet, was sie erkannt, und die Größe und das Schreckliche ihres Opfers beide Völker bewegt...“ (vgl. o. S. 87).

Lucie Adelsberger: Auschwitz. Ein Tatsachenbericht. Das Vermächtnis der Opfer für uns Juden und für alle Menschen. Berlin 1956. Lettner Verlag. 175 Seiten.

Der Lettner Verlag schreibt auf dem Umschlag: „Er möchte mit dieser Veröffentlichung helfen, dem ‚schrecklichen Vergessen‘ zu steuern, das in diesen Dingen immer weiter um sich greift...“ — Die Verfasserin, eine Berliner Ärztin, gibt in dem kleinen Buch einen getreuen Einblick in die Geschehnisse. Sie begründet ihren Erlebnisbericht und schreibt: „... die nicht begreifen wollen, daß die Wirklichkeit im Konzentrationslager Auschwitz menschliches Vorstellungsvermögen übertraf, werden den Bericht als propagandistische Erfindung auslegen. Das gerade ist es, was mich meinen Aufenthalt im Konzentrationslager bejahen läßt. Wenn solche Dinge überhaupt in der Welt geschehen, muß man sie mit eigenen Augen sehen, weil man sie sonst nicht glaubt oder aus Bequemlichkeit davon abbrückt. Und doch ist letzten Endes auch das Wissen um die tiefsten Abgründe des menschlichen Seins eine Erkenntnis, deren man nicht entraten kann, weil der Weg aus der untersten Tiefe am ehesten aufwärts klimmt.“

Und man muß diese Dinge selber erleben, weil man sonst auch nicht zu ermessen vermag, was Menschen ertragen und wie sie es ertragen. Die Häftlinge im Konzentrationslager

haben Appell gestanden, durch Tage und Nächte, in Kälte und mit leerem Magen, und sie haben ausgehalten und sind in der Regel daran nicht zugrunde gegangen, sofern nicht Gewalt sie vernichtet hat. Sie haben gestanden ohne Jammern, ohne Tränen, ohne Ducken und ohne Winseln, voll Ruhe und Würde, als ob es ganz selbstverständlich wäre. Der Appell war der Schrecken des Tages, und er war eine Offenbarung, wie Menschen über sich hinauswachsen können...“ (S. 65/66). „... Die Toten waren stark und sind im Untergange über sich hinausgewachsen... Dürfen die Lebenden schwächer sein?“ (S. 173).

G. L.

Dem Christlich-jüdischen Forum, Nr. 16, Basel, Juni 1957, entnehmen wir den folgenden Hinweis:

Herbert Frank: Aufstand der Herzen. Verlag Kurt Desch, Wien, München, Basel, 1956.

Dieses Buch beschreibt den Aufstand der Herzen gegen den deutschen Überwältiger in Holland. Es ist von einem deutschen Schriftsteller geschrieben; wer aber in diesen Schreckensjahren in Holland gewohnt hat und das holländische Leben kennt, wundert sich darüber, daß dieses Buch von einem Ausländer geschrieben wurde, denn es könnte von einem Holländer nicht sachlich zutreffender und psychologisch aufgeschlossener geschrieben sein. Der Verfasser muß am eigenen Leibe die ganze Not dieser Kriegsjahre erlebt haben, er muß das kleinbürgerliche holländische Leben in all seiner Güte, Gastfreiheit, Oberflächlichkeit, Waghalsigkeit, Kratzbürstigkeit kennen gelernt haben, um so adäquat darüber schreiben zu können. Was hier als das Erleben einer vielköpfigen holländischen Familie im Widerstand gegen den Besetzer und im Wagemut, um Leute zum „Untertauchen“ aufzunehmen, beschrieben wird, das transzendiert gänzlich das zufällige Dasein einer bestimmten Familie in einer bestimmten Kleinstadt; viel mehr wird hier der ganze holländische Widerstand, die Bereitschaft zum letzten Opfer, aber auch die unbeschreiblichen Ängste, das Zittern vor dem nächsten Augenblick wieder lebendig. Ja, so war es: so wurden über Nacht kleine, unbedeutende, von der großen Welt übersehene Menschen zu Helden; so wurden sie zur unbedingten Hingabe der totalen Mitmenschlichkeit bereit; so auch wurden junge Idealisten zu Zögerern und Problematisern, junge Frauen zu rücksichtslosen Radikalen, Hausmütter zu tragischen Figuren, Kinder zu Flammenträgern der Freiheit; über Nacht brach eine andere Welt durch und offenbarte das Letzte, das Tiefste, was im Herzen verborgen war. Die Größe dieses Buches ist es, diesen Aufbruch so zu schildern, daß jeder, der diese Zeit gekannt hat, es erschüttert bejahen muß und in größter Dankbarkeit seine Bewunderung darüber bezeugen, daß es einem Menschen gegeben ist, diese dunkle Zeit in der unermeßlichen Größe der Mitmenschlichkeit aufleuchten zu lassen. Wer vom „Tagebuch der Anne Frank“ herkommt, sollte keineswegs versäumen, dieses Buch zu lesen, denn hier bekommt man darin einen Einblick, was in den holländischen Familien vorging; die Juden und andere Verfolgte aufgenommen haben.

H. van Oyen

Roger Ikor: Die Söhne Abrahams. München 1957. Kindler Verlag. 777 Seiten.

Der 1955 mit dem Prix Goncourt und 1957 mit dem Albert-Schweitzer-Preis ausgezeichnete Roman enthält das Problem der jüdischen Einwanderung in Frankreich an Hand einer Familiengeschichte. Es wird der Versuch der Verschmelzung der Fremden mit der französischen Gesellschaft von Menschen geschildert, die den Verfolgungen in Rußland entflohen sind. Anlässlich der Festrede bei der Verleihung des Albert-Schweitzer-Buchpreises an den Verfasser in München sagte Prof. Dr. Maurice Colleville, Professor für deutsche Literatur in Paris: „Um am Himmel zu lesen, bedarf es einer Feuersbrunst... Der Antisemitismus... Diese Krisen

und die Entfesselung brutaler Instinkte lassen uns vielleicht den einzigartigen Wert des Menschen besser verstehen...“ Der Inhalt dieses Buches ist angetan, uns über diese Verirrungen zu erheben und wie der Redner sagte, den Sinn des Menschlichen wieder zu finden.

Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933—1945. Herausgegeben, eingeleitet und dargestellt von Walther Hofer. Frankfurt/M. 1957. Fischer Bücherei. 385 Seiten.

Das ausgezeichnet in der Sammlung des Stoffes, quellenmäßig genau dokumentarisch belegte und allgemein verständlich gehaltene Buch enthält auch zwei Abschnitte über Judenverfolgung und Judenausrottung sowie über die Widerstandsbewegung. Eine Zeittafel des Nationalsozialismus und ein zehnteiliger Quellennachweis ist beigelegt.

In der Zeittafel ist der 20.10.1941 als Datum der ersten Deportationen aus dem Reich angegeben. Zu ergänzen ist der Stettiner Transport vom 12. 2. 1940 nach dem Osten (mit 1200 Juden), der ausnahmsweise als einziger Transport auch die sogenannten „arischen“ Ehefrauen enthielt, sowie die Deportation der 7000 badischen und Pfälzer Juden vom Oktober 1940 in die südfranzösischen Lager.

Unter den Dokumenten „Nationalsozialismus und Christentum“ sollte noch genannt sein der Adventshirtenbrief des Bischofs von Berlin, des damaligen Bischof Konrad Graf von Preysing vom 3. Adventssonntag, dem 13. 12. 1942, der inmitten der Deportationen für die Menschenrechte eintrat. (Vgl. F. R. Nr. 8/9, S. 14.)

Paul Borchsenius: David Ben Gurion. Berlin 1957. Colloquium Verlag (Köpfe des XX. Jahrh., Bd. 3). 95 Seiten.

Das aus genauer Kenntnis geschriebene Buch des dänischen Pfarrers gibt ein getreues Bild des israelischen Ministerpräsidenten. Es vermittelt zugleich Kenntnis seines Landes sowie verschiedener Institutionen, z. B. der Histadrut (der verschiedenen Erwerbszweige der Gewerkschaften), deren Generalsekretär Ben Gurion in den ausschlaggebenden Jahren war, mit ihrer ausgedehnten Sozialfürsorge. — Er war es, der, als es unpopulär war, damals für Verhandlungen mit Deutschland und für das israelisch-deutsche Übereinkommen eintrat. Wir entnehmen dem Buch die folgenden bezeichnenden Sätze: „... Ben Gurion wußte sehr genau, daß die Aufgaben für den neugeborenen Staat überwältigend waren, nach im Westen gebräuchlichen sachlichen Begriffen: unmöglich. Aber er wohnt nicht in Europa oder Amerika, wo man sich begnügt, mit den Dingen zu rechnen, die gezählt, gewogen oder gemessen werden können. Er wohnt im Orient, der die Bibel selbst zum Hintergrund hat...“ (S. 81). „... Er kennt die Bibel gründlich, er forscht in ihr und findet unaufhörlich neue Werte in ihr. Die Bibel ist seine vornehmste Inspirationsquelle, aus ihr und aus der jüdischen Geschichte schöpft er die Kraft für seine Persönlichkeit und seine Arbeit. Die Leute sagen oft, der moderne Zionismus sei atheistisch und die jüdische Religion sei in Israel im Schwinden begriffen. Nichts ist verkehrter. Vier Jahrtausende lang wurde das jüdische Volk religiös erzogen, jüdisches Denken ist buchstäblich mit Religion durchsättigt. Es versteht sich von selbst: ein solches Erbe kann nicht im Laufe weniger Generationen verloren gehen. Es ist wahr, verschiedene moderne Israelis haben sich weit vom überlieferten Glauben ihrer Väter entfernt und setzen ihren Stolz darein, ohne ihn auszukommen. Im Gegensatz dazu verteidigen die orthodoxen Kreise um so stärker ihre Religion. Und bei den meisten, die die alten Bräuche nicht einhalten, findet man doch, tief in ihrem Denken eingepreßt, ein ursprüngliches und starkes religiöses Gefühl... Der gegenwärtige Präsident Isaak Ben Zwi ist religiös und lebt auf altjüdische Weise. Ben Gurion machte sich schon in der Jugend frei von den speziellen jüdischen Ritualen und Geboten... Doch wenn er auch keinesfalls ein orthodoxer

Mann ist, im Herzen ist er religiös. Einer, der ihn gut kennt, drückte das so aus: „Er ist kein Gehorchender, aber ein Glaubender!“ ... (S. 21/22).

Herbert Weichmann: Das Werden eines neuen Staates. Eindrücke von einer Reise durch Israel im Frühjahr 1957. Köln 1957. Informationsabteilung der Israel-Mission. 32 Seiten.

Der Verfasser, Leiter des Rechnungshofes der Stadt Hamburg, der als Gast der Regierung nach Israel eingeladen und etwa drei Wochen im Lande war, gibt einen Erlebnisbericht. Die aus guter Kenntnis auch für die Wirtschafts- und Finanzfragen geschriebene Broschüre enthält die folgenden Abschnitte: Der Bildungsprozeß einer Nation; Der wirtschaftliche Aufbau; Der Dualismus des Wirtschaftssystems; Das Finanzierungsproblem; Das Land der Einheit und der Gegensätze sowie einen Anhang über Siedlungen und Städte, wissenschaftliche Einrichtungen, wirtschaftliche Betriebe, soziale Einrichtungen, geschichtliche Stätten. — Das Heft kann kostenlos durch die Informationsabteilung der Israel-Mission bezogen werden.

M. Y. Ben-Gavriël: Israel. Wiedergeburt eines Staates. München 1957. Bd. 4 der Janus Bücherei. 94 Seiten.

Das in der Taschenbücherei erschienene Buch des in Jerusalem lebenden bekannten Schriftstellers füllt eine bisher im deutschen Schrifttum bestehende Lücke aus. Es orientiert ausgezeichnet über die Vorgeschichte, die Voraussetzungen und die Situation des Staates Israel. Es ist zugleich ein Versuch zur Verständigung mit den Arabern. Es enthält einen dokumentarischen Anhang sowie Literaturhinweise. Das Buch sollte auch in Volksbüchereien und Schulbibliotheken enthalten sein.

Elia-J. Finbert: Pioniere der Hoffnung. Israels Abenteuer und Wagnis. Mit einem Vorwort von *Walter Dirks*. Düsseldorf 1957. Karl Rauch-Verlag. 349 Seiten.

Aus dem Vorwort, das *Walter Dirks* im Februar 1957 nach dem Suez-Konflikt schrieb, bringen wir das Folgende:

„... Als ich das erste Mal von ‚Zionisten‘ hörte — ein jüdischer Wandervogel bekannte sich in einem Nachtgespräch dazu, es war in einer sauerländischen Jugendherberge kurz nach dem ersten Weltkrieg — da imponierten mir zwar die Größe der Idee und der glühende Eifer meines Gesprächspartners, aber ich konnte mir die jüdischen Schulkameraden und Nachbarn und Freunde meines Elternhauses, mit denen wir so friedlich zusammenlebten, nicht als Agrarpioniere im Vorderen Orient vorstellen. Es waren gute deutsche Bürger wie wir. Sie waren ein bißchen anders, ein bißchen fremd — mehr durch ihre Absenz von unserm religiösen Leben und durch ihre eigenen religiösen Bräuche als durch das, was die Antisemiten reizte — aber unsere Mutter hatte sie uns früh hochachten gelehrt, vor allem wegen ihres Familiensinns und wegen ihrer Wohltätigkeit, um zweier Tugenden willen, die sie uns eher besonders seßhaft und heimisch erscheinen ließen. In der Tat gehörten die Familien der jüdischen Kaufleute, Ärzte und Rechtsanwälte ganz und gar zum Bestand unserer Heimatstadt. Es war erst die völlig unglaubliche, die unvorstellbare Verfolgung, welche uns den Gedanken der jüdischen Heimstätte verstehen ließ. Bis dahin war das Land Israel für uns das ‚Heilige Land‘ gewesen, ein christliches Geheimnis in mohammedanischer Hut und Gewalt — jetzt erst verstanden wir es als ein Refugium der vertriebenen Juden. Und weil es unsere eigenen Landsleute waren, die unsere Freunde und die Millionen unbekannten Juden, mit denen wir sympathisierten, zur Flucht zwangen, weil es Deutsche waren, die durch millionenfachen Mord den Geflüchteten und Fliehenden recht gaben, so ging Israel in diesen Jahren, da es äußerlich so fern war wie nie,

gerade uns an. Aus der umstrittenen geschichtstheologischen Idee einer jüdischen Heimstätte im verlorenen Land Kanaan war eine bittere, realpolitische Notwendigkeit geworden, und zwar durch die Politik der Männer in brauner und schwarzer Uniform, die im Namen des deutschen Volkes die Juden vertrieben und mordeten.

Seitdem fühlen sich diejenigen Deutschen, die vom Nationalsozialismus entweder frei waren oder ihn in sich überwunden haben, dem Staate Israel verbunden in einer Sympathie, die nicht ohne tiefe Scham ist. Israel ist für uns nicht ein Land wie andere Länder, sein Volk ist für uns nicht ein Volk wie andere Völker. Es handelt sich um ein tief problematisches Verhältnis, keineswegs einfach um ‚Freundschaft‘ oder eine andere Empfindung der Nähe. Wir sind in dieser Sache nicht unbefangen, sondern in höchstem Grade befangen. Wir haben eine dünne Haut bekommen, und wir sind uns in jedem Augenblick bewußt, wie dünn die Haut der Juden ist, die durch die Hölle der deutschen Verfolgung gegangen sind; wir können keinen Augenblick vergessen, daß der jüdische Partner aus Israel, der uns auf einer Deutschlandreise besucht, nach dem Gesetz der Statistik mit Sicherheit Freunde, mit hoher Wahrscheinlichkeit nahe Verwandte gehabt hat, die in Auschwitz oder in einem der anderen Schreckensorte im Namen unseres Volkes umgebracht worden sind. Die Scham darüber ist überwältigend. Sie ist es, die alle Unterschiede zwischen den Israelis und den Juden, zwischen Israel und der Judenheit verschlingt...

... Das Israel-Buch schließt uns zwei wichtige Erkenntnisse auf, die sich uns um so tiefer einprägen, als sie nicht doktrinär entwickelt werden, sondern sich aus der Beobachtung, dem Erlebnis und der Erfahrung des Autors ganz von selbst ergeben.

Die erste Erkenntnis, die erste Erfahrung ist die vom Lebensrecht dieses Staates, dieses Experimentes, dieser Jugend, dieser Aufgabe. Die arabischen Feinde, die Israel dieses Recht bestreiten, stützen sich ebenso wie Israel selbst auf mancherlei historische Tatsachen und Ansprüche; man kann versuchen, diese Tatsachen und Ansprüche gegeneinander aufzurechnen, aber solche Überlegungen bleiben im Relativen, und sie alle haben kein entscheidendes Gewicht, wenn man sie an dem Tatsachebeweis mißt, der Israel selber ist, an dem unwiderleglichen Beweis des Lebensrechtes, der in diesem unglaublichen Leben selber begründet ist. Es ist kein unproblematisches Leben. Israel steckt voller ungelöster Probleme und sogar auch voller Widersprüche. Sein Grundcharakter selbst ist umstritten; es ist in gewisser Hinsicht der religiöseste und säkularisierteste Staatsversuch zugleich, den wir kennen. Der Mischkessel Israel, viel kleiner und enger als der Riesenkessel der Vereinigten Staaten, enthält ebenso scharf unterschiedene und gegensätzliche Elemente, Rechtsanwälte und galizische Flickschuster versuchen, miteinander eine Wüste fruchtbar zu machen und eine Industrie aufzubauen. Die Jahrtausende widersprechen einander und verbinden sich, die Kontinente desgleichen. Mystischer Enthusiasmus und nüchterner Kalkül nebeneinander, gegeneinander, miteinander, und zwar nicht in der theoretischen Diskussion — das auch! — sondern in der ständigen Praxis, in der Entscheidung, in der Erprobung, ja, in der Gefährdung. Der Reiz und der Wert der ‚Pioniere der Hoffnung‘ besteht darin, daß wir mit Elia-J. Finbert mitten in diese Leidenschaft und in dieses Experiment hineingehen. Gäbe es die besonderen Gründe nicht, die uns mit allen Schicksalen Israels verbinden, so bliebe doch eines der erstaunlichsten Wagnisse des menschlichen Geistes und des menschlichen Mutes übrig, eine faszinierende Wirklichkeit. Sein erregendstes Element ist die Jugend; von den jungen Frauen und Männern gilt vor allem, was der Titel des Buches von den Israelis aussagt: daß sie Pioniere der Hoffnung sind. Nichts ist einleuchtender als dies: daß diese Menschen ihre Chance behalten müssen.

Aber die Araber? Nun, die zweite Erkenntnis, ohne die man das arabisch-israelische Problem weder richtig sehen noch lösen kann, ist eben dies, daß es keinen unlösbaren Existenz-

gegensatz zwischen Israel und den Arabern gibt, daß ihre Feindschaft künstlich ist, daß sie in einem hohen und äußerst produktiven Maße aufeinander angewiesen sind. Es ist nicht das nationale Interesse der Araber, das sie zu Todfeinden Israels macht, sondern der blinde nationalistische Affekt. Gewiß ist er verständlich, und wenn er von Ägypten geschürt wird, so wäre er doch auch ohne diese Einmischung da. Gewiß ist den Arabern Unrecht geschehen durch großbritannische Versprechungen, die im Widerspruch zur Balfour-Deklaration standen oder zu stehen schienen... Aber wenn man vom Aufrechnen des Unrechts hüben und drüben absieht, wenn man vollzogene Tatsachen respektiert und von dem wahren Interesse beider Teile ausgeht, so bedarf es keiner blühenden Phantasie, um sich eine Lösung auszudenken, auf Grund deren die Araber nach zehn oder zwanzig Jahren die israelische Staatsgründung als die größte Wohltat preisen werden, die ihnen beschert worden ist. Das berühmte Flüchtlingsproblem ist künstlich akut gehalten worden. Die geflüchteten Araber mußten an der Grenze Israels arm, arbeitslos und unbehaust bleiben, damit der Haß nicht erstarb, damit die Grenze blutend blieb. Die arabischen Flüchtlinge sind nur scheinbar die Gegen-Wirklichkeit zu der in Finberts Buch beschriebenen Wirklichkeit der israelischen Pioniere der Hoffnung; sie haben nicht das gleiche Lebensrecht — nicht als ob die Armen weniger gälten als die Erfolgreichen, sondern weil sie künstlich arm gehalten werden. Dieses Problem ist mit Hilfe aller Beteiligten, auch und gerade Israels selbst, mühelos zu lösen, wenn man sich verständigen will. Nur der Haß der Araber hat das bisher verhindert. Wäre er überwunden, so würden sie erkennen, wie wertvoll ein antikolonialistischer Pionierstaat von der Art Israels für die wirtschaftliche, technische und geistige Entwicklung ihrer eigenen Staaten sein könnte. Der Lebensimpuls der arabischen Staaten ist berechtigt genug. Sie drängen nach vorn und müssen es. Sie hoffen auf das amerikanische Geld, die russischen Waffen oder den Haß Nassers; sie täten klüger daran, ihre Hoffnung auf den Impuls Israels zu setzen. Viele Konflikte in der Welt, die aus dem blinden Interesse entstehen, könnten aus dem sehenden Interesse gelöst werden; es sind nicht der Idealismus oder gar das Opfer, die bemüht werden müßten, um sie zu lösen, sondern ‚nur‘ das wohlverstandene Interesse. Freilich gehört offenbar viel ‚Idealismus‘ dazu, um die blinde Abhängigkeit vom unmittelbarsten Interesse oder gar seinem bloßen Schein zu durchbrechen und die wahren Interessen zu erkennen. Dafür ist der arabisch-israelische Konflikt ein Musterbeispiel.

Es ist für uns Deutsche sehr wichtig, eben dies zu erkennen. Diese Erkenntnis befreit aus dem Dilemma, in das wir gerade dann geraten können, wenn wir es uns beiden Lagern gegenüber nicht leicht machen. Unsere Sympathie mit der Befreiung der arabischen Welt ist ebenso natürlich und berechtigt wie unsere Schicksalsverbundenheit mit Israel. Man will uns weismachen, wir müßten uns ‚entscheiden‘. In Wahrheit zwingt uns nichts dazu, in dieser Weise zu optieren. Wir sind daran interessiert, daß der Haß verschwindet, die Schein-Gegensätze entlarvt werden, die gemeinsamen Interessen erkannt und in einer großzügigen Kooperation verwirklicht werden. Das ist die Wahrheit. Wer sie erkannt hat, leidet zwar eher noch mehr als die anderen unter dem tragischen Konflikt, aber er ist doch vor der Versuchung bewahrt, den Knoten zu durchhauen und einen der beiden Feind-Partner endgültig fallen zu lassen...

... Es geht nicht um zwei Abstrakta: um das arabische Prinzip und das israelische Prinzip. Es geht um Israels Existenz selbst...

Der Besprechung dieses Buches selbst in dem in London erscheinenden Organ der internationalen jüdenchristlichen Allianz: ‚Der Zeuge‘ (Nr. 18, Juli 1957) schließen wir uns an. Es heißt darin u. a.:

„Es ist ganz besonders zu begrüßen, daß in Deutschland ein Buch erschienen ist, worin Israel als Musterland..., als Land der Hoffnung und der Zukunft geschildert und gepriesen wird; es ist eine Übersetzung aus dem Französischen von

Elia-J. Finbert. Obwohl er auch ein klares Auge für das Lächerliche und Unbefriedigende hat, schreibt er meistens in einer dichterischen Ekstase. Wahrlich ein Buch, das ein jeder ehemalige Nationalsozialist lesen mußte. Was aber sollen wir... dazu sagen? Gerade aus dem Dichterischen können wir manches besser verstehen lernen als aus einem objektiveren Buch. Es gibt aber eine andere Seite. Man kann einem Land und einem Volk nicht dienen, wenn man bloß den Adel, die Tugend beschreibt. Die Schwächen existieren doch... Das Verlagshaus hätte uns etwas über den Verfasser mitteilen sollen; anscheinend ist er schon vor dem zweiten Weltkrieg in Palästina gewesen; wenn das aber der Fall ist, muß man gar manches im ersten Teil als bloße Schwärmerei betrachten. Und auch im letzten Teil des Buches kommt nicht wenig Einseitigkeit zum Ausdruck...

H. L. Ellison schreibt weiter in der obengenannten Besprechung: „Außerdem ist es mir ganz klar, daß manches in der Beschreibung von Menschen und Land so übertrieben worden ist, daß wir fast ein Zerrbild bekommen. Nach der Lektüre stellt sich unerbittlich die Frage: Hat der Verfasser sich wirklich Rechenschaft darüber gegeben, daß das wahre Problem Israels ein geistliches ist? Ich glaube es kaum...“

G. L.

Jon und David Kimche: Des Zornes und des Herzens wegen. Die illegale Wanderung eines Volkes. Berlin 1956. Colloquium Verlag. 215 Seiten.

Alex Weißberg: Die Geschichte von Joel Brand. Köln 1956. Kiepenheuer & Witsch. 319 Seiten (und dokumentar. Anhang).

Georg Landauer: Der Zionismus im Wandel dreier Jahrzehnte. Tel Aviv 1957. Bitan Verlag (Auslieferung außerhalb Israels: Max Hueber Verlag, München). 478 Seiten.

Die drei Bücher, die hier zusammen angezeigt werden sollen, erreichen das volle Ausmaß ihres wahrhaft alarmierenden Appells an den Leser gerade erst durch ihre wechselseitige Konfrontation. Prima vista handelt es sich zunächst einmal bei dem Buche der Reporter-Brüder *Kimche* um eine Art Heldenepos von den Secret Roads — The „illegal migration of a people 1938—1948 (so der englische Titel); bei dem des durch seine Selbstbiographie aus dem Tschekakerker (*Hexensabbath*, Fft. 1951) rühmlichst bekannten Naturforschers *Weißberg* um das Inferno des gescheiterten Menschenhandels zwischen der SS und dem ungarischen Judenrat im Jahre 1944, durch die daran geknüpften Verleumdungen Israel Kastners traurig berühmt geworden; bei dem *Landauers* um eine Auswahl aus der Publizistik eines der edelsten und bedeutendsten deutschen Zionisten zwischen 1922 und 1953. Genauer gesehen, geht es im Gegenüber dieser drei Werke um die letzten Fragen des Menschseins, insbesondere im „konzentrationsären“ 20. Jahrhundert nach Christus, um Fragen, wie sie uns allen noch gestern (bis 1945) auf den Nägeln brannten, für viele auch heute aktuell sind — und morgen oder übermorgen wohl wieder für alle, wenn kein rettendes Wunder uns vor dem Bolschewismus und „Antibolschewismus“ bewahrt.

Am leichtesten lesbar, geradezu „spannend“ im landläufigen Sinne, ist der Roman der zuerst Dutzende und Hunderte, dann (seit 1946) Tausende und zuletzt Zehntausende zählenden Zuwanderung durch die Mandatsregierung nicht zugelassener jüdischer Einwanderer nach Palästina. Was dabei an Wagemut und Geschicklichkeit von den organisierenden jungen Zionisten geleistet, was an Schelmenstreichen und Übertölpelungen den Briten angetan wurde, das wird kaum jemand ohne eine gewisse Bewunderung des „sportlichen“ Aspekts zur Kenntnis nehmen. Die gelegentlich und gegen Ende immer mehr auftauchende Frage freilich: „War das alles auch berechtigt, war es zwingend notwendig?“, wird wohl keiner voll befriedigend beantwortet finden. Und im Epilog steht jeder halbwegs Unterrichtete vor einer geradezu erschütternden Geschichtsklitterung, die darauf hinauskommt, die gesamte jüdische Vergangenheit vor den Richterstuhl der

israelischen Gegenwart zu ziehen, zu behaupten, jederzeit habe „die religiöse Judenschaft eine rein passive Rolle“ gespielt (S. 210), und zu vergessen, daß sie allein das Leben des jüdischen Volkes über die zwei Jahrtausende der Staatlosigkeit hinweggerettet hat (menschlich gesprochen).

Eine völlig andre Luft weht in Weißbergs, auf des Helden eignen Bericht zurückgehender Erzählung von Joel Brands (und Israel Kastners) verzweifelten und nun allerdings aus grausamster Notwendigkeit erwachsenen Bemühungen, in letzter Stunde wenigstens ihre ungarisch-jüdischen Landsleute vor dem Massenmord durch die SS zu retten, als deren eigne Führung (offenbar, um für sich selbst rettenden Kontakt mit den Alliierten zu bekommen) plötzlich anbot, gegen 10 000 Lastwagen eine Million jüdischer Menschen vor der drohenden Vergasung zu bewahren. Noch beklemmender freilich als die Atmosphäre der Gespräche zwischen den SS-Henkern (Eichmann, Wisliceny, v. Klages) und den tapferen Vertretern ihrer Opfer ist die der end- und sinnlosen Verhöre, denen dann Brand, nachdem er — mit deutschem Paß — in die Türkei gereist und anschließend den Briten in die Falle gegangen ist, vom „Intelligence“-Service unterworfen wird, weil „Colonel Blimps“ (die Symbolgestalt des Gestrigen) nicht versteht, daß ungezählte Tausende von Menschenleben auf dem Spiel stehn; und vollends zum Verzweifeln die Verständnislosigkeit, der Brand im eignen jüdischen Lager begegnet. (Die Erfahrungen werden wieder wach, die jeder machen mußte und muß, der aus dem Bereich des Terrors kommend mit Leuten zu verhandeln hat, die sich diesen nicht vorstellen können, weil sie nie oder nicht lange genug darin gelebt haben.) Dieselben Persönlichkeiten, die bei den Kimches z. T. Glanzrollen spielen, tauchen hier bei Weißberg als kleinliche Richtungsleute wieder auf, die nur an die Einschleusung eigner Parteifreunde denken, nicht an die Rettung der bedrohten Mitjuden, Mitmenschen als solcher. Um so wohlthuender wirkt es dann, wenn man in der Gestalt Landauers einem führenden Zionisten begegnet, der dies alles verstanden hatte, der die richtige Einsicht und sogar den Mut besaß, importune opportune danach zu handeln.

In Köln geboren (1895) und aufgewachsen bis zum ersten Weltkrieg, war Georg Landauer von Jugend auf überzeugt, daß „Die ewige Forderung des Zionismus“ (S. 51 ff.) zugleich national und übernational sei, später konkret: daß sie sich nur im Rahmen jüdisch-arabischer Verständigung erfüllen lasse; daß sie ein religiös und durch produktive Arbeit erneuertes jüdisches Menschentum einschließe, daß eben darum der edle Zweck nur mit lauterer Mitteln erreicht werden dürfe, ja letztlich könne. Denn Landauer war, wie sein Biograph Kreuzberger in der Einleitung schreibt, „der Meinung, daß es keinen noch so erhabenen Zweck geben könne, daß durch ihn die Mittel geheiligt würden. Im Gegenteil. Die ergriffenen Mittel gestalten oder verunstalten je nachdem auch den Zweck... Nicht, daß das Ziel erreicht wird, sondern *wie* es erreicht wird, ist entscheidend... Durch terroristische Methoden, durch Blut und Gewalt, durch Unrecht kann wieder nur Terror, Blut und Gewalt und Unrecht entstehen. Kurzfristige Siege, momentane „Erfolge“ können darüber nicht hinwegtäuschen, daß ein Gebäude — mit Gewalt, durch Blut und Schwert errichtet — mit einer fatalen Hypothek belastet wurde, weil es im Prozeß seines Werdens das Gebaute und den Bauenden entwürdigt und entheiligt hat. Eine solche Haltung ist kein idealistischer, weltabgewandter Höhenflug, der mit den „realen“ Dingen der Erde nichts zu tun hat...“ (S. 35 f.); meinen wir nicht, die warnende Stimme Guardinis in seiner unvergeßlichen Universitätsrede „Verantwortung“ hier auch aus Zion zu vernehmen? (Vgl. Rundbrief 17/18, S. 43!)

Als deutscher Kriegsfreiwilliger an der Ostfront dem dortigen Judentum unmittelbar begegnet (ähnlich wie Franz Rosenzweig zur gleichen Zeit), war Landauer schon als Student Regionalsekretär der Zionistischen Vereinigung, als dreißigjähriger Jurist erstmals und nach dreijährigem Landaufenthalt wieder Leiter des mit Siedlerhilfe befaßten

Palästina-Amtes e. V. Berlin bis 1933 und danach zwanzig Jahre der Zentralstelle für Ansiedlung deutscher Juden drüben. Ihm vor allem war die wirtschaftlich ausgewogene, Stadt und Land gleichmäßig berücksichtigende Unterbringung der vor Hitler Geflüchteten zu verdanken. 1942 gründete er die für friedliche Zusammenarbeit mit Engländern und Arabern eintretende ‚Alija Chadascha‘, die rasch zur zweitstärksten Partei in der Volksvertretung des Palästina-Judentums aufstieg, 1947/48 aber zerbrach, weil der augenblickliche Erfolg eines israelischen Isolationismus denen Unrecht zu geben schien, die wie Landauer in längeren Zeiträumen dachten, an strengeren Maßstäben maßen oder vielmehr sich und ihr Volk gemessen wußten. Sein letztes großes Verdienst war die Anbahnung des deutsch-israelischen Reparationsabkommens, längst bevor andre in der überhitzten Atmosphäre der ersten Nach-Hitler-Jahre von dergleichen zu sprechen wagten. 1954 ist der noch nicht Sechzigjährige in New York gestorben, dessen Werk und Wort uns nun in eindrucksvoller Auswahl des Wesentlichen vorgelegt wird und vielen eine für sie völlig neue Seite des Zionismus enthüllen könnte, insofern die wenigsten gewußt haben dürften, daß nicht nur intellektuelle Außenseiter, sondern Männer aus der Mitte der Bewegung selbst einen so universalistischen und dezidiert nicht nationalistischen Standpunkt mit breitester Resonanz vertreten haben, also der ‚kollektiven Assimilation‘ des ‚Staats wie andre Staaten auch‘ keineswegs verfallen sind und so das Überleben der ‚rechten Israeliten‘ (Jo 1, 47) in ‚Israel‘ verbürgen dürften. . . Als solcher sei Landauer hier wenigstens noch mit einer Stelle von den unzähligen zitierenswerten aus seinem Werk zitiert, woselbst er (am 17. 10. 1949) anlässlich eines Aufsatzes ‚Goethe, die Deutschen — und wir‘ geschrieben hat: „Ich will nicht das Verhalten einzelner Personen, wie des jungen Moltke und seiner Freunde, oder bekannter deutscher Kirchenfürsten besonders hervorheben. Der anonyme Deutsche hat mehr gelitten als manche, deren Stellung ihnen zu gewissen Zeiten ein offenes Wort erlaubte. Um der schweigenden und gequälten Deutschen willen . . . sollte man sich davor hüten, die gerechte Abrechnung mit den Nazis und ihrer Gefolgschaft in eine nationale Abrechnung umzuwandeln“ (S. 440).

Gerald Reitlinger: Die SS. Tragödie einer deutschen Epoche. München 1957. 480 Seiten.

Seiner ‚Endlösung‘ (vgl. FR 33/36, S. 62) hat der englische Archäologe diese Geschichte der SS folgen lassen, im Original mit dem deutlicheren (doch keineswegs eine unterschiedslose Kollektivanklage erneuernden) Untertitel: „Alibi of a nation, 1922—1945“, der auf Wunsch des Verlages durch den mehr als fragwürdigen obenstehenden ersetzt wurde. Nicht eine Tragödie, sondern ein grausiges Possenspiel ist ja zu berichten, was Reitlinger vorbildlich getan hat, wie wir in einer ausführlicheren Würdigung seines Werkes in der ‚Deutschen Universitätszeitung‘ (XII/19, S. 22) im Vergleich mit andern einschlägigen Publikationen (von H. Buchheim, K. Hirsch, Dr. Neusüss-Hunkel und K. O. Paetel) näher ausgeführt haben.

Hier mag genügen, zu betonen, daß der ‚Unterwelt‘-Charakter des Phänomens, seine Irrationalität und die weitgehende Zufälligkeit seiner ‚Geschichte‘ inmitten von Partei-Intrigen und Führer-Phantasmen überaus deutlich wird, der blutige Ernst des Nichternstnehmbaren in einer Zeit, deren technisch-organisatorische Möglichkeiten in stets krasserem Mißverhältnis zum intellektuellen und moralischen Niveau derer zu stehn drohen, in deren Hände solche Möglichkeiten und Machtmittel gegeben werden. Zur Stärkung des Widerstands gegen die Einreihung ehemaliger Waffen-SS-Angehöriger in die Bundeswehr, dem sich auch die Jahreshauptversammlung des wahrlich keiner Wehrfeindlichkeit verdächtigen Bundes der Katholischen Jugend (laut FAZ vom 26. 11. 1956) angeschlossen hat, kommt das Buch in Deutschland hoffentlich gerade noch nicht zu spät.

Jean F. Neurohr: Der Mythos vom Dritten Reich. Stuttgart 1957. J. G. Cotta Nachf. 487 Seiten.

Dieses Werk gibt einen Beitrag zur ‚Geistesgeschichte des Nationalsozialismus‘, indem es die chaotische Fülle der neo-nationalistischen Ideologien der ersten Nachkriegszeit — recht übersichtlich geordnet — darstellt und in die These ausläuft: „... der Nationalismus wird im Zeitalter der Massen in Nationalsozialismus einmünden müssen, wenn man nicht will, daß er Gedankenspiel für Gebildete bleiben, sondern sozialer Mythos werden...“, in das Geschehen eingreifen soll. „Auch wer diese These nicht zwingend findet, wofern damit gemeint sein sollte, daß gerade die Hitler'sche Form des Totalitarismus notwendiges Ergebnis all der sehr verschiedenartigen Mythologeme ‚konservativer Revolutionäre‘ jener Zeit gewesen sei, wird zugeben müssen, daß die ‚Mythen‘ (in G. Sorels Sinn!) der ‚Deutschen Revolution‘, der ‚jungen Völker‘, des ‚deutschen Sozialismus‘ des (Jünger'schen) ‚Arbeiters‘, ja des ‚Heiligen Reiches‘ faktisch die mehr oder minder schamlose Gleichschaltung der deutschen akademischen Welt im Jahre 1933 vorbereitet und geistig ermöglicht haben, daß sie die Geister riefen, die man dann nicht mehr los wurde, nicht einmal am 20. Juli 1944. Darum könnte nur heilsam sein, wenn vor allem die politisch interessierte akademische Jugend dieses Buch über eine heute fast völlig von der Oberfläche verschwundene, aber z. T. um so gefährlicher unterschwellig weiterwirkende Vorstellungswelt aufmerksam studierte und sich dadurch gegen jede abermalige Infektion mit verwandtem Vorstellungsgut immunisieren ließe. In diesem Sinne muß man dem elsässischen Historiker, der hier eine Lücke im heutigen deutschen Schrifttum ausfüllte, für die Aufarbeitung des reichen Materials dankbar sein, dessen Gehalt er seinen Lesern erschlossen hat.“

Hermann Mau und Helmut Krausnick: Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit 1933—1945. Tübingen und Stuttgart 1956. Gemeinschaftsverlag R. Wunderlich und J. B. Metzler, 207 Seiten.

Dieses von dem früh verstorbenen Geschäftsführer des Münchner Instituts für Zeitgeschichte H. Mau zum größten Teil noch selbst abgefaßte und von einem Mitarbeiter ergänzte Werk wissenschaftlich fundierter Wiedergabe des Geschehens der Hitlerzeit kann im ganzen dankbar anerkannt werden und ist in manchen Partien — etwa der Analyse der ‚zweiten Revolution‘ von 1934 (bes. S. 56 f.) — sogar hervorragend, während ihm naturgemäß nicht wenige Ergänzungsbedürftigkeiten — etwa zum Thema ‚Reichstagsbrand‘ vor dem Auftauchen der bemerkenswerten neuen Darstellung von H. Schulze-Wilde (Der 27. Februar 1933; in den ‚Frankfurter Hefen‘ 12, 6, S. 401 ff.) — in keiner Weise zum Vorwurf gereichen, insofern ausgesprochene Zeit-Geschichte wesensnotwendig lückenhafter zu sein pflegt als die zurückliegende Perioden.

Grundsätzlich wäre höchstens einzuwenden, daß Judenverfolgung und Kirchenkampf trotz ihrer zentralen Wichtigkeit für Hitlers persönliche Konzeptionen keine intensivere (nicht notwendig viel ausführlichere) Würdigung erfahren, als dies mit den antisemitischen Aktionen S. 87 f. (ohne Erwähnung der Ereignisse schon von 1933 wie des Boykotts vom 1. April) und S. 166 ff. (ohne Konkretisierung, wie sie schon einige Sätze aus der Himmler-Rede vom 4. 10. 43 bieten konnten; vgl. FR 33/36, S. 62!) und *vollends mit denen gegen die christlichen Kirchen* S. 89 f. und — durch einen einzigen Satz — S. 160 f. der Fall ist. (Auch daß S. 110 mit keinem Worte von der Beteiligung deutscher Parteien an Prager Koalitionsregierungen in der Zwischenkriegszeit die Rede ist, wird man hier — und noch mehr in Michael Freunds kraß nationalistischem Auftakt zu seiner ‚Weltgeschichte der Gegenwart in Dokumenten‘! — ernsthaft bemängeln müssen.)

Zu dem weitergehenden Problem, nicht mehr der geschicht-

lichen Darstellung sondern der Geschichtsdeutung, führt es, wenn im vorletzten Kapitel: „Widerstand“ Krausnick schreibt: „Diese Übersteigerung der Nationalstaatsidee“ (durch Hitler!) „führte mit Notwendigkeit ihre Krise herbei“ (172). Das ist ein Satz, der nun doch nach H. Arendts reich dokumentierten Analysen der totalen Herrschaft nicht mehr zu halten ist; aber darüber wäre wohl anderwärts zu diskutieren, genau wie auch über die etwas unklaren ‚moraltheologischen‘ Ausführungen zum 20. Juli 1944 (S. 174).

Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Frankfurt 1955. Europäische Verlagsanstalt. 782 Seiten.

Dieses ungemein bedeutende, geistvolle und überwältigend dokumentierte Werk nötigt seinen verantwortungsbewußten Leser, alles neu zu durchdenken, was er vor der Lektüre über den ‚Totalitarismus‘ gemeint haben mag; davon angefangen, daß doch wohl die meisten schon Mussolinis ‚totalen Staat‘ (ja Jüngers ‚Totale Mobilmachung‘) einbezogen und für grundlegend hielten, hier aber ausschließlich die ‚totale Bewegung‘, den reinen Typus darstellen soll, wie sie von Stalin (etwa seit 1928) inauguriert und von Hitler zur höchsten Vollendung gebracht wurde. Warum wir diese Verengung des Begriffs trotz allem aufgewandten Scharfsinn für irreführend und von kommenden totalitären Gefahren ablenkend halten, kann hier nicht ausgeführt werden. (Vgl. dazu: K. Thieme, Industrielle Revolution und Totalitarismus, in: Deutsche Rundschau 83, 4: April 1957, S. 363 ff.). Wohl aber müssen wir uns mit dem mehr als 200seitigen I. Teil des Werkes beschäftigen, worin die Verfasserin völlig neuartige Thesen über den Antisemitismus aufstellt. Soweit sie meint, alle frühere, von ihr unbegreiflich bagatellierte Judenfeindschaft von diesem modernen Antisemitismus radikal unterscheiden zu können, hoffen wir, sie an anderer Stelle dieses Rundbriefs gründlich widerlegt zu haben (vgl. oben S. 3 ff.). Soweit sie aber die spezifische Eigenart nun gerade der neustzeitlichen ‚antisemitischen‘ Judenfeindschaft scharf herausarbeitet, hat sie sich unzweifelhaft ein Verdienst um unsre Erkenntnis des komplexen Gegenstandes erworben. Schon ihre scharfe Unterscheidung des ‚aristokratischen‘ staatsapparatverbundenen Hof- und ‚Geldjudentums‘, das einen ‚Antisemitismus‘ von links provozierte (sogar bei Marx bekanntlich), vom radikalen, oppositionellen jüdischen Intelligenzlertum, auf das die Rechte antisemitisch reagierte, ist bemerkenswert — und steht an der Wurzel aller späteren Globalverfemungen jüdischer Kapitalisten und Kommunisten durch Hitler etc.; was es bedeutet, daß gerade die Juden als Repräsentanten von Geld und Geist gehaßt werden, wird freilich nicht weiter untersucht.

Noch beachtenswerter ist es, daß H. Arendt entwickelt, wie die tatsächliche zwischenstaatliche Funktion der international versippten jüdischen Großfinanz im 19. Jahrhundert zwar mit keinerlei politischen Aspirationen (statt nur geschäftlichen) verknüpft war, aber den Gedanken nahelegte, internationale politische Zusammenarbeit auf der Grundlage gemeinsamer jüdischer Herkunft müsse doch eine ungeheure Machtansammlung ermöglichen. Ein Gedanke, mit dem nun gerade ein Staatsmann jüdischer Herkunft, Benjamin Disraeli, romantisch — als Poet und als Politiker — geliebäugelt hat, ohne ihm doch dadurch geschichtliche Realität verschaffen zu können. Wohl aber hat diese ebenso einleuchtende wie unwirkliche Vorstellung Fälschungen wie den ‚Protokollen der Weisen von Zion‘ jene über jeden Erweis ihres Gefälschtseins hinaus beharrende ‚Glaubwürdigkeit‘ bei den Halbgebildeten verliehen, die stellenweise bis heute nachwirkt (vgl. FR 17/18, S. 3 f.). Und vor allem: Unter solchen, die sich nicht vorstellen konnten, daß man wirtschaftliche Mittel auf der Grundlage internationalen Versipptheits ‚weltweit‘ mobilisieren konnte, ohne daraus weltweite politische Machtansprüche abzuleiten, entstand in Nachahmung der fiktiven ‚jüdischen Weltherrschaftsverschwörung‘ die höchst reale antisemitische mit all ihren fürchterlichen Auswirkungen, wie sie von bestimmten Frühformen

im Rahmen der Dreyfus-Affäre bis zur letzten technischen Vollendung bei Hitler in diesem Werke untersucht und in vielfacher Hinsicht meisterhaft herausgearbeitet werden. Trotz allen Einwänden, die wir teils schon andeuteten, teils noch zu weniger wichtigen Punkten (etwa der allzu einseitig von Proust bezogenen Sicht der Rolle von Juden in der Pariser Gesellschaft des fin de siècle und dann vollends in der Berliner der Weimarer Zeit, S. 150!) vorzubringen hätten, wird man also nicht nur für die Erforschung des Totalitarismus, sondern auch für die des Antisemitismus das Werk zu jenen rechnen, mit denen sich jeder auseinandergesetzt haben muß, der künftig ernsthaft über den Gegenstand mitzureden beanspruchen will.

Jules Isaac: Genèse de l'antisémitisme. Paris 1956. Calmann-Lévy. 352 Seiten.

Der durch ‚Jésus et Israël‘ international berühmt gewordene Verfasser (vergleiche FR 8/9, Seite 6 ff.) vertritt im I. Teil dieses Werkes die These vom böß rudimentären Charakters des (keineswegs ‚ewigen‘) Antisemitismus im vorchristlichen Altertum, welcher (an anderer Stelle dieses Rundbriefs) zugestimmt werden konnte. Im II. Teil behandelt er das, was wir den seelsorgerischen Konkurrenz-Antijudaismus der Patristik und des Frühmittelalters nennen, und will erweisen, daß hier der Grund für alles spätere Verächtlichmachen der Juden gelegt worden sei. Im Eifer des Gefechts schießt er dabei häufig übers Ziel, findet etwa S. 166 Streichers pornographische Verleumdungen der Juden „geradenwegs von St. Johannes Chrysostomus ausgegangen“, obwohl er selbst S. 118 die viel substantielleren derartigen Attacken des Tacitus zitiert hat, macht S. 167 f. den Eindruck, die von ihm bagatellisierten judenfreundlichen Wendungen Augustins vollständig aufzuzählen, vergift aber gerade die von seinem Kronzeugen Blumenkranz (FR 8/9, S. 17 A. 1) loyal zitierten weitaus positivistischen Äußerungen des Kirchenvaters (zu Eph 2, 20; Luk 15, 31) usw. Bietet also auch dieses Buch kein abgewogenes Urteil, nur ein leidenschaftliches Plädoyer, so sollte es doch als solches mit seinem überwältigenden und für die Christlichkeit allzuvieler Christen — außer etwa Gregor dem Großen (S. 230 ff.) und so manchen andern Päpsten (S. 234) — tief beschämenden Zeugnismaterial sehr ernst genommen werden und unseren Willen zur ‚moralischen Wiedergutmachung‘ von der religiösen Wurzel her nachdrücklich anfeuern.

Karl Kupisch: Volk ohne Geschichte. Berlin 1953. Lettner-Verlag, 160 Seiten.

Diese ‚Randbemerkungen zur Geschichte der Judenfrage‘ bieten einen für evangelische Christen bestimmten Versuch, im Lichte der biblischen Verheißungen (Röm 9—11, erfreulicherweise auch die typologisch verstandene Geschichte von der Auferweckung der ‚Tochter des Synagogenvorstehers‘ Jairus) das jüdische Schicksal zu verstehen. Das ist hier beträchtlich sachgemäßer und seriöser unternommen als in dem kürzlich (FR 33/36, S. 64 f.) angezeigten gleichzeitigen Büchlein von Steinle; manche Einzelpartien wie die wohlwollende Analyse des jungen Marx S. 101 ff. reichen sogar in eine gewisse Tiefe, und auch der Buchtitel muß nicht pejorativ verstanden werden, da ja selbst ein Rosenzweig für das jüdische Volk die ‚Geschichte‘ schon durch die Endzeit abgelöst sah. Aber immer noch wird hier von den Juden nicht wie von ‚getrennten Brüdern‘ gesprochen, die man ernst nimmt, auf deren Anliegen man auch zu hören bereit ist, sondern wie von schlechthin Verirrten: „Was ist also ‚jüdisch‘? Ganz sicher eins: das Nein zu Jesus Christus...“ (S. 143), eine Definitionsweise, über deren Unzulänglichkeit wir uns schon früher geäußert haben (FR 29/32, S. 12). Und so bleibt das Büchlein auch in vielen Einzelheiten von Belang allzusehr an der Oberfläche. Weder Esra ist gebührend gewürdigt (S. 17 f.), noch Daniel und die makkabäische Krise (S. 19,

ohne Rückgriff auf die bahnbrechenden Analysen Bickermanns), noch das dramatische Geschehen um Bar Kochba (S. 23), noch gar die Bedeutung des (S. 27 erheblich unterschätzten) Judentums, das doch noch bis in die Geburt des Islam hinein weiterwirkte. Während im ganzen richtig der ‚Seelsorger‘-Antijudaismus des frühen Mittelalters von der populären ‚Blitzableiter‘-Judenfeindschaft des hohen unterschieden wird, sollen zur Erklärung der letzteren reichlich schiefe Erwägungen über ihren „magisch-sakramentalen Hintergrund“ im Transsubstantiationsdogma beitragen (S. 39); doch wird redlich auch die Judenprotektion mancher Päpste und eines Kaisers wie Karl V. hervorgehoben (S. 30, 41, 67), werden auch Luthers Entgleisungen nur erklärt, nicht beschönigt, wird festgehalten, „daß Luthers Verständnis der Judenfrage primär immer dogmatisch bestimmt war und nicht exegetisch“ (S. 62). So würde man dem Verfasser durchaus zutrauen, daß er bei gründlicher Neudurcharbeitung und Durchmeditation seines Themas auf einen ähnlichen Weg wie der von denselben biblischen Verheißungen ausgegangene Freiburger Rundbriefkreis geführt werden würde und uns einmal eine Neuauflage vorlegen könnte, die exegetisch nicht nur dem Futurum Röm 11, 26, sondern auch dem Präsens Röm 9, 4 f. gerecht würde, nicht nur der Geschichte von Jairi Töchterlein, sondern auch dem *Worte des Vaters* zum älteren Bruder des heimgekehrten Verlorenen Sohns, d. h. *zum Juden* (wie es auch Augustin verstand): „MEIN Sohn, du bist allezeit bei MIR, und alles, was MEIN ist, ist dein“ (Luk 15, 31).

Ernst L. Ehrlich: Geschichte der Juden in Deutschland. Düsseldorf 1957. Pädagogischer Verlag Schwann. 95 Seiten.

Dieses höchst verdienstliche Bändchen erschien im Rahmen von J. Hartmann herausgegebener ‚Geschichtlicher Quellen-schriften‘ für den Unterricht an der Höheren Schule und bietet gutgewählte Ausschnitte aus Gesetzestexten, Urkunden, Chroniken und anderen Dokumenten über die Lage der Juden im Sacrum Imperium und bis in die deutsche Gegenwart hinein, wobei das Schwergewicht (54 S.) auf der Zeit von Karl d. Gr. bis zu Karl V. liegt, die seitherige Geschichte (mit 32 S.) verhältnismäßig spärlicher dokumentiert ist, wohl wegen des vom Verfasser (S. 5) beklagten Raummangels. Die humane Judenpolitik der meisten Päpste (S. 8, 17, 39 ff.) und Kaiser (S. 9 f., 13, 24 ff.) kommt ebenso deutlich zum Ausdruck wie das Versagen so vieler anderer geistlicher und weltlicher Obrigkeiten. (Vielleicht hätte immerhin S. 14 ff. deutlich werden dürfen, daß wenigstens der Speyrer Bischof noch die Judenverfolger beim 1. Kreuzzug hart bestraft hat.) Im ganzen ist — vom Thema her mit Recht — mehr die Geschichte der Beziehungen zwischen Wirtsland und Judenheit dokumentiert als deren Selbstdarstellung (immerhin S. 18 ff., 36, 63 f., 69, 73 ff., 83 ff.), so daß man zur Ergänzung möglichst bald ein ähnliches Quellenbuch wünschen möchte, das der deutschen Schuljugend vorzuführen hätte, wie das jüdische Volk im Laufe der letzten 2000 Jahre seiner Geschichte gelebt und wie es sich selbst und seine Sendung verstanden hat.

Hans-Joachim Kraus: Geschichte der historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments von der Reformation bis zur Gegenwart. Neukirchen (Kr. Mörs) 1956. Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins. 478 Seiten.

Wie vor einem Halbjahrhundert Albert Schweitzers geniale ‚Geschichte der Leben-Jesu-Forschung‘, so steht auch dieses forschungshistorische Werk an einem Wendepunkt. Mußte aber Schweitzer mit einem „negativen Ergebnis“ schließen, d. h. das Scheitern aller Versuche feststellen, aus der Verkündigung von dem übernatürlich erstandenen gekreuzigten Jesus Christus die Biographie eines „Menschen wie andre auch“ namens Jesus von Nazareth zu rekonstruieren, so kann Kraus von seiner Aufgabe her zu positiveren Resultaten

kommen: Er zeigt, wie sich in den letzten vier Jahrhunderten durch manchen Irrtum und manche zu absolut gesetzte Teilerkenntnis hindurch schließlich gerade auch die historisch-kritische Bibelwissenschaft, soweit sie sachgerecht war, an ein neues Verständnis des Gotteswortes herangearbeitet hat, das gewiß noch nicht durchwegs in bequemen greifbaren Formulierungen für jeden Kanzel- und Hausgebrauch vorliegt, das uns aber bei unbeirrter Weiterarbeit ein so fruchtbares Hören des Gotteswortes verheißt, wie es noch kaum einer früheren Generation in den letzten 1900 Jahren zuteilgeworden sein dürfte. Die Botschaft vom Handeln Gottes mit Seinem Volk und Seinen Völkern scheint wieder vollumfänglich für uns vernehmbar zu werden, wenn nicht alles trügt.

Im einzelnen sind es Gegensatz und Zusammenspiel der Ergriffenheit vom Gotteswort (etwa bei Luther, Hamann, Karl Barth) auf der einen Seite und des ‚humanistischen‘ Gebundenseins an die sukzessive aufleuchtenden Aspekte wissenschaftlicher Wahrheitsbefunde auf der andern (etwa bei Grotius, Herder, Martin Noth), woraus das Gewebe dieser Forschungsgeschichte zusammenschließt. Nicht ohne, daß auch der katholische Einschlag seine Rolle spielte: Keineswegs zufällig wird gerade der traditionsgeschichtliche Aspekt zuerst von dem Oratorianer Richard Simon beige-steuert (1678). Besonders begrüßenswert ist, wie es Kraus versteht, in dieser Geschichte der Bibelkritik auch deren Gegnern gerecht zu werden, wobei zwischen wahrhaft fruchtbaren Konservativen bzw. Erneuerern des allein Wahren (wie dem Schüler der ‚schwäbischen Väter‘ J. T. Beck oder Wilhelm Vischer) und unergiebigen Reaktionären (wie dem ‚Repristinations-theologen‘ E. W. Hengstenberg) sorgsam unterschieden wird. Auf der andern Seite werden auch außertheologische Beiträge zur Forschung gewürdigt wie der des Religionssoziologen Max Weber, welcher „wie kein zweiter . . . die geschichtliche, soziale und (revolutionär-)eschatologische Bedeutung“ des Alten Testaments erkannt habe. (Und von dem ja auch Rosenzweig schrieb, sein ‚antikes Judentum‘ sei „historisch das gleiche, wie ich es philosophisch ausgesprochen habe“; Briefe, S. 405.)

Am meisten aber freut es uns, wie stark Kraus immer wieder betont, daß die Christenheit gerade als Leserin des Alten Bundesbuches „sich in einer hoffenden, auf die letzte Zukunft wartenden Solidarität mit dem alttestamentlichen Israel befindet“ (S. 21 als Anliegen Calvins); daß „das eigentliche Zentrum des Alten Testaments . . . die Erwählung Israels“ ist (was erst Franz Delitzsch deutlich erkannt habe, S. 211); und daß man nicht länger übersehn dürfe: „Im Gespräch mit dem Juden erwacht ja überhaupt erst der Entscheidungsernst, in den die gesamte alttestamentliche Forschung hineingestellt ist“ (S. 386).

Wenn gerade von da aus noch ein Wunsch offenbleibt, so wäre es der, daß — ohne sich von den Spuren einer geschichtsblinden Wiederaufnahme altsynagogaler Exegese durch Hengstenberg (S. 203 ff.) schrecken zu lassen — doch auch innerjüdische Tendenzen eingearbeitet worden wären und vor allem künftig von der Forschung beachtet und weiterverfolgt würden wie die — auf Rosenzweig und Buber nicht ohne starken Einfluß gebliebenen — in ‚Der Pentateuch, Exegetisch-kritische Forschungen‘ von Benno Jacob (Leipzig 1905), aus denen des gleichen Verfassers Kommentare zum Buche Genesis (Berlin 1934) und — bedauerlicherweise noch immer ungedruckt! — zu Exodus erwachsen. Je sorgsamer wir aufeinander hören, je redlicher wir — im Ja und Nein! — miteinander sprechen, desto verständnisvoller werden wir gehorchen und ‚ansprechen‘ auf Gottes Wort.

Claus Westermann: Der Aufbau des Buches Hiob. Tübingen 1956. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), VIII, 115 Seiten.

Dem zutiefst aufwühlenden Buche der ganzen Bibel, worin das Gotteslob noch die scheinbare Gotteslästerung durchdringt, hat Westermann durch Untersuchung seiner Komposition eine Reihe bisher zu wenig gewürdiger Aspekte abgewonnen. Grundlegend ist, „daß es sich in der Rede Hiobs

nicht um ein Reden über Gott handelt, sondern um zu Gott hingewandte Klage“ (S. 115) — und nur deshalb die „aus echter theologischer Leidenschaft“ nachträglich hinzugefügten Elihu-Reden (Kap. 32–36) unberechtigt sind, insofern sie als ‚Aussage‘ das ‚widerlegen‘ zu müssen meinen (genau zitierend: 33, 9 ff.; 34, 5 f.; 35, 3), was als ‚Klage‘ nicht Widerlegung fordert, sondern tröstlichen Zuspruch, wie Hiobs Freunde ihn zunächst beabsichtigen (2, 11), oder mahnenden, wie sie ihn dann angesichts seiner vermeintlichen Verstockung mehr und mehr leisten. Nachdem schon durch die ständige Konfrontation mit Klagetexten aus dem Psalter und Nachweis der Traditionsgemäßheit aller auftauchenden Einzelmotive viel geklärt ist, leistet Westermann seinen, wie uns scheint, wichtigsten Beitrag zum substantiellen Verständnis des Hiob-Buches, indem er als Höhe- (und wohl ursprünglich Schluß-)Punkt der darin gebotenen Selbstoffenbarung Gottes gegen die modernen Konjekturen vieler (aber mit hebräischem, griechischem und Vulgata-Text) die Worte wahrscheinlich macht: „*Wer trat MIR entgegen und blieb heil?*“ (41, 3; vgl. 9, 41) Es ist *Hiob*, der neue Israel, Gottesstreiter, für den nicht so sehr, *was* Gott ihm „im Wettersturm“ sagt (und er schon wußte), bedeutsam ist, als, *daß* Gott Selbst zu ihm spricht, wie er es zu fordern gewagt hatte. Daß der allmächtige Gott und Schöpfer den im äußersten Leiden gegen Ihn auf trotztenden Menschen Seiner Gegenwart würdigt und so zur Ergebung bewegt, das ist die hier deutlich werdende Botschaft des Hiob-Buchs, die auf die Botschaft einer noch weiterreichenden Gottesgegenwart unter den Menschen, aber auch auf die eines noch ungeheuerlicheren Leidens und Trotzes hinausweist (wie es Margarete Susman, Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes, uns sehen hilft), welchem gegenüber wir uns zu hüten hätten, die darüber moralisierenden Freunde nachzuahmen, deren ‚Theologie‘ von Gott Selbst verworfen wird (42, 7 f).

Als wissenschaftliche Leistung scheint uns Westermanns Buch die ungemeine Fruchtbarkeit der Kompositionsanalyse biblischer Bücher zu erweisen. Wo es gelingt festzustellen, wie ein Text gegliedert ist (oder ursprünglich gegliedert war), da ergießt sich ein Strom von Licht auf das, was mit diesem Text gemeint ist (oder war); und selbst nachträgliche Strukturveränderungen können ihren guten Sinn bezeugen; hier etwa jene Einschaltung der Elihu-Reden, die eben in der Tat unentbehrlich sind, wenn Hiobs ‚existentielle‘ Klagen als theologische Aussagen (miß-)verstanden werden, wie es offenbar bei beschränkten Geistern immer wieder vorkam und vorkommt. Hier vollzieht sich einmal innerhalb eines biblischen Buches, was sonst auch zwischen einander ergänzenden Büchern vorkommt (wie Jakobusbrief und Paulinen; vgl. FR IX, S. 66!); erst der Zusammenklang aller Stimmen der Menschen, die Gottes Wort überliefert haben, ist die ganze Wahrheit.

Sir Edwyn Hoskyns / Noel Davey: Das Rätsel des Neuen Testaments. München 1957. Chr. Kaiser Verlag. 199 Seiten.

Dieses Buch gibt einigermaßen alle wesentlichen Antworten, die einem gebildeten modernen ‚Nichtfachmann‘ redlicherweise auf die Fragen gegeben werden können, die etwa lauten: Was *wissen* wir von dem greifbaren Stück Geschichte (soweit vorhanden), als dessen Zeugnis uns die Bücher des ‚Neuen Testaments‘ überliefert sind? Was insbesondere von jenem Jesus von Nazareth, um den es in diesen Büchern geht?

Nun, „zunächst negativ: eine Biographie Jesu ist nicht möglich“; und: „Jede Darstellung jenes Geschehens, die zwischen dem Glauben der Kirche und dem geschichtlichen Jesus eine unüberbrückbare Kluft läßt, zeigt, daß sie dem Stoff nicht gewachsen und außerdem unkritisch ist: dem Stoff nicht gewachsen, weil sie keine Erklärung für die Entstehung der Kirche zu geben vermag; unkritisch, weil eine wirklich kritische Durchsicht der Aussagen des Neuen Testaments Jesu Leben und Sterben und nichts sonst als den Grund für die

Entstehung des altchristlichen Glaubens erweist.“ Feststellungen, mit denen dem Gläubigen wie dem Ungläubigen (im christlichen Sinne) gedient sei: „Denn der Nichtgläubende muß wissen, was das ist, dem er den Glauben verweigert, und der Gläubende muß wissen, was er glaubt.“ (S. 180 f.)

Im einzelnen wird nachgewiesen, daß schon die vor den vier Fassungen des Evangeliums vorliegenden ‚Stoffsammlungen‘ über das Geschehen um Jesus voller ‚Christologie‘ waren: „Die ganze Geschichte Jesu von Nazareth stand bereits unter einer ganz bestimmten Deutung, nämlich vom Alten Testament her, und der Stoff selbst, die eigentliche und unmittelbare Geschichte, war durch diese Deutung bedingt.“ Gerade die jeweils ältesten Fassungen der Texte betonen am stärksten den ‚Menschensohn‘ und Erlöser Jesus, erst die jüngeren auch den ‚Lehrer‘, — der Sich Selbst verkündet (deshalb auch hingerichtet wird) und nicht jene bloßen humanen Weisheiten, die man durch Wegstreichen des Wesentlichen aus seinen Worten übrigbehält, wenn man es unbedingt will, wenn man nicht hören mag, was er wirklich gesagt, wofür er wirklich gelitten hat. Man möchte hoffen, daß von den Hunderttausenden ‚moderner Menschen‘, die — genau wie die ‚Gnostiker‘ der ersten Jahrhunderte — von solcher Mißdeutung versucht sind, wenigstens ein Bruchteil intellektuelle Redlichkeit genug aufbringt, um sich durch eine solche saubere Untersuchung, wie sie hier vorliegt, (ohne jede Apologetik!) über den wirklichen geschichtlichen Sachverhalt belehren zu lassen, und man kann dem Übersetzer (H. Bolewski) sowie dem Neu-Herausgeber (Prof. Ernst Wolf) für die deutsche Neu-Ausgabe des auf englisch weit verbreiteten Werkes nur aufrichtig dankbar sein.

An Einzelheiten wäre die Wendung zu beanstanden, daß sich „die Christen im Gegensatz zu den Juden . . . als das ‚Israel Gottes‘ (Gal 6, 16)“ fühlten, nachdem erwiesen ist, daß mit dieser Wendung gerade der judenchristliche Teil der Kirche gemeint sein dürfte (vgl. FR 10/11, S. 351), und natürlich auch manches, was der katholische Christ anders sieht als die — offenbar reformierten — Verfasser; daß dieselben sich im ganzen diesseits der Kirchenspaltung auf dem Gebiet der historisch-philologischen Tatsachenfeststellung bewegen, ist aber dankbar und freudig anzuerkennen, weil einem hier wieder einmal der breite gemeinsame Boden bewußt wird. Auch von jüdischer Seite sollten die hier ermittelten Tatsachen als solche voll anerkannt werden können: Jesus war der Gekreuzigte, dessen Jünger ihn als den Auferstandenen und Herrn verkündeten, als der er selbst sich ihnen bezeugt hatte. — Ob mit Recht, das ist nicht mehr Wissens-, sondern Glaubensgegenstand und bleibt hier unerörtert.

Millar Burrows: Die Schriftrollen vom Toten Meer. München 1957. C. H. Beck. 379 Seiten.

Herbert Braun: Spätjüdisch-häretischer und frühchristlicher Radikalismus. Jesus von Nazareth und die essenische Qumransekte I: Das Spätjudentum, 163 Seiten; II: Die Synoptiker, 154 Seiten. Tübingen 1957. J. C. B. Mohr.

Lob Gottes aus der Wüste. Lieder und Gebete aus den Handschriften vom Toten Meer; übers. u. eingel. v. *Georg Molin*. Freiburg 1957. Karl Alber. 67 Seiten.

Die vor zehn Jahren begonnenen Funde von Bibel- und andern spätjüdischen Handschriften in Höhlen am Ufer des Toten Meers (bei Kirbet Qumran und anderwärts) sind lange genug Gegenstand von Sensationsmeldungen, -artikeln und sogar -büchern gewesen (wie: E. Wilson, D. Schriftrollen . . . München 1956), um eine seriöse Unterrichtung des Publikums doppelt dankbar begrüßen zu lassen, wie sie das umfassende Werk Prof. Burrows bietet, welcher seinerzeit als Direktor der American School of Oriental Research in Jerusalem schon mit der ersten Phase der Entdeckung dieser Kostbarkeiten zu tun hatte. Er berichtet hier sorgfältig ihre Geschichte und erörtert nüchtern ihre Bedeutung, wobei das Für und Wider

der fast unzähligen Versuche vorurteilslos erwogen wird, die Handschriften selbst und dann die von ihnen gebotenen neuen Texte zu datieren und die darin verschlüsselt auftretenden Personen (bes. den berühmten ‚Lehrer der Gerechtigkeit‘) mit geschichtlich bekannten Größen zu identifizieren. Das Ergebnis ist in den großen Zügen: Alle Handschriften sind vor 70 n. Chr., d. h. vor dem ersten großen jüdischen Aufstand gegen Rom, dem ‚Tituskrieg‘, angefertigt (S. 98), frühestens im 3. Jahrhundert v. Chr. (S. 83). Die biblischen Texte (zwei ganz oder fast vollständige Isaias-Manuskripte, Hab 1–2 und zahllose Bruchstücke) bestätigen im allgemeinen die Zuverlässigkeit der sogenannten masoretischen Textüberlieferung, welche erst in späteren Jahrhunderten definitiv fixiert wurde, aber auf Grund der ältesten damals erreichbaren Textgestalt; d. h. „die entscheidende Textgeschichte des Alten Testaments war zur Zeit von Jesus schon abgeschlossen“ (S. 249). Weiter: Eine sichere Identifikation der durchwegs nur symbolisch bzw. qualifizierend bezeichneten Kollektiv- und Einzelgestalten der sogenannten Sektentexte, besonders des Habakuk-Kommentars, ist noch keiner einzigen einschlägigen Theorie (auch nicht der bes. Staub aufwirbelnden Dupont-Sommers) gelungen. Die als Decknamen einer zeitgeschichtlichen Größe auftretenden ‚Kittim‘ (ursprünglich: Bewohner von Kition auf Cypern) sind zwar wahrscheinlich eher die Römer (d. h. dieser Text im 7. Jahrzehnt v. Chr. verfaßt, S. 115) als die Makedonen (was den Text 100 Jahre früher anzusetzen nötigte!), „aber sicher ist auch das nicht... Die Forscher, die diese Probleme besprochen haben, waren alle erfolgreicher darin, die Meinungen von andern zurückzuweisen, als eigene zu beweisen“ (S. 151). Die Bedeutung der Funde liegt also — jedenfalls vorläufig, bis etwa doch noch neue Funde einen Schlüssel liefern, — nicht darin, daß sie neues Licht über Einzelereignisse der bewegten Geschichte der Makkabäerzeit und der Vorgeschichte des Christentums verbreitet hätten; sondern — von der Bibeltextkritikförderung abgesehen — macht es ihren Wert aus, daß wir durch die ‚Sektentexte‘ eine zahlenmäßig kleine (ca. 200 Personen umfassende) aber geistesgeschichtlich wichtige Gemeinschaft näher kennen lernten, welche den bisher fast nur aus hellenistisch überlieferten Berichten Philos und Josephus bekannten sogenannten ‚Chassidim‘ bzw. ‚Essäern‘ oder „Essenern näher verwandt war als irgend einer andern uns bekannten Gruppe“ (S. 246); welche sich als ‚Gemeinde eines Neuen Bundes‘ und ‚Wahres Gottesvolk‘ fühlte (S. 188, 223 vgl. S. 293!); von welcher vielleicht die gesinnungsverwandte Gruppe Johannes des Täufers und seiner Jünger abzweigte (S. 271 f., 281; vgl. Apg 19, 1 ff.; Jo 3, 22 ff.); welche schließlich in vielen Zügen Parallelen zur Jerusalemer Urkirche zeigt (Organisation, Riten, Gütergemeinschaft; S. 274 f.).

Den Gemeinsamkeiten und Unterschieden nun zwischen der Lehre dieser ‚Sekte‘ (hier ohne pejorativen Beiklang) und den Lehren Jesu von Nazareth geht das verdienstvolle Werk von Braun nach, womit an die Stelle der unfruchtbaren Rätselrerei über die Texte als ‚Schlüsselroman‘ ihre höchst sinnvolle Interpretation als religionsgeschichtliches Dokumentenmaterial zu treten beginnt. Nicht: ob es danach eine messiasähnliche Gestalt schon vor Jesus gab, wird hier gefragt, sondern: was die urkirchlichenähnlichste Gemeinschaft, die es je gab, verglichen mit Jesus, gelehrt hat.

Daß dabei versucht wird, eine Lehre Jesu, abgesehen von seiner Selbstbezeugung als ‚Menschensohn‘ und auferstehungsgewisser Messias König seines Volkes durch kritische Abstreichung bloßer ‚Gemeindetheologie‘ von den Texten des Evangeliums zu rekonstruieren, weckt zwar — von andern Standort als dem des Verfassers aus gesehen — Bedenken, bietet aber eine Arbeitshypothese, auf die man provisorisch eingehen kann. Gilt nun für die Sektentexte durchwegs: „Die schon im offiziellen Judentum wichtige Toragemäßigkeit“ allen menschlichen Tuns ist „gesteigert“ (I, 93) und das dafür erforderliche Torastudium intensiviert (I, 17), die radikale Absonderung des ‚Gesetzestreuens‘ auf die Spitze getrieben (I, 31, 107), so gilt für Jesus zwar ebenfalls: „Es ist unerläß-

lich, den Willen Gottes ernster zu tun, als die offiziell aufgefaßte Torä es im Spätjudentum meint“ (II, 34); aber bei ihm fehlt die (scheinbar) entsprechende „Wichtigkeit des Torastudiums“ (II, 16), und statt sich mit den ‚Gerechten‘ abzusondern, wird er „der Zöllner und Sünder Gesell“ (Mt 11, 19), ja sagt den Schriftgelehrten ins Gesicht: „Die Zöllner und die Huren werden euch vorangehen ins Königtum Gottes!“ (Mt 21, 31; II, 38). Gerade weil er die Forderung Gottes noch wesenhaft größer, menschliche Gerechtigkeit unerreichbarer und den Sünder eher zur rettenden Umkehr fähig sieht als den vermeintlich Gerechten, unterscheidet sich sein Radikalismus vom ‚essenischen‘ doch so grundlegend, daß vergleichsweise dieser wieder näher an das ‚offizielle Judentum‘ heranrückt. Wenn nun freilich dieses (auf Grund einer Analyse von Pirke Aboth I–IV) nur eine „Ethik der Mediokritäten“ (I, 8) bieten, wenn es sich in seiner — zweifellos vorhandenen — Rechenhaftigkeit erschöpfen soll (I, 14: „Gottes Souveränität ist die des genau rechnenden Krämers“), dann spricht aus dieser Verzeihung doch wohl mehr der bekannte Mediokritätshaß moderner Intellektualität als die Stimme des Evangeliums; Jesus jedenfalls haßt nicht die Mittelmäßigkeit, sondern die Bosheit, die sich — genial oder ungenial — gegen die Gnade verstockt, deren sie am dringendsten bedürfte. Auch die Behauptung (I, 9, Anm. 4), daß der ‚Nächste‘ nur als Mitisraelit berücksichtigt werde (jedenfalls bis zu Ben Azzai; II, 60, Anm. 2), meinen wir — in JUDAICA VI, S. 290 ff.; vgl. FR 8/9, S. 31 — in ihrer Unhaltbarkeit vorweg erwiesen zu haben und so im ganzen sagen zu müssen, daß Jesus selbst jenen Schriftgelehrten, die aus den Pirke Aboth sprechen und von denen wohl mancher von ihm als „nicht weit vom Königtum Gottes“ erklärt worden wäre (Mk 12, 34), im *Ethischen* vielleicht näher steht als den hyperradikalen Zeloten von Qumran, — auch wenn die Urchristen äußerlich so viel mit diesen gemein haben. Das wirklich Trennende ist, daß Jesus das rettende *Gottes-Tun* und -Leiden *in seiner eignen Person* als Voraussetzung der Erfüllbarkeit und Summa des nachzuahmen Gebotenen der (in ihm personifizierten) Gottes-Tora erklärt; ein Gesichtspunkt, durch dessen kritische Ausklammerung Braun sich selber nötigt, sein Problem nur ausschnittsweise in Sicht bekommen zu können. Innerhalb dieser Grenzen aber hat er eine überaus anregende und zu fruchtbarem Austausch über zahlreiche Einzelheiten lockende Pionierarbeit geleistet, in der er hoffentlich bald auch aus andern konfessionellen Lagern Nachfolge findet.

Nicht der Erforschung (wie sein früheres Werk: ‚Die Söhne des Lichts‘, Wien 1954), sondern der Erschließung des religiösen Gehalts der Texte gilt Georg Molins ansprechende Anthologie aus ihrem Lied- und Gebetgut. (Man bedauert nur, daß er zum Unterschied von Burrows, dessen Buch mit Übersetzungen der wichtigsten größeren Texte und einer Auswahl aus den ‚Dankpsalmen‘ schließt, auch in den hilfreichen Anmerkungen jeden Hinweis auf die Fundstellen in der Handschrift unterließ.) Wie sehr wir uns beim Betrachten dieser Literatur in einer religiösen Atmosphäre bewegen, die jener der Psalmen und der neutestamentlichen Cantica verwandt ist, möge folgende Probe zeigen (Molin, S. 46; Burrows, S. 348 f.):

Staub bin ich und Asche.

Was sollte ich sinnern, was Dir nicht gefällt,
was bedenken, ist's nicht nach Deinem Begehrt?

Wo hielt ich mich fest, gäbst Du nicht den Stand mir,
wie lehrte ich andre, machst Du nicht den Plan?

Was soll ich reden, öffnest Du nicht den Mund mir,
was geb ich für Antwort, gibst Du nicht Verstand?

Siehe, Du bist aller Himmlischen Herrscher,
der Geehrten König, Herr aller Geister bist Du.
alle Schöpfung Dein Reich, nichts geschieht ohne Dich.
und nichts wird erkannt, es sei denn, Du willst es.
Nichts besteht außer Dir.

Wer kann sich messen mit Deiner Kraft?
 Wer kann bestehen vor Deinem Glanz?
 Deiner Heldenkraft reicht kein Preis.
 Wunderbar sind Deine Werke, doch keines
 vermag sich zu stellen gen Deine Macht.
 Was ist schon der Mensch? Verhaftet der Erde,
 kehrt zum Staub er zurück.
 Alles schufst Du zu Deiner Ehr.

THE BRIDGE: A. Yearbook of Judaeo-Christian Studies II; ed. by J. M. Oesterreicher. New York 1956. Pantheon Books. 357 Seiten.

Auf den I. Band dieses verdienstvollen Jahrbuchs (vgl. FR 33/36, S. 63 f.) folgt nun pünktlich der II., wieder mit einem besonders gewichtigen Beitrag des Herausgebers, diesmal über die Gemeinschaft von Qumran, deren Gemeinsamkeiten mit der Urkirche (besonders den ihr vorlaufenden ‚Johannesjüngern‘ Jo 1, 35. 40; 3, 25 ff.; Apg 19, 3) ebenso treffend herausgearbeitet werden wie die Unterschiede. Sodann legt Ch. Journet eine englische Kurzfassung seiner *Destinées d'Israël* vor (Paris 1945), *Mary Ruth Bede* einen verständnisvollen Beitrag über die Segenssprüche im jüdischen Gebetbuch, *Joseph N. Moody* eine behutsam manche Einseitigkeiten H. Arendts zurechtrückende Studie über den Fall Dreyfus, *Edward H. Flannery* einen ausgezeichnet auch die theologischen Hintergründe (im Relativismus amerikanischer Protestanten wie Niebuhr und Tillich) beleuchtenden Bericht über die Israel-Krise in Evanston (vgl. FR 29/32, S. 25 ff.). Dazu kommen weitere Berichte (z. B. über den Antisemitismus in der Sowjetunion), literatur- und kunstanalytische Beiträge (über Chaucer und Michelangelo), sowie wertvolle Buchanzeigen; in englischer Sprache dürfte dies der unserm Rundbrief am nächsten gesinnungsverwandte Publikation sein.

Ernst Karl Winter: Christentum und Zivilisation. Wien 1956. Amandus Verlag. 531 Seiten (zuzügl. 31 Seiten Anmerkungen).

Nicht nur weil einige Beiträge dieses Sammelwerks im historisch-kritischen Bemühen um ‚Das Evangelium der jerusalemischen Mutterkirche‘ (nach Matthäus) „eine bleibende Aufgabe innerhalb des Gesprächs zwischen Christen und Juden“ erfüllen helfen wollen, verdient es unsre Aufmerksamkeit. Mehr noch, weil der einst von Dollfuß als Verbindungsmann zur sozialistischen Arbeiterschaft eingesetzte Vizebürgermeister von Wien in dieser Ernte zweier größtenteils in und bei New York verbrachten Emigrationsjahrzehnte eine Tendenz vertritt, die oft gerade jüdischen Kritikern im Christentum zu fehlen scheint: Erlösung und Heiligung der Welt (nicht nur der ‚Seele‘), der „Zivilisation“, der öffentlichen Ordnung — bis ins Biologische hinein, dessen stets wachsender Gefährdung durch chemische Lebensmittelenaturierung und Atomabfälle zwei der aufrüttelndsten Studien dieses Bandes gelten.

Auch was darin sonst über Ehe und Familie, über Kirche und Staat (speziell Österreichs) über ältere und neueste Geschichte zu lesen ist, wird gewiß jeden anregen, wenn auch häufig zum Widerspruch. Dies am meisten wohl die Ausführungen zur Mario- und ‚Josephologie‘, deren allzu „spekulative Theologie“ (S. 15) durch Steinwürfe aus dem Glashaushaus gegen „den leeren Ehrgeiz von ‚Laientheologen‘, die es den allein echten berufenen Theologen gleichtun wollen“ (S. 94), nicht annehmbarer wird, auch wenn man Winter zugutehält, daß er nicht über den eignen Schatten springen kann: Er hat sich in früheren Publikationen (bes. Die Sozialmetaphysik der Scholastik, Wien 1929) auf einen so verstümmelten Begriff von ‚Theologie i. e. S.‘ — als bloßer unkritischer Systematisierung der Heilslehre durch Berufsseelsorger, unabhängig von wirklicher Tatsachengemäßheit ihrer Aussagen — festgelegt, daß ihm als berufener Theologe nur

noch der ordinierte Kleriker gilt, Justin und Clemens aber. Abälard und Thomas More, Péguy und Barth in ecclesia zu schweigen haben — und aus eindeutig anders gemeinten Äußerungen Pius' XII. in seiner Bibelenzyklika gar noch Bestätigungen dieses ‚Methodendualismus‘ herausgelesen werden (S. 95 und 294 ff.).

Was nun Winters bibelkritisches und urkirchenhistorisches Anliegen betrifft, so hat er der alten Unterscheidung (Loisys) zwischen dem ursprünglich von Jesus proklamierten ‚Reich‘ und der dann allein davon übriggebliebenen ‚Kirche‘ (vgl. Peterson, Theolog. Traktate, S. 411 ff.) einen ungewohnten Aspekt abgewonnen: Die (kritisch ‚gercinigte‘) Bergpredigt habe das ‚Reich‘, Jesu ‚Politeia‘, als „Idael des kleinen Lebens auf die Ehe, die Familie, den kleinen Besitz, die selbstgenügsame Wirtschaft gestellt“ (S. 144, mit Zitat von Mt 6. 24—34 als Beleg); aber: „diese Idee scheiterte... an dem Zusammenspiel zwischen dem Unverständnis der Apostel und der Gegnerschaft Israels“ (S. 150). Und darum „folgte auf die *Reichsgründung*, mit der Christus seine öffentliche Wirksamkeit begann, die *Kirchenstiftung*, mit der er sie abschloß“ (S. 141); dergestalt, „daß dieser evangelische Dualismus in eigenartiger Weise den platonischen Dualismus von Utopie und Empirie (‚*Politeia*‘ und ‚*Nomoi*‘) wiederholt“ (S. 142). Dieser durchaus diskutable Problemansatz, der nicht zufällig mit verdient positiver Würdigung des von den bloßen Schreibtisch-‚Theologen‘ noch immer verkannten Werkes von J. Pickl, *Messias König Jesus* (München 1934) zusammengeht (S. 91 f.), wird nun freilich von Winter verschüttet unter einem wahren Wust von immer fragwürdigeren Behauptungen und Hypothesen. Aus der äußeren Unterscheidung der beiden Jakobus im Apostelkollegium als ‚maior‘ (der Zebedaide) und ‚minor‘ (der Alphäus-Sohn und, so meinen wir mit der Überlieferung, ‚Herrenbruder‘, d. h. Vetter Jesu) spinnt Winter eine sadduzäisch-‚großjakobäische‘ neben einer pharisäisch-‚kleinjakobäischen‘ Richtung in der Urkirche heraus, läßt jene ‚sadduzäische‘ Richtung als solche auch heidenchristliche, ja antijüdische Tendenzen haben und ihren Führer, ‚Jakobus, den Großen‘ (!), ein ‚Evangelium nach (Proto-)Matthäus‘ inspirieren, das aus dem wirklichen durch Streichung all der Züge gewonnen wird, durch die es — wie das ganze Neue Testament! — das unverlierbare Erbe Israels betont. So wenig diese nur zu bekannte ‚kritische Methode‘ zur Gewinnung eines für die Fassungsbereitschaft des Deuters widerspruchsfreien Textes ernstnehmbar ist, so sehr möchte man wünschen, daß sein Grundanliegen aufgenommen und — behutsamer als von ihm — dem ökumenischen Gespräch nutzbar gemacht werde.

Robert L. P. Milburn: Auf daß erfüllt werde... Frühchristliche Geschichtsdeutung. München 1956. Chr. Kaiser Verlag. 246 Seiten.

Als das Verdienst dieses Buches kann man anerkennen, daß es einem breiteren Publikum — unter Berücksichtigung der Vorurteile des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die ja noch keineswegs überall verschwunden sind, — eine allgemein gehaltene und allgemeinverständliche Einführung in die zugänglicheren Aspekte althristlicher Geschichtsbetrachtung und Geschichtsdarstellung des 2. bis 5. Jahrhunderts bietet, wobei am kongenialsten der Kirchenhistoriker Euseb von Cäsarea und seine Fortsetzer behandelt sind, ganz annehmbar auch das Geschichtsdenken Origenes' und das Augustins. Die eigentliche Aufgabe aber, die zu lösen der Titel verspricht, ist völlig verfehlt. Vor lauter apologetischem Bemühen, das urchristliche Geschichtsverständnis vor dem unzuständigen Richterstuhl moderner Historiographie zu rechtfertigen, wird alles, was von neutestamentlicher Geschichtsauffassung bei apostolischen Vätern und Alexandrinern immerhin noch nachwirkte, völlig vernachlässigt, insbesondere der Ausblick auf die endzeitliche Versöhnung von Kirche und Synagoge, selbst bei Barnabas (S. 42), wird ein völlig verwaschener Begriff von ‚Mythus‘ eingeführt (S. 40), unter-

bleibt jede brauchbare Konfrontation christlichen und jüdischen Geschichtsdenkens (S. 50) und werden infolgedessen auch grundlegende Unterscheidungen wie die zwischen Typologie und Allegorese unterlassen (S. 62 ff.). Man fragt sich vergebens, warum ein so durch und durch gestriges Buch, das — bei aller anerkennenswerten Zurückhaltung etwa in der protestantischen Polemik gegen die *Assumptio Mariae* — zur heutigen brennenden Problematik frühchristlichen Geschichtsverstehens wirklich nichts zu sagen hat (und nicht einmal zuverlässig in Einzelangaben ist, wie etwa Nachprüfung dessen erweist, was von S. 97 durch Anm. 40 belegt werden soll, aber nicht belegt wird!), eigens aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt werden und in solch angesehenem Verlag erscheinen mußte? Wie viel nötiger wäre so manches andre!

Jan Dobraczynski: Das Heilige Schwert. Ein Paulus-Roman. Heidelberg 1956. F. H. Kerle Verlag. 359 Seiten.

Wir zeigen diesen uns zugegangenen polnisch-christlichen Paulus-Roman hier ebenso an wie seinerzeit (8/9, S. 29) den an sich bedeutenderen und der geschichtlichen Wirklichkeit näheren jüdischen von Schalom Asch, weil es für den Rundbriefleserkreis nicht belanglos sein dürfte, zu erfahren, in welcher Form hier das christlich-jüdische Verhältnis einem breiteren deutschen Leserkreis vorgetragen wird. Dazu kann bemerkt werden, daß Dobraczynski auf seine Weise redlich bemüht ist, etwa den Ausführungen Röm 9–11 gerecht zu werden, wenn er ihnen auch einen sentimental-patriotischen Hintergrund gibt, der mehr ins 19. als in 1. Jahrhundert paßt (S. 53). Auch sonst sind es die Anachronismen und die mangelnde Kenntnis der geschichtlichen Wirklichkeit, etwa, wenn lange nach den Funden der Synagogen-Gemälde von Dura-Europos dem Paulus im Roman aus der Tolerierung eines Menschen-Abbilds von „gesetzstreu“ Seite ein Strick gedreht wird (S. 217 ff.), wodurch der wirklich informierende Wert einer solchen Romanbiographie gefährdet wird; vollends, wenn das bis zu Sätzen Pauli führt, wie: „Es gibt keine Heilige Stadt“, — wo er vom ‚himmlischen Jerusalem‘ gesprochen haben würde (S. 83). So kann man nur hoffen, daß etwaige Leser von der vielfach irreführenden Lektüre des sicherlich gutgemeinten Romans zum Weiterschreiten darüberhinaus in Richtung der geschichtlichen Wirklichkeit des Apostels bewogen werden, dessen Größe und Weite Größeren als diesem Erzähler zu gewaltig war, um auch nur annähernd erfaßt und nicht in irgend ein Prokrustesbett eigener Enge gepreßt zu werden: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“

Karl Stürmer: Auferstehung und Erwählung. Die doppelte Ausrichtung der Paulinischen Verkündigung. Gütersloh 1953. C. Bertelsmann. 200 Seiten.

Heinrich Karp: Probleme altchristlicher Anthropologie. Ebda. 1950. 256 Seiten.

Die versöhnende „*Einheit* der Paulinischen Verkündigung“ von der göttlichen *Gnaden-Wahl* als ewiger *Begründung* und der *Auferweckung* Jesu Christi (sowie der Seinen) als ewiger *Vollendung* des in ihm zentrierten (jetzt noch verhüllten, bei Seiner Parusie offenkundig werdenden) Heilsratschlusses ist der Gegenstand von Stürmers wertvoller Arbeit. Sie zeigt, daß die judaistische und die hellenistische, die ‚juridische‘ und die ‚mystische‘ Ausrichtung der Paulusbrieve nicht ein unverbundenen Neben- oder gar Gegeneinander bilden, sondern zu einem ganz neuen Dritten verbunden sind; dieses „vereinigt beide Elemente und ist doch kein Kompromiß“ (S. 186). Das wird an zahlreichen Einzelthemen näher ausgeführt; besonders fesselnd in dem Abschnitt über „Die Hoffnung“ an dem Gegensatz zwischen jüdischer Auferstehungs- und griechischer Unsterblichkeitserwartung, woraus bei Paulus ein „mit Christus“ — schon jetzt — Gestorben-

und Auferstandensein wird, das eine Gemeinschaft begründet, die auch das (vorläufige) ‚Entschlafen‘ nicht zu zerreißten vermag. Es ist sehr verdienstlich, daß gegenüber einem falschen Radikalismus, der so häufig nur eine der beiden Linien bei Paulus wahrhaben will, hier beide gleichmäßig anerkannt, aber auch beide in ihrer Einseitigkeit vom Glauben her überwunden gezeigt werden, so daß man das Werk — trotz der etwas überkritischen Einstellung in Autorschaftsfragen — nur nachdrücklich empfehlen kann.

Ähnlich schätzenswert ist auch Karp's Versuch, die Auseinandersetzung zwischen biblischem und griechischem Denken in der Anthropologie der frühen Väterzeit zu verfolgen, besonders bei Tertullian, Klemens v. Al., Laktanz, Arnobius und Origenes. (Ein Schlußausblick gilt Augustin.) Es wird deutlich, „wie viel gerade das Alte Testament dazu beigetragen hat, die Christenheit vor einer noch weitergehenden Verachtung des Leibes zu bewahren als der, die sich ohnehin breitmachte (S. 237), seit man (platonisch) fertig brachte, „den Dualismus von Leib und Seele, den Aristoteles im Grunde überwunden hatte, wieder einzuführen“ (S. 232). So berühren sich diese beiden Bände der von A. Schlatter begründeten Sammlung ‚Beiträge zur Förderung christlicher Theologie‘ in ihren Ergebnissen mit den an anderer Stelle dieses Rundbriefs von uns referierten Befunden von Boman, Tresmontant und Tillich (vgl. S. 105).

Hermann Diem: Theologie als kirchliche Wissenschaft. Chr. Kaiser Verlag, München, Band I: Exegese und Historie 1951. 280 Seiten. Band II: Dogmatik 1955. 318 Seiten.

Jean-Louis Leuba: Institution und Ereignis. Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Arten von Gottes Wirken nach dem Neuen Testament. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 1957. 144 Seiten.

Wenn Juden und Christen, unter letzteren dann wieder Katholiken und Protestanten, miteinander sinnvoll sprechen wollen, dann brauchen sie Bücher, aus denen man sich ohne allzu großen Zeitaufwand über den Stand der Probleme innerhalb der Glaubensgemeinschaften und zwischen ihnen unterrichten kann. Unter diesem Gesichtspunkt meinen wir auch hier auf das bemerkenswert ungeschminkte Bild hinweisen zu sollen, das die theologische Einführung des Pfarrers und Professors Hermann Diem (Tübingen) von der innerprotestantischen Situation der ‚Gottesgelehrsamkeit‘ und ihren fast ausweglosen Gesprächsschwierigkeiten zwischen den Schulen und Methoden gibt (II, 39, 59, 74!) — wie auch von der heute aktuellen Form ‚evangelischen‘ Protests gegen die römische Kirche, welchen Diem geradezu zum Ausgangspunkt seiner gesamten Darstellung macht (I, 15 ff.; II, 7 f.), ohne darum etwa am sachbestimmten Gespräch mit der katholischen Theologie — zum Unterschied von unsadlicher ‚irenistischer‘ Stimmungsmache (I, 266 f.) — zu verzweifeln (vgl. I, 265 f.; II, 303!). Wir können uns hier bei seinem Beitrag zu diesem Gespräch nicht lange aufhalten. (Soweit er schon im I. Band erfolgte, ist er resümiert in der Herder-Korrespondenz VII, S. 136 ff.: „Korrektiv als Fundament?“) Aber es scheint uns doch vermerkt werden zu müssen, wie wenig Diem trotz gelegentlicher Klagen über das frühkatholische Abweichen „vom jüdisch-christlichen zum griechischen Lehrbegriff“ (II, 302) oder über mangelnde Ernstnahme des Alten Testaments im Rahmen der römisch-katholischen Position Heinrich Schliers (II, 46) seinerseits hinter „die Offenbarung Gottes in Jesus Christus“ bzw. „die Schriften des Neuen Testaments“ als Ur-Faktum und Ur-Quellen aller Theologie zurückfragt (I, 57), obwohl doch Jesus und seine Jünger gerade nicht einen nach rückwärts unverbundenen Ursprung repräsentieren, sondern Gottes Offenbarung — Geheiß und Verheißung! — vom Sinai erfüllt zeigen wollten. Natürlich leugnet das Diem nicht, betont sogar trefend (gegen Kümmel) die Echtheit von Jesu Wort zu Ehren der Cathedra Moysis (II, 140), findet aber dann die Kontinuität zwischen Altem und Neuem Gottesvolk nur in der

sich ohne sichtbaren Garanten für den gläubigen Hörer evident selbst verbürgenden Übereinstimmung zwischen alt- und neutestamentlichen Reden Gottes.

Demgegenüber hat nun das Buch des früheren Pfarrers und jetzigen Professors *Leuba* (Neuchâtel) gerade auch den ergänzenden Aspekt der institutionellen Kontinuität im Neuen Bunde und vom Alten her herausgearbeitet — und damit die ungeheure Bedeutung der Jerusalemer Urgemeinde, welche diese Kontinuität bis zur (sadduzäisch verschuldeten) Ermordung ihres (dort als Nachfolger des nach Rom geflüchteten Simon Petrus wirkenden) Bischofs Jakobus Alphaei verbürgte. *Leuba* zeigt, wie gehorsames Hören auf Gottes Wort weder Jesu noch seiner Jünger institutionell kontinuierlich verbürgende Davidsohnschaft und Altisraelverbundenheit zugunsten seiner ‚senkrecht von oben‘ konstituierten Menschensohnschaft und der paulinischen Herzugewinnung einer spiritualen Heidenchristenheit verdrängen darf (ebensowenig aber ‚katholizistisch‘ diese durch jene!). Vielmehr ist die „ungetrennte und unvermischte“ Einheit des Davidsohns mit dem ‚Menschensohn‘ in der Person Jesu, des erneuerten Alt-Israel mit der neu gewonnenen ‚Kirche aus den Heiden‘ im „Handschatz der Gemeinschaft“ zwischen Jakobus und Paulus auf dem ‚Apostelkonzil‘ wahrzunehmen (Gal 2, 9; vgl. Apg 15, 12 ff.; 21, 18 ff.) und als Vorbild jener endzeitlichen Einung zu betrachten, die uns verheißen ist, wenn „die Fülle der Heiden eingetreten und so ganz Israel gerettet werden wird“ (Röm 11, 25 f.). Jedenfalls aber sollte Leubas Buch in allen Lagern gründlich studiert werden (näheres dazu HK VI, 15 f.: Hierarchische ‚Institution‘ und prophetisches ‚Ereignis‘) und dann den Ausgangspunkt einer wesentlich liebevolleren Versenkung in das Erbe der ‚Jakobus-Kirche‘ bilden, als bisher üblich war, weil man nur Pauli Gegensatz zu den Eiferern in ihr ernstnahm, nicht seine dennoch geglückte Versöhnung mit ihrem Wortführer, dem ehrwürdigen ‚Herren-Bruder‘ (dazu, vgl. ‚Paulinismus und Judentum‘, FR 17/24!).

Thorleif Boman: Das hebräische Denken im Vergleich mit dem griechischen. Göttingen 1954, Vandenhoeck & Ruprecht. 186 Seiten.

Claude Tresmontant: Biblisches Denken und hellenische Überlieferung. Ein Versuch. Düsseldorf 1956, Patmos Verlag. 190 Seiten.

Gegen das ‚geschichtslose‘, ‚verräumlichende‘ und dadurch unelendige Denken der griechischen Philosophie und der in ihrer Begriffssprache formulierten patristischen (vollends scholastischen) Theologie, mit ihrem „starren Sein“ das lebendige Geschehen auszuspielen, das in der existentiellen biblischen Offenbarung bezeugt werde, ist seit einigen Jahrzehnten eine Tendenz, die sich stets wachsender Beliebtheit erfreut. Was daran ist, wie weit Juden und Griechen in verschiedener Sprache Verschiedenes (oder nur verschiedene Aspekte desselben) aussagen, das untersuchen die beiden hier zu besprechenden Werke.

Boman erweist von sehr eingehenden Analysen der Sprache und des Stils aus, daß der Grieche (bzw. Indoeuropäer) vorwiegend von der visuellen Einsicht ausgeht, daher das im Raum ruhend Ausgedehnte auffaßt, logisch und harmonisch zusammenordnet und als im Grunde statisches Sein (hinter wechselnden Symbolen) begreift. Der Jude dagegen (bzw. Semit) setzt bei dem „Tun und Hören“ ein (Ex 24, 7), das sich in der Zeitfolge abspielt, psychologisch verstanden (und durchlitten) und auf letzte Ursachen und endliche Ziele hin bedacht wird. Die einzelnen Analysen sind äußerst lehrreich, besonders etwa des ausgeprägten Werde- und Wirkenscharakters im hebräischen Verbum (S. 18 ff.), der „unanschaulichen“ Schilderungen, welche nicht ‚Bilder‘ reproduzieren, sondern Eigenschaften und Kräfte des Beschriebenen aufzählen (und durch Vergleich verdeutlichen) wollen, z. B. im Hohenlied (S. 62 ff.; genau so gut hätte mit der ja urjüdischen Apokalypse exemplifiziert werden können) und der

nicht linearen oder zyklischen, sondern rhythmischen Zeitauffassung der Hebräer (S. 114 ff.); deren hier erwachsende „musikalische“ Motivenwiederholung bei Kompositionen größerer Einheiten wohl noch wesentlich weiter verfolgt werden könnte, als S. 164 f. geschieht. Die klar herausgearbeitete hebräische Betrachtungsweise des Vergangenen als „vor“, des Künftigen als „hinter“ uns befindlich, wird trotz den deutschen Wendungen von unseren schon dahingegangenen „Vorfahren“ und den uns noch folgenden „Nachkommen“ dem abendländischen Denker nicht leicht mitvollziehbar sein; für uns geht nun einmal der *Blick nach vorn* im Raume, dorthin, wo ich hingehen will und „zukünftig“ zu sein gedanke; für den Hebräer in der *Zeit* dorthin, wo die Altvordere „vor“ ihm gewesen sind, — während unsichtbar hinter ihm die „Nachfahren“ ihres Auftritts harren, die einst dem Wege, den er ihnen jetzt — hinter den Ahnen her — vorausgeht, folgen oder von ihm abweichen werden, bis einst der ‚hinterste Tag‘ (wir sagen: der Jüngste) die Reihe beendet, alles ans Ziel gebracht hat. Sind die Letzten eines Volkes (eventuell nach Umkehr von einem Irrweg) schließlich an einem solchen Ziel, auf das hin die Vorfäter ihnen einst voranwanderten, so ist mit ihnen das Volk als ganzes dort angelangt. In diesem Sinne ist es „ganz israelitisch“ gedacht, wenn der Apostel behauptet, daß, wenn die Juden sich einmal bekehren, ganz Israel gerettet werden würde (Rö 11, 26)* (S. 119).

Hier wird zugleich deutlich wahrnehmbar: Das hebräische — besser nun: das biblische — Denken kennt keine logische Folgerichtigkeit des Geschehens, kraft welcher z. B. notwendigerweise die böse Tat fortzeugend stets Böses gebären müßte; sondern die Bibel kennt eine Umkehr des Sünders, sie kennt Freiheit, sie kennt echte Schöpfung von Neuem durch den Schöpfer. Und damit sind wir schon bei dem Hauptanliegen des andern hier anzudeutenden Werkes, dessen von Tresmontant. Hier geht es nicht mehr in erster Linie um die sprachliche Form, in der die biblische Offenbarung uns dargeboten ist, vielmehr um ihren gedanklichen Gehalt, der allerdings in ihr die für ihn bestgeeignete Form gefunden hat. Während Platon und Plotin unsere körperliche Welt nur als Resultat eines Sturzes, eines Abfalls des reinen Geistes von sich selbst begreifen können (beider Schülerin Simone Weil betont immer wieder, daß die „Schöpfung“ etwas sei, was man Gott verzeihen müsse), bezeugt die Bibel einen Gott, der sich schaffend „Götter“ gesellt, Wesen, die auch ihrerseits wieder freie Schöpfer sind. Als Philosoph sei zu solcher Konzeption erst *Bergson* unter Zerbrechen kartesisch-kantianischer Gedankenfesseln wieder hindurchgestoßen (obwohl er selbst noch nicht ganz vom Neuplatonismus genesen sei, wie fast überscharf S. 112 betont, S. 175 ff. maßvoller dargelegt wird); nach ihm habe *Blondel* „mit seiner Metaphysik des Denkens und der Tat die biblische Metaphysik wieder entdeckt“ (S. 134). Da außerdem auch noch *Lavelle* hier zu nennen gewesen wäre, fragt sich der Leser deutscher Zunge beschämt, wie lange wir wohl noch warten müssen, bis wenigstens alle Hauptwerke dieser fruchtbaren französischen Philosophen deutsch vorliegen und gebührend gewürdigt werden, was wohl wichtiger wäre als das immer leerer laufende Nachplappern und Analysieren des jeweils neuesten oder sogar noch des vorgestrigen Tiefsinns aus der Feder des Freiburger „Denkers in dürrer Zeit“, der es unsern zeitgenössischen Theologen so vielfach angetan hat.

Gerade wer Tresmontants „biblisches Denken“ so ernst nimmt und ernstgenommen wünscht, wie wir es tun, der wird ihm gegenüber nun auch kritisch nach der Reichweite seiner Befunde fragen müssen; wobei auch seine — bisher leider nur französisch vorliegenden — *Etudes de métaphysique biblique* (Paris 1955) heranzuziehen sind.

Der eine Grundgedanke, den Tresmontant gegen die ewige Gnosis — von Marcion und Mani bis zu Hegel und S. Weil — als biblisch herausstellt, wurde schon erwähnt: Die Schöpfung ist von Anfang an „sehr gut“, nicht Selbstabfall der reinen Gottheit.

Der zweite Gedanke ist ebenso unbestreitbar biblisch: Gott hat nicht wie ein menschlicher Handwerker eine ihm vorgegebene fremde (ev. von ihm entfremdete) Materie-Substanz geformt, um diese Welt zu „bilden“ oder zu „fertigen“; Gott ist vielmehr ihr wirklicher Schöpfer aus nichts, und die Materie ist — gut aristotelisch-thomistisch — „keine Substanz, sondern ein metaphysischer Gesichtspunkt am Konkreten“ (S. 57; vgl. Etudes pp. 43 ss.).

Ebendarum ist nun drittens nicht etwa die Materie böse und der reine „Geist“ allein gut; so sehr, um den „Gedanken, daß es böse Engel geben könne“ schlechthin zum „Widersinn“ zu machen (S. 114, wie z. B. bei dem platonisch infizierten P. Sertillanges OP in seinem sonst so schönen Thomas-Buch, S. 777 und S. 911, von mir kritisch beleuchtet in „Gott u. d. Geschichte“, S. 93 ff.).

Auch noch, wenn nun viertens gezeigt wird, daß die *Wendung* von den „Werken des Fleisches“, zu denen des Gottesgeistes im biblischen Sinne völlig von der gnostizistischen *Abwendung* von der materiellen Welt verschieden ist (S. 126 f.), kann man Tresmontant zustimmen. Wenn er aber von da aus zu der Behauptung weiterschreitet, die neutestamentliche Metanoia sei „etwas ganz anderes als ‚Bekehrung‘ oder ‚Buße‘ wie man gewöhnlich übersetzt“ (S. 158), vielmehr eine „Neuerung des Intellekts“, dann verkennt er (allzu ‚hellenisch‘, will uns scheinen), daß die jüdische Teschubah, die Ganz-Umkehr vom Irrweg in die Gottferne auf den rechten Weg der Imitatio Dei gemeint ist, die weit über ein bloßes intellektuelles Umdenken hinausgeht.

Überhaupt haben wir, wenn allzu direkt der hellenischen eine „biblische Metaphysik“ (!) gegenübergestellt werden soll, die noch dazu besser mit der neuesten Natur- und Seelenforschung vereinbar sei, trotz glänzenden Einzelanalysen (etwa Etudes, p. 15 s. der psychopathologischen Korrelate zum Gnostizismus) das ernste Bedenken, ob hier nicht z. T. der bloße Pendelausschlag ins Gegenextrem unserer Denkgewohnheiten vorliege (etwa schon, wenn mit Bergson, S. 32, „in der Zeit das fortschreitende Wachstum des Absoluten“ gesehen werden soll, was doch wohl ein Selbstwiderspruch wäre).

Solche Bedenken verringern freilich nicht, sie erhöhen nur das Interesse an gründlicher Weiterverfolgung der tiefen und fruchtbaren Gedanken, die Tresmontant der Bibel entnimmt. Dabei sollte immer wieder auch auf Boman zurückgegriffen werden, der diesseits aller spekulativen Festlegung auf ein „biblisches System“ die sprachphänomenologischen Voraussetzungen klärt, von denen aus das biblische Weltbild dem griechischen gegenübertritt. Daß dabei beider relatives Recht herausgearbeitet wird, ist besonders zu begrüßen (angesichts der eingangs erwähnten Einseitigkeiten). Gerade zusammengenommen scheinen uns beide Bücher einen Weg zu zeigen, auf dem das Hin- und Herübersetzen zwischen der ontologischen Sprache der griechischen Denker und der deontologischen der biblischen Propheten bewußter und mit mehr Erfolgsaussicht als bisher für das Erkennen der ganzen Wirklichkeit angegangen und so auch dem Verständnis zwischen Altem und Neuem Gottesvolk, ihrer wechselweisen Befruchtung, gedient werden könnte.

Paul Tillich: Biblische Religion und die Frage nach dem Sein. Stuttgart 1956. Evangelisches Verlagswerk. 74 Seiten.

„Gegen Pascal sage ich: Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und der Gott der Philosophen ist der gleiche Gott.“ Das ist der Satz, in den der großangelegte Gegenangriff ausmündet, den Tillich in diesem ungemein klar und konzentriert geschriebenen Büchlein wider die seit Pascal und Kierkegaard aufgekommene These führt, die sich heute bei ausgesprochen existentialistischen Denkern ganz offener, auch bei manchen Katholiken aber mehr oder minder unverhohlener Zustimmung erfreut, wonach die offenbarte Religion des wahren Gottes mit der ontologischen Wahrheitssuche der Philosophie unvereinbar wäre.

„Biblische Religion“ zunächst bestimmt Tillich als die menschliche Antwort auf Gottes Offenbarung, Philosophie als „jenes erkennende Bemühen, in dem es um die Frage nad: dem Sein geht“ (S. 14). Als solche ist sie „keine Angelegenheit der Neigung oder Abneigung“, vielmehr „eine Angelegenheit des Menschen als Menschen; denn der Mensch ist *das Seiende*, das die Frage nach dem Sein stellt“ (S. 16). Und zwar, weil wir „eine Mischung von Sein und Nicht-Sein“, weil „wir endlich sind“ (S. 19) und „nach einer Seinsform verlangen, die über das Nicht-Sein in uns selbst und in unserer Welt triumphiert“ (S. 21). Solche Frage nun „entsteht nicht durch ein theoretisches Interesse, das absieht von der Totalität menschlichen Seins, sondern“ aus der Verbindung von Leidenschaft und Denken, die erst den Philosophen groß macht: „Seine Existenz ist in sein Fragen mit einbezogen“ (S. 25).

Wird hier und auch weiterhin Philosophie bewußt sehr allgemein begriffen, diesseits der in ihr aufgetretenen Unterscheidungen („das Sein als solches hat weder statische noch dynamische Wesenszüge“, heißt es etwa zu dem Einwand: „Ein statisches Letztes und der lebendige Gott sind offensichtlich unvereinbar“ (S. 23), so ist demgegenüber die *biblische Religion* für Tillich von vornherein als die *christliche* (in seiner Sicht ihrer *protestantischen* Ausprägung) spezifiziert. Nach sehr schönen Ausführungen über den einzigartigen ‚Personalismus‘ der biblischen Religion werden als dessen Manifestationen gleichermaßen Schöpfungslehre, Christologie und Eschatologie gekennzeichnet, deren jede zunächst mit Ontologie unvereinbar erscheint (S. 36 ff.), wird weiter dann etwa ‚Glaube‘ zunächst sehr treffend als „Akt der Selbst-Hingabe, des Gehorsams, der Zustimmung“ in untrennbarer Zusammengehörigkeit bestimmt (S. 49), gleich darauf aber behauptet, daß er sein Wesen („Ergriffensein durch das, was uns unbedingt angeht“) schon verloren habe, wo vom „Glauben der Kirche“, vom „Glauben, der geglaubt wird“, die Rede sei (S. 50). So kommt es denn auch zu der etwas seltsamen Formulierung, der Glaube sei „protestantisch dem Wesen nach, ganz gleich, ob er in der protestantischen oder der biblischen Religion erscheint“ (S. 55), wo es gewiß objektiver gewesen wäre, etwa zu schreiben: Der Glaube erschöpft sich niemals in der Zustimmung zu außerpersonalen Gewissheiten, sondern behält seinen Wagnis-Charakter in jeder der verschiedenen Ausprägungen der biblischen Religion, — wenn auch mit charakteristisch verschiedenen Akzenten als jüdischer, katholischer oder evangelischer.

Unbeschadet dessen, daß so in vielen Einzelheiten von andern Glaubens- und Denkansätzen her Tillichs Aussagen revisionsbedürftig erscheinen, liegt das Epochemachende seines Werkes u. E. darin, daß gerade von seinem, extrem ‚dynamistischen‘ und radikal protestantischen Standort aus nun endlich auch einmal dem törichten und gefährlichen Ausspielen des biblischen Denkens gegen das griechische Einhalt geboten wird. (Nachdem schon Boman Analyse der hebräischen und der griechischen Sprache Ähnliches leistete.) Das christlich-jüdische Gespräch jedenfalls braucht mit dem bei manchen so beliebten Ausspielen des ‚Gottes der Bibel‘ gegen den ‚Gott der Philosophen‘ nun wirklich nicht länger belastet zu werden. Das ist Tillichs Verdienst. K. Th.

Bibliographische Notizen

Ben Chorin, Schalom: Das Evangelium in jüdischer und griechischer Sicht; in: *Judaica*, Dezember 1956 (12, 4), S. 247 bis 252.

Nach durchaus treffender Kritik der ‚sensationellen‘ Jesus-Romane von Robert Graves (mit Joshua Podro) und von Nika Kazantzakis (‚Die letzte Versuchung‘), versteigt sich B. leider zu der Behauptung, in dergleichen liege ein letzter „Beweis dafür, daß das griechische, hellenistische — eben *Anti-hebräische-Denken*, Gestalt und Botschaft des Erzjuden Jesus von Nazareth nicht rezipieren konnte“ noch könne, — wie schon an Pauli ‚Bearbeitung für Griechen‘ und der ‚Lo-

goisierung Jesu durch Johannes' erhelle; zu einem Zeitpunkt, wo ein Leo Baeck das Jüdische am Paulinismus wiederentdeckte (The fait of Paul; in: The Journal of Jewish Studies III, 3; 1952) und die Qumran-Funde Johannes' Wurzeln in jüdischer Tradition erwiesen, sollte das jüdisch-christliche Gespräch nicht mehr durch so grobe Verallgemeinerungen belastet werden. (Zum sogenannten „anti“[!] -hebräischen Denken der Griechen verweisen wir auf die Besprechungen der Bücher von Bomann und Tillich.)

Blinzler, Josef (und **E. Stauffer**): Glaube contra Glaube. Gespräch über ein Buch; in: „Hochland“, August 1957 (47, 6).

Blinzlers von uns schon anlässlich der 1. Auflage gewürdigter „Prozeß Jesu“ (FR 16, S. 24 f.) wird hier von dem bekannten Erlanger Neutestamentler in einigen wichtigen Punkten angegriffen und vom Verfasser verteidigt. Daß er an der überholten communis opinio gegen Stauffer festhält, Jesus sei schon wegen seines Messias-Prätendententums (nicht erst wegen Inanspruchnahme der Würde des „vom Himmel her“ kommenden „Menschensohns“ der Danielprophetie) vom Synhedrium todeswürdig befunden worden (wie noch heutzutage von konsequenten jüdischen Denkern gleich Rosenzweig und Schoeps), das wird man als einen bei der Schwierigkeit der Sachfrage vielleicht auch weiterhin verständlichen Irrtum hinhemen. Daß er aber Stauffers Einwänden gegenüber seinen Standpunkt als „neutestamentlich“ festhält, wonach *alle* Synhedriumsangehörigen „nicht zum Zwecke der Rechtsfindung“ gegenüber Jesus zusammentraten (Prozeß, 1951¹, S. 61) und nicht „Glaube gegen Glaube“ gestanden habe, das kann nur bedauern, wer das Pauluszeugnis auch über diese Juden (mit Ausnahmen) voll ernstnehmen gelernt hat, „daß sie von Eifer erfüllt sind für Gott, wenn auch nicht gemäß der vollen Erkenntnis“ (Röm 10, 2). Wie Jesus in den Samaritanern, so wird der katholische Christ — gemäß *Geist und Buchstaben* des NT — in Protestanten und Juden nicht schlechthin *Un-*, sondern *Anders-*gläubige sehn; soviel sollte feststehn.

Böhm, Franz: Friede für Israel; in: „Zeitwende/Die neue Furche“, Februar 1957 (28, 2). Sonderdruck 11 Seiten.

Ein dankenswerter Versuch, im Geiste unsres vorjährigen Solidaritätsappells Verständnis dafür zu wecken, daß die Regierung Israels wagte, „seine verzweifelte Lage und seinen Daseinswillen durch eine kühne, gefährliche, beinahe vermessene Handlung der Selbsthilfe ins Bewußtsein der Welt zu rücken und insbesondere den Mitgliedern der freien Welt ihre eigene Schuld, ihren Zynismus, den Verrat an ihren eignen Parolen einsichtig zu machen“.

Buber, Martin: Der Chassidismus und der abendländische Mensch; in: „Merkur“, Oktober 1956 (X, 10), S. 933—943.

Was das Wichtigste am Chassidismus sei und warum er die heutigen Abendländer anspreche, sei seine „Tendenz, die fundamentale Scheidung zwischen dem Heiligen und dem Profanen immer mehr zu überwinden“; die eigene Heiligung liege zwar nicht in des Menschen Hand; „aber es gibt etwas ihm schöpfungsmäßig Vorbehaltenes, das eben ihm überantwortet ... wird — man nennt es die Wahl oder das Beginnen“. Der Mensch, der so wähle oder beginne, „tritt in die Heiligung ein. Das kann er aber nur, wenn er eben als Mensch beginnt und sich keine übermenschliche Heiligkeit anmaßt“. Darum sei „das biblische Gebot ‚Heilige Menschen sollt ihr Mir sein‘ chassidisch so gedeutet worden: ‚Menschlich heilig sollt ihr Mir sein‘“. — Was recht aufschlußreich ist, „Chassidische Parallelen zum NT“ hat übrigens sehr verdienstvoll *H. Sahlin* zusammengestellt in „Judaica“, Juni 1956 (12, 2).

Dotterweich, Gedo: Die Wahrheit der Bibel und das Menschenwissen; in: Werkhefte katholischer Laien, Mai 1957 (XI, 5), S. 128—129.

Gegenüber dem ohne jedes Verständnis für den der Bibel eigentümlichen Wahrheitsanspruch (nicht einer Reportage, sondern einer Geschichtsdurchleuchtung auf die Erstursächlichkeit des Geschehens hin) zusammengeschriebenen „Bestseller“ von W. Keller: „... und die Bibel hat doch recht“ verweist D. auf einige Kronzeugen für sinngemäßer Bibelerverständnis wie M. Buber, W. Warnach und R. Guardini; ein abermaliger Ausdruck des Interesses für unser Anliegen, das sich die „Werkhefte“ schon durch ausgiebige Zitate aus FR 33/36 zu eigen gemacht haben. Eine aus mehr konservativer Sicht stammende Keller-Kritik: „Hat die Bibel recht?“ ist uns auch als Sonderdruck aus „Gott im Alten Testament“ von Dr. Johannes Nicolussi (Verlag F. Rauch, Innsbruck 1957, 40 S.) zugegangen.

Ehrlich, Ernst Ludwig: Ein Beitrag zur Messiaslehre der Qumransekte; in: Ztschr. f. d. alttestamentl. Wiss. Bd. 68. 1956, S. 234—243.

E. resumiert den (noch ziemlich ungeklärten) Komplex des Vorkommens von *zwei* „Gesalbten“ („aus Israel und aus Aaron“) in den Sektentexten mit Recht etwas zurückhaltender als K. Schubert in zwei Beiträgen zum selben Thema („Judaica“ 11, 4 und 12, 1), da weder die behauptete Überordnung des „priesterlichen“ über den „königlichen“ Messias stichhaltig zu sein scheint, noch schon die Parallele mit den rabbinischen: Messias Ben Joseph und Messias Ben David erwiesen. — Eine weitere Arbeit Ehrlichs, „Der Traum im Talmud“ in der Zeitschrift f. d. neutestamentl. Wiss. Bd. 47. 1956, S. 133—145 bietet die willkommene Fortsetzung des FR 33/36, S. 55 von uns angezeigten Werkes des Verf. über den Traum im AT; bemerkenswert ist, daß im Talmud der Traum als bloßer „Abfall der Prophetie“ gilt, „ein Sechzigstel der Prophetie“, nur ausnahmsweise prophetisch.

Jocz, Jacob: „The Son of God“; in: „Judaica“, Sept. 1957 (13, 3), S. 129—142.

J., dem wir schon eine wertvolle Studie über die exegetische Problematik zwischen Kirche und Synagoge angesichts des AT in der gleichen Zeitschrift verdanken (12, 1 v. 1. März 1956), tritt hier an den zentralen Diskussionspunkt heran und zeigt, daß Saulus-Paulus Jesum nie als Herrn und Gott zu verkünden gewagt hätte, wenn dieser nicht selbst göttliche Autorität in Anspruch genommen (eben darum ja, *nicht* wegen der bloßen Messiasanwärterschaft, vom Synhedrium das Todesurteil erhalten) hätte und durch die Auferweckung vom Vater in diesem Anspruch beglaubigt worden wäre; eine treffende Bestätigung unsres im Austausch mit Ben Chorin betonten Hinweises auf das ausschlaggebende Gewicht der leibhaften Auferstehung Jesu im gesamten christlich-jüdischen Gespräch. (Vgl. FR 33/36, S. 24 f.)

Lanczkowski, Günter: Zur Unterscheidung indischen und biblischen Denkens; in: „SAECULUM“ 1957 (VIII, 2/3), S. 110—119.

Dieser Beitrag in dem neuen „Jahrbuch für Universalgeschichte“ des Münchner Alber-Verlags, das für die dringend nötige Ausweitung unseres Geschichtsverständnisses über Europa hinaus so erfolgreich wirkt, betont — in Auseinandersetzung mit einem ebenda (VII, 4; 1956, S. 369—384) erschienenen von W. Kurfel: „Indische Parallelen zum AT“ —, daß der grundlegende Unterschied zwischen der zyklischen Geschichtsvorstellung der Inder und der zielgerichteten der Bibel, die verschiedene Fragestellung: „Was will Gott?“ (biblisch) „Wie ist Gott? „Wo“ war er z. B. vor der Schöpfung?“ (indisch) den bloßen Vergleich von Einzelaussagen (die dann in Indien oft „logischer“ sind), wie Kurfel ihn bot, wenig fruchtbar erscheinen lassen.

Loewenstein, Karl: Minsk. Im Lager der deutschen Juden; in: Aus Politik und Zeitgeschehen; Beilage zur Wochen-

zeitung „Das Parlament“, 7. November 1956 (BXXXXV/56), S. 705—718. Von schätzungsweise 170 000 nach Minsk Deportierten entkamen noch 9. Der genannte Bericht ist einer der wenigen eingehenden über eines dieser Vernichtungs-Ghettos und -Lager. Er beruht auf an Ort und Stelle gemachten Notizen durch den einzigen, der von dort „in aller Form“ entlassen wurde und schildert seinen gesamten Leidensweg von seiner Verhaftung am 8. 11. 1941 bis zum 13. Mai 1942 — vor seiner Überführung nach Theresienstadt.

Merlin, Wilfried: Der Kibuz — Illusion und Wirklichkeit des Landarbeiterkollektivs in Israel; in: „Frankfurter Hefte“, Juni 1957 (12, 6), S. 387—400.

Diese aus eigener Erfahrung erwachsene, gerade darum vielleicht etwas einseitige (und in späteren Hefen der Zeitschrift inzwischen schon ergänzte) Studie unterstreicht aus der Sicht des individualistischen Westeuropäers die Problematik des engen Zusammenlebens im Kibuz, der als Notlösung entstanden und unentbehrlich gewesen, heute aber in eine schwere Krise gekommen sei, ja seinen Daseinssinn eingebüßt habe.

Muller-Duvernoy, Claude: Retour d'Israel; in: „Judaica“ Juni 1957 (13, 2), S. 99—115.

Dieser Reisebericht des welschschweizerischen Sekretärs von „Témoignage évangélique auprès du peuple d'Israel“, der mehrere Monate in einem orthodoxen Kibuz verbracht und sehr positive Eindrücke dort empfangen hat, enthält eine scharfe Absage an jede sektenhafte „Judenmission“, an deren Stelle tätige Bezeugung des eignen Glaubens (u. a. etwa durch Gründung eines „Protestantischen Kibuz“) und echte menschliche Begegnung treten müsse: „Es genügt nicht, Israel zu lieben, man muß es auch kennen“ (S. 111).

Pákozdy, Ladislaus M. v.: Die Deutung des Tetragramms in Exodus 3, 14; in: „Judaica“ Dez. 1955 (11, 4), S. 193—216.

Ein dem Ungarischen Bibelrat auf Ansuchen bei Vorbereitung einer neuen Bibelausgabe erstattetes Votum für die Wiedergabe der göttlichen Namensinterpretation am Brennenden Dornbusch statt durch das meist übliche: „Ich bin, der Ich bin“, durch das „dynamischere“: „Ich werde sein, der Ich sein werde“. (Wozu K. Schubert in „Judaica“ 12, 4, S. 197 treffend bemerkt, daß beide Übersetzungen richtig sind.) Biblisch ist Gottes Selbstoffenbarung zunächst die eines nicht magisch zwingbaren frei Wirkenden und „Kommenden“. (Wie es schon Johannes bezeugt: Apokal 1, 4, 8 und wie es dem Exodus-„Gegenstück“ der Namensoffenbarung entspricht: 33, 19; 34, 6.) Es ist erfreulich, Haags Bibel-Lexikon (unter „Jahwe III“) zu entnehmen, daß dieses Verständnis sich auch auf katholischer Seite durchsetzt. (Leider noch nicht in Echter- und Patloch-Bibel, worin man bei Koehlers Lexikon stehen bleibt, das hier wirklich nicht der Weisheit letzter Schluß ist.)

Parkes, James: The Present state of Jewish-Christian relations; in: „Conservative Judaism“ (Winter 1956, Sonderdruck) p. 11—21.

Diese Studie des gründlichen Kenners der christlich-jüdischen Beziehungen von alters an betont, daß weder, wer christlicherseits den Juden das AT „enteignet“ (wie zuerst der Barnabasbrief), noch wer nur die Apokalyptik als geistlich lebendig im Spätjudentum gelten läßt, diesem gerecht wird, sondern nur, wer auch die großen Leistungen der rabbinischerseits gepflegten Thora-Frömmigkeit anerkennt — wie das NT!

Petersen, Herbert: Die Rettungsaktionen Schwedens im zweiten Weltkrieg; in: Aus Politik und Zeitgeschehen; Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“, 21. August 1957

(BXXXXII/57), S. 529—543. An Hand authentischen Aktenmaterials, insbesondere einem Weißbuch des schwedischen Außenministeriums, für 1956 wird hier eine Darstellung gegeben von der Rettung von etwa 19 000 Personen aus 27 verschiedenen Nationen aus den Konzentrationslagern in den letzten Kriegstagen. (Etwa 30 000 Häftlinge direkt und rund 800 000 indirekt sind durch schwedischen Einsatz während des Krieges gerettet und am Leben erhalten worden. Das. S. 543.) — „Die Befreiung von Norwegern und Dänen war von Anfang an eine klar gestellte Aufgabe der schwedischen Rettungsaktionen...“, aber die Rettung blieb nicht auf Skandinavien allein beschränkt; auch Angehörige anderer Nationen, wie Holländer, Polen, Franzosen, nicht zuletzt auch Juden wurden im zusammenbrechenden Dritten Reich von den weißen Autobussen des schwedischen Roten Kreuzes nach Schweden abgefahren. — Der Beitrag gibt eine genaue und dokumentarische Schilderung der Verhandlungen, die mit Hilfe des Grafen Bernadotte (damals Vizevorsitzender des Roten Kreuzes), Himmlers Massage-Arzt, dem finnischen Medizinalrat Felix Kersten, sowie Direktor Storch und Norbert Masur von der schwedischen Sektion des jüdischen Weltkongresses stattfanden und im schwedischen Außenministerium zusammenliefen. — Es sollte nicht vergessen werden — was nicht eigens dargestellt ist — daß die Pakete, die das schwedische Rote Kreuz mit seinen weißen Autobussen zu Hunderttausenden, u. a. z. B. auch in das KZ Ravensbrück brachte, wenn auch die SS davon nahm, doch die bis dahin noch Überlebenden schließlich vor dem Zugrundegehen gerettet hat, da in den letzten Wochen eine Nahrung fast völlig fehlte. Auch war die seelische Ermutigung, als in diesen letzten Tagen die Ausländerinnen plötzlich abgeholt wurden, ein erstes Anzeichen einer Rettung und half, mit letzten, fast erliegenden Kräften noch durchhalten zu können. G. L.

Schubert, Kurt: Das Selbstverständnis des Judentums in der rabbinischen Theologie; in: „Judaica“ Dez. 1956 (12, 4), S. 193—247.

Diese umfassende Darlegung entwickelt ihr Thema mit Recht von „Bund und Erwählung“ aus, wofür dann „das Gesetz“ Bürgschaft und Zeichen ist; sehr treffend auch die Ausführungen (S. 238 ff.) über die relative Gleichgültigkeit der christlichen Kirche in der offiziell rabbinischen innerjüdischen Sicht. (Vgl. schon Apg 5, 34 ff.)

Stadtmüller, Georg: Israel in unserm Geschichtsbild; in: „Internationales Jahrbuch für Geschichtsunterricht“ Bd. IV, Braunschweig 1955, S. 277—296.

St. begründet zunächst die Einzigkeit Israels im Alten Orient durch die „Humanisierungstendenz“ des Gesetzes (S. 283) und die „sonst unerreichbare Spiritualisierung des Gottesbegriffes“ bei den Propheten (S. 285) sowie die Proklamation des Widerstandsrechts und des messianischen Friedensideals (S. 286 ff.), beklagt dann sein Zurücktreten im Geschichtsunterricht seit Aufklärung und Neuhumanismus und fordert eine Umkehr, zu der er selbst als Sachbearbeiter in „Das Erbe des Abendlandes“ (s. o. S. 23) beigetragen hat.

Thieme, Karl: Antisemitismus, in: Lexikon für Theologie und Kirche 1, ² 1957; Kurzfassung des Aufsatzes oben S. 7 ff. — M. Noths Gesammelte Studien zum AT, in: UNA SANCTA, August 1957 (12, 3), S. 152—56. Eine grundsätzliche Äußerung im ökumenischen Dialog, die wir zusammen mit einer jüdischen Stellungnahme im nächsten Rundbrief nachzudrucken beabsichtigen.

Torrance, T. F.: Israel and the incarnation; in: „Judaica“ März 1957, S. 1—18.

Eine tiefeschürfende geschichtstheologische Studie des als Mitunterzeichner des Israel-Appells in Evanston (FR 29/32, S. 29) hervorgetretenen schottischen Theologen, mündend in die

Forderung, ganz ernst zu machen mit unserm ‚heidenchristlichen‘ Eingefropftsein als bloße Wildlinge in den edlen Oelbaum Israel (Röm 11, 16b–24).

Wagenbach, Klaus: Neuer ‚Stürmer‘, in: ‚Streit-Zeit-Schrift‘, Januar 1957 (3), S. 157–159.

Dieser Beitrag aus der uns zugegangenen satirischen Revue stellt einen (wohl etwas über-) scharfen Angriff auf die allerdings gerade in ihrer Würdigung des Jüdischen völlig überholte ‚Geistesgeschichte des antiken Christentums‘ von C. Schneider dar, worin sein ‚Frühchristentum als antisemitische Bewegung‘ (von 1939) ohne wesentliche Korrekturen eingearbeitet sei.

Wolf, Siegmund A.: Umgangssprachliche Redensarten jiddischer Herkunft; in: ‚Mitteilungen aus dem Arbeitskreis für Jiddistik‘ Juli 1957 (6), S. 83–85.

Dieser Beitrag im nun schon seit drei Jahren von Dr. habil. Franz Beranek (Butzbach, Falkensteinerstr. 4) herausgegebenen Nachrichtenblatt des AfJ bereichert unsre Kenntnis von der intensiven Befruchtung, welche gerade die blutvolle Umgangssprache des Deutschen vom Jiddischen bzw. Hebräischen her erfahren hat; etwa: „die Masche“ (jidd. mezio: Gewinn, Lösung; wohl auch: der erfolgreiche Trick); „jib ihm Saures!“ (jidd. zores: Bedrängnis, Ängste) „alles Essig!“ (jidd. chessek: Schaden, Verlust) etc. etc.

Würzburger, Karl: Das Ärgernis der Erwählung; in: ‚Quatember‘ 1956/57 (21, 3), S. 145–153.

Würzburgers Referat von der Berliner Tagung (s. o. S. 57), in dem Buber zum 80. Geburtstag gewidmeten letzten Evangelischen Jahresbrief voller gleichgestimmter Beiträge.

„New Outlook“, Tel Aviv (1/1957). Seit Juli erscheint in Israel diese neue ‚Monatszeitschrift des Nahen Ostens‘ in

englischer Sprache. Sie geht auf Bestrebungen zurück, die sich um die jüdisch-arabische Vereinigung für „Frieden und Gleichheit“ anlässlich einer Tagung im Herbst 1956 in Haifa zusammengeschlossen hatten.

Als Motto dient das Wort aus Jes 2, 4 von den Schwertern, die in Pflugscharen umgeschmiedet werden sollen. Der einleitende Aufsatz der Schriftleitung im ersten Heft weist darauf hin; es sei immer deutlicher geworden, daß der Appell an Gewalt nicht das Mittel ist, um Beziehungen zwischen Völkern zu normalisieren. Der Schriftleitung gehören Juden und Araber an und ein weiterer beratender Kreis von Persönlichkeiten aus allen Kreisen, sowie aus den verschiedensten politischen Lagern, nicht nur solche Kreise, die sich von jeher für das friedliche Zusammenleben von Juden und Arabern in Palästina bemüht haben. Die auf hohem Niveau stehende Zeitschrift behandelt auch besonders Probleme der arabischen Minderheit in Israel, sowie auch Fragen der anderen arabischen Länder, soweit sie im weiteren Sinn die Beziehungen zwischen Israel und den arabischen Staaten berühren.

Das **Leo Baeck Institute, London**, bittet uns um Aufnahme folgender Notiz:

Im Auftrage der Erben von Rabbiner Dr. Leo Baeck bereiten wir eine Veröffentlichung vor, die das Leben und Wirken des großen Sprechers der deutschen Juden würdigen soll. Wir bitten, uns zu diesem Zwecke Briefe und Dokumente, die von *Leo Baeck* geschrieben oder unterzeichnet waren, sowie Fotografien freundlichst zu überlassen, und zwar brauchen wir Material aus allen Stadien des Lebens von Dr. Baeck: aus Deutschland, aus Theresienstadt und aus der Zeit nach seiner Befreiung.

Das Material wird, sofern es dem Institut nicht geschenkt wird, nach Einsicht und eventueller Benutzung dem Besitzer zurückgegeben werden. Es ist zu senden an: Leo Baeck Institute, London Office, 8, Faifax Mansions, LONDON, N. W. 3.

20. Aus unserer Arbeit

In memoriam Dr. Leo Baeck

Die Verbundenheit mit *Dr. Leo Baeck*, die auf die schwersten Jahre der Verfolgung zurückgeht, verpflichtet auch uns zu tiefer Dankbarkeit.

Unvergesslich bleibt die hohe Würde, eine stets standhafte geistige Größe unter den demütigendsten Situationen, die Kraft und Trost ausstrahlte, wenn bei den damaligen sich immer wieder überstürzenden furchtbaren Umständen und Maßnahmen alles zusammenzubrechen drohte, sei es bei Besuchen in Berlin, in seiner Wohnung, in dem vom Chaos ungestört scheinenden Studierzimmer mit einer stets Ruhe ausströmenden Atmosphäre bis zum Tage vor seiner Deportation, sei es bei Besuchen in der Reichsvereinigung inmitten verzweifelter Menschen. Unvergesslich bleibt das Wagnis, mit dem Dr. Baeck, unter ohnehin ständiger Gefahr bei Bedrohung des Lebens noch Wege, sei es noch so armseliger Hilfe für die in die Vernichtung Gehenden ermöglichte und trotz un menschlicher Anforderung bis ins kleinste zu geben bereit war.

Nach dem Krieg kam die erste Nachricht aus dem Ausland, aus England, von ihm. Er war es, der mich 1950 mit der ersten Einladung nach Israel überraschte und im ständigen Kontakt uns mit seiner Anteilnahme an unserm Freiburger Rundbrief ermutigte und half. Es ist schwer, Worte zu finden, die den Dank auszudrücken vermöchten für das, was in den damaligen grausamen Jahren, der schließlich eigenen

Haft, zum Tiefsten gehört, was mir aus diesen Jahren als Verpflichtung und Gnade geschenkt ist und immer mit ihm verbunden bleiben wird. G. L.

Ein Heros des modernen Judentums

Von *W. R. Matthews*, Dekan von *St. Paul's*, London, über *Leo Baeck*

Dem Organ des Britischen Rundfunks, ‚The Listener‘ (LVII/1453) vom 31. 1. 1957. p. 185 f. entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung die folgende Würdigung, die der derzeitige anglikanische Dekan von St. Paul im britischen Rundfunk (dem B. B. C. Home Service) gab und bringen sie übersetzt.

Am 2. November 1956 starb in London ein Mann namens *Leo Baeck* im 84. Lebensjahr. Viele Leute mögen nie von ihm vernommen haben, denn er war eine Persönlichkeit, der nicht daran gelegen war, vor die Öffentlichkeit zu kommen, obwohl er in bestimmten Kreisen der meist zivilisierten Länder wohl bekannt war.

Ich habe die Ehre, über ihn zu sprechen, und ich hoffe, Zeugnis abzulegen, daß er sowohl ein großer wie ein guter Mensch war. Er war ein Jude, und er war nicht nur Jude, er war Rabbiner und ein eminent hebräischer Gelehrter und Theologe. Ich selbst bin Christ. Aber ich betrachte es als eine große Ehre, daß es mir erlaubt ist, ihm meinen Tribut als einem überragenden Denker und Helden eines anderen Glaubens zu zollen.

Leo Baeck verbrachte seine Kindheit in der Stadt Lissa in der deutschen Provinz Posen, wo sein Vater Rabbiner war. Es war ein Ort, in dem sich mehrere Nationen und Religionen trafen, und es gab Spannungen und Kontroversen: Polen und Deutsche, Katholiken und Protestanten, Juden und Christen, hatten mancherlei Meinungsverschiedenheiten. Vielleicht war es für den aufwachsenden Knaben im ganzen kein Nachteil, daß er an einem Mittelpunkt lebte, wo so viele Traditionen mit Nachdruck vertreten waren, denn als er erwachsen war, hatte er eine außerordentliche Gabe, Weltanschauungen und Glaubenslehren zu verstehen, die von seiner eigenen verschieden waren. Er wurde in der Schule und an der Universität mit der Gelehrsamkeit und der Kultur, sowohl jüdischer Theologen wie deutscher Historiker und Philosophen bekannt. In Berlin, wo er studierte, war er ein Lieblingsschüler des bekannten deutschen Denkers Wilhelm Dilthey, dessen Hauptinteresse die Geschichtsphilosophie war.

Das intellektuelle Werk Baecks wurde von zwei Einflüssen beherrscht, die beide seinen Geist bestimmten: Die moderne Gelehrsamkeit und der jüdische Glaube. Er brachte zur Interpretation des Judentums die Ausstattung eines Historikers und die eines Philosophen mit. Sein erstes Ergebnis seiner Studien war ein Buch über „Das Wesen des Judentums“ (1905), das in viele Sprachen übersetzt wurde und wahrscheinlich sein bedeutendstes Werk ist. Es wurde angeregt durch das, was er als eine falsche Darstellung der jüdischen Religion in dem bekannten Buch „Das Wesen des Christentums“ von dem großen protestantischen Gelehrten Adolf von Harnack ansah. Es war bezeichnend für Baeck, daß er in diesem Buch, das in seiner Anlage kontrovers war, sich nicht damit abgab, Irrtümer zurückzuweisen, vielmehr damit die Wahrheit darzulegen, die er sah, und das Verständnis zu fördern. Dies war das Ziel all seines Schreibens — das Verständnis zu fördern.

Das entscheidende Ereignis in Baecks Leben war, als er im Jahre 1912 Oberrabbiner in Berlin wurde. Nachdem er in der deutschen Armee im ersten Weltkrieg als Feldgeistlicher gedient hatte, zog er sich zu einer Arbeit in Berlin zurück und nahm führenden Anteil an den deutschen jüdischen Organisationen und allen internationalen jüdischen Angelegenheiten. Sein Ruf als geistiger Führer wuchs ständig. Sah er die Zeit der Bewährung voraus, die im Kommen war, als er in das Amt einer führenden Persönlichkeit kam? 1925, als allem äußeren Anschein nach die Aussichten hoffnungsvoll waren, scheint es, als ob er über das Märtyrertum nachgedacht habe, wie wenn es nicht weit weg liege. In einem Brief an einen Freund schrieb er:

„Wir entdecken zwei Wurzeln unseres Wesens in uns selbst. Jeder Mensch ist ein Bürger zweier Welten. Aus dieser Tatsache ergeben sich Aufgaben und Konflikte für jedes menschliche Wesen. Daraus kommt alles Märtyrertum. Der Mensch gehört der staatlichen Sphäre an und der Sphäre Gottes. Welchem Gesetz soll er gehorchen, wenn der Konflikt kommt? Es mag die Stunde kommen, da man gezwungen ist, zu optieren — für das Zeitliche oder für das Ewige. ‚Gehe weg aus deinem Lande‘, sagte Gott zu Abraham. Zu optieren, bedeutet bereit zu sein, ein Märtyrer zu werden, den Vorrang der Religion anzuerkennen und ihrer Gebote, ihren Vorrang über alles andere.“

Ich habe diesen Brief ausführlich zitiert, und er gibt den Glauben klar wieder, der Leo Baeck in der schrecklichen Verfolgung erhielt, die bald darauf ausbrechen sollte und die Art der Botschaft, die er für seine Mitleidenden hatte, damit sie fest zu stehen vermochten. Ein anderer Satz aus dem gleichen Brief zeigt, daß, ehe Hitler auf der politischen Szene erschien, Baeck die moralische Schwäche erkannt hatte, die Hitler möglich machte. Er schreibt:

„Es ist ein geistiges und ein moralisches Unglück für die Deutschen, daß so viele Menschen in führenden Positionen seit längerer Zeit nichts von den beiden Sphären wissen

und daß die Tatsache, ein Deutscher zu sein, zu einer Religion geworden ist.“

Dies ist sicher eine Lehre, die wir gut täten, uns zu eigen zu machen, gleich, ob wir Christen oder Juden sind. Das Wachstum des Antisemitismus in Deutschland und der entschiedene Versuch der Nationalsozialisten, alle Juden aus dem Reich auszuschalten, trieben Baeck nicht dazu, seine Sicherheit in der Flucht oder im Dunkeln zu suchen, sondern im Gegenteil, mehr als je wurde er die prominente jüdische Persönlichkeit und ihr treuer Vorkämpfer. Als 1933 Hitler und die Nationalsozialisten zur Macht kamen und der Antisemitismus freien Lauf hatte, das Schlimmste zu tun, nahm er den gefährlichen Posten des Präsidenten der Jüdischen Reichsvereinigung an. Von da vernahm er selbst die verzweifelte Aufgabe, mit den Tyrannen zugunsten ihrer Opfer zu verhandeln und zu retten, was von dem Wrack eines jüdischen Gemeindelebens zu retten war. Man kann sich schwer vorstellen, welch hartnäckiger Mut und welche Geduld und Schlangenklugheit notwendig waren, um bis zum Ende einen Kampf zu führen, den man niemals gewinnen konnte. Aber dies war nur ein Teil seiner Aufgabe. Die verfolgten und erschrockenen Juden brauchten Ermutigung und Stählung, um das Leid zu tragen, ohne ihren Glauben zu verraten. Die Emigration jüdischer Familien in befreundete Länder war in großem Ausmaße zu regeln und angesichts unzähliger Schwierigkeiten seitens der NS-Regierung in die Wege zu leiten, und ferner mußte man für die Erziehung jüdischer Kinder sorgen, die in Deutschland blieben und die von allen deutschen Schulen ausgeschlossen wurden. All dieses war unter beständiger Bedrohung zu tun: In der Tat war Baeck fünfmal verhaftet, ehe er schließlich in das KZ-Lager Theresienstadt kam. Es ist fast unglaublich, aber in der Tat fand er in dieser Zeit (1933—1938) und inmitten überwältigender Aufgaben noch Zeit, sich dem Studium der Evangelien zu widmen und sie mehr als einmal aus dem Hebräischen zu übersetzen, mit dem Zweck, das hebräische Element in ihnen sichtbar zu machen. Er veröffentlichte das Ergebnis seiner Studien unter dem Titel: „Das Evangelium als Urkunde der jüdischen Glaubensgeschichte“. Inmitten der dringendsten Aufgaben dieser kritischen Jahre suchte er nach einem tieferen Verständnis seiner Religion.

Als man ihn 1939 zum Präsidenten der Weltvereinigung für progressives Judentum wählte, erhielt er so eine noch mehr herausgestellte Position eines repräsentativen Juden in den Augen der Judenhasser. Im September desselben Jahres fing Hitler den Krieg an. Es ist ein Jahr voller Erinnerungen für uns alle. Doch gibt es einen Wesenszug jenes Krieges, den wir immer wieder vergessen und den wir vergessen möchten — aber zu unrecht. Das Kriegsziel des Nationalsozialismus war nicht nur die Beherrschung Europas und schließlich der Welt, sondern eines der Ziele war die Ausrottung der Juden. Inspiriert durch einen falschen Glauben an die Herren-Rasse, die, wie Baeck vorausgesehen hatte, eine Art fanatischer Religion wurde, führten sie eine systematische Abschlachtung der Juden durch mit dem Ziel, wie sie sagten, die Herren-Rasse frei von Vermischung zu halten. Wir wollen nicht bei dem Schrecken von Belsen und ähnlicher Lager verweilen. Aber wenn wir uns ihrer nicht erinnern, können wir das Leben und den Charakter Leo Baecks nicht richtig würdigen. In jenen dunklen Tagen mag er sich oft seine Überlegungen über das Märtyrertum wieder ins Gedächtnis zurückgerufen haben, über das er 1925 an seinen Freund schrieb; aber es war seine Pflicht, solange wie möglich am Leben und frei zu bleiben, um die Lager zu besuchen und die Reste des jüdischen Volkes zusammenzuhalten. Diese qualvolle Freiheit konnte nicht andauern. Es ist vielleicht überraschend, daß sie so lange währte, bis Januar 1943. Fast 70 Jahre alt, wurde Baeck wieder verhaftet und in das KZ-Lager für Juden nach Theresienstadt geschickt, ein Lager, aus dem es keine Befreiung außer dem Grab zu geben schien. Die Autoritäten schienen erkannt zu haben, daß Baeck eine Persönlichkeit war und machten ihn

zu einem Mitglied des sogenannten Rates der Älteren, einer Selbstverwaltung, die teils ein Schaustück zur Täuschung neutraler Länder war und teils dazu diente, Ordnung unter den Gefangenen zu halten. Baeck und andere bekannte und ältere Gefangenen mußten harte und degradierende Arbeit tun, wie z. B. Wagen ziehen, als ob sie Lasttiere wären. Von Zeit zu Zeit wurden Schübe von Gefangenen in Güterwagen hinweggeführt, und man hörte niemals wieder von ihnen. Der schreckliche Betrieb hielt so an. Der alte Mann aber gab niemals der Verzweiflung Raum. Er war Seelsorger für seine grausam zusammengepferchte Herde. Es wird berichtet, daß er unter größter Gefahr Vortragskurse hielt, nachdem die Lichter erloschen waren, über Geschichte und Philosophie von Plato bis Kant in einer der Baracken. Es wird erzählt, daß 700 Gefangene wie Weintrauben an ihren Betten hingen, um ihn zu hören. Es ist etwas tief Ergreifendes im Gedanken an diesen alten Gelehrten, der versuchte, seinen Mitleidenden zu helfen, indem er ihre Gedanken von der verzweifelten Gegenwart auf die großen Denker der Vergangenheit lenkte, die ihren Geist auf das ewige Geheimnis des Daseins gerichtet hatten. Noch einmal wurde das Leben Baecks, wie es scheint durch einen Zufall, gerettet, aber einem religiösen Geist muß es eine besondere Vorsehung Gottes dünken, der noch mehr Arbeit für ihn in dieser Welt hatte. Durch einen Irrtum wurde er als tot erklärt, und auf diese Weise war sein Name nicht auf der Liste jener, die zum Sterben bestimmt waren. Jedoch am Ende schien der Tod näher zu kommen. Denn der SS-Offizier [Eichmann], der die jüdischen Angelegenheiten kontrollierte und das Lager besuchte, war erstaunt, Baeck noch am Leben zu finden. Ich entnehme diesen Bericht dem Leben Baecks von Hans Bach aus der 'Synagoge Review'. Einige Tage nach diesem Besuch des SS-Offiziers sagte man ihm, daß er am nächsten Tag erschossen werden sollte. Er verbrachte die Nacht und bereitete sich auf das Martyrium vor, das er so lange erwartet hatte, „verwurzelt“, wie er sagte, „im Königtum Gottes“.

Zwei Wunder:

Es geschah nicht. Am dem Morgen, der für die Exekution vorgesehen war, erschienen unerwartet die ersten russischen Truppen und durchsuchten das Lager, befreiten die Gefangenen, ein wunderbares Entgehen. Aber nun folgt etwas, was ich für noch wunderbarer halte — ein moralisches Wunder. Die Russen überließen die gefangenen SS-Wachen der Rache ihrer Häftlinge. Baeck hätte sofort abreisen können und sich zu Freunden begeben, und wer hätte ihn getadelt, nachdem er so viel erlitten hatte? Aber er zog vor, zu bleiben, bis alle seine Mitgefangenen die nötige Fürsorge hatten, und was geschah den SS-Wachen? Als die Russen das Lager in Besitz nahmen, war Baeck der einzige führende Kopf des Lagers, mit dem sie zu tun hatten. Er benutzte die Kenntnis des Russischen, um sie zu überreden, den SS-Gefangenen nichts zu tun, und sie hatten dem natürlichen und leidenschaftlichen Verlangen ihrer Leute nach Rache zu widerstehen. Baeck überredete auch die Häftlinge, jenen nichts zu tun und auf Rache zu verzichten. Wenn man sich in die Rolle dieser Häftlinge hineinversetzt, die nun die Macht hatten, das, was sie von ihren brutalen Peinigern erlitten hatten, teilweise zu vergelten, wie alle ihre natürlichen Instinkte dazu treiben mußten, jenen heimzuzahlen, durchzuführen, was einem gerecht erschien, so war dies ein Motiv, das natürlicher war als das, sich selbst zu zügeln. Sie wurden aber von dem brennenden Glaubensgeist eines Mannes zurückgehalten, der „im Königtum Gottes verwurzelt“ war. Meine jüdischen Freunde werden mich nicht mißverstehen, wenn ich die Worte Jesu nenne, die mir da einfielen, Worte, an die der Christ es manchmal schwer hat, sich zu erinnern, und noch schwerer, ihnen zu gehorchen:

„Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen, segnet die, die euch fluchen, betet für die, die euch verfolgen.“

Es war der Höhepunkt der Laufbahn Baecks, aber es war

keineswegs das Ende. Er kam nach England, in die Familie seiner Tochter. Jene, die ihn trafen, konnten die Zeichen seines Leidens und Arbeitens erkennen, aber selbst nun fühlte er sich nicht als ausgegebener und erschöpfter Mann. Sein Geist war noch intakt und kräftig, und in der Tat war er für die letzten zehn Jahre seines Lebens voller Aktivität. Er schaute nicht zurück, sondern vorwärts. Alle großen Menschen scheinen einen Vorrat von Vitalität zu besitzen, der über die normaler Menschen hinausgeht, und im Fall Baecks war dies sichtbar genug. Anfechtungen, die den Geist mancher kräftigen Personen hätten vernichten können, ließen diesen schwachen alten Gelehrten voller Energie nach neuen Gelegenheiten zum Dienst an seinem Volk ausschauen und zum Dienst an der Sache der Freiheit und Gerechtigkeit. In seinen öffentlichen Äußerungen, wenngleich er sich natürlich auf das Leid und die Vernichtung durch die schwere Verfolgung der Juden Europas bezog, erwähnte er, soweit ich weiß, niemals die Prüfungen und Lasten, die er selbst zu tragen gehabt hatte. Ich habe niemals in der Unterhaltung auch nur eine einzige Andeutung von ihm gehört, daß er eine schwere Zeit im Krieg zu tragen gehabt hätte, es war, als ob er jenen Teil seiner persönlichen Erfahrung ausgetilgt hätte.

Er wurde weit mehr als nur eine weltbekannte Gestalt, 'das lebendige Symbol des jüdischen Überlebens', wie Hans Bach richtig sagt. Es ist ein wunderbarer Gedanke, daß er niemals ein Wort sprach, das irgend eine Andeutung eines Hasses aufrecht erhielt, sondern daß er alle seine Energie dem Aufbau und der Versöhnung zuwandte. Er wurde britischer Staatsbürger, und wir können uns freuen, daß er dieses Land liebte und ehrte, daß seine Interessen aber weltweit waren. Er arbeitete praktisch für die Lösung vieler Probleme, die der Krieg über die Familien und das Eigentum der deutschen Juden gebracht hatte. Aber wie immer war der Durst nach Weisheit und nach Verstehen eine in ihm lebendige mächtige Kraft. Er lehrte mehrere Winter in dem Hebrew Union College in Cincinnati. Er war mit der Errichtung der Leo-Baek-Stiftung zum Studium des jüdischen Gedankens und der jüdischen Geschichte beschäftigt, und in den letzten Wochen seines Lebens schrieb er die letzten Worte seines Buches 'Dieses Volk'.

Unter den Aufgaben, die seine warme Unterstützung fanden, war der 'Rat der Christen und Juden', dem ich als eines der ersten Mitglieder angehöre. Der Rat begann zu einer Zeit, als der Antisemitismus Europa bedrohte, aber bevor er noch die erschreckenden Ausmaße annahm, die die Welt erschreckten. Seine Ziele sind nicht die Bekämpfung des Antisemitismus, sondern die Förderung des Verstehens von Judentum und Christen und von Christentum und Juden. Beide Ziele waren dem Herzen Leo Baecks teuer, und ich will mit zwei seiner Aussprüche schließen, die auf seine Arbeit im Rate Bezug haben. Der erste ist aus einer Rede, die er auf einer internationalen Konferenz von Christen und Juden 1946 hielt:

„Die Katastrophen der vergangenen Jahre beweisen, daß es nicht möglich ist, daß ein Unrecht nur irgend einem zugefügt wird, und das Unrecht, das einem anderen zugefügt wird, nicht auch Unrecht gegen einen selbst ist, oder daß Ungerechtigkeit gegenüber irgendwem nicht auch Ungerechtigkeit gegenüber allen ist.“

Es hat sich gezeigt, daß das Leben und der Glaube der großen Religionen der Welt heute ineinander verflochten sind. Das, was eine Religion bedroht, wird früher oder später eine andere bedrohen. Darum schweige um deiner eigenen Person willen nicht, und um deiner selbst willen stehe nicht abseits und schaue nur zu! Die gemeinsamen Grundlagen sind in Gefahr.“

Mein zweites Zitat stammt aus einem Brief an W. W. Simpson, den Sekretär des Rates der Christen und Juden, aus dem Jahre 1955. Als Baeck damals krank zu Bette lag, hatte er, wie er sagte, Zeit zum Nachdenken, und er schreibt:

„Ich dachte also über den Rat der Christen und Juden nach und versuchte, mir ein Kapitel der Geschichte Englands

im Jahre 2055 vorzustellen. Ich dachte und ich denke, daß zu einer solchen Zeit dieser Rat als eine der großen historischen Errungenschaften erscheinen wird, vergleichbar etwa der Toleranzakte von 1689.“

An seinem 80. Geburtstag nahm Leo Baeck von dem Bundespräsidenten Heuss das Große Verdienstkreuz mit Stern der Bundesrepublik an. Zum Abschluß seines Lebens klingt der Ton der Versöhnung mit dem Lande durch, in dem er ein verfolgter Ausgestoßener gewesen war.

Wir können eine solche selbstlose und weise menschliche Persönlichkeit nur bewundern und verehren. Ob Juden oder Christen, können wir aber vielleicht noch mehr tun als nur zu bewundern. Wir können etwas von seinem Beispiel lernen: daß ein Mensch ein triumphales Leben in den aller schwersten Anfechtungen führen kann, wenn er „verwurzelt ist im Königtum Gottes“.

Seelsorger vom Altare her Am 21. Mai starb Johannes Pinsk

Zum Tod von Pfarrer D. Johannes Pinsk, der auch unserer Arbeit eng verbunden war, bringen wir aus „Die Allgemeine Sonntagszeitung“ ([2/22] Würzburg, 2. 6. 1957) den folgenden Auszug:

„Der Tod von D. Johannes Pinsk hat in das Berliner katholische Leben, darüber hinaus aber auch in das katholische Leben Deutschlands eine große Lücke gerissen. Weil er zunächst als Prediger und Liturge, als ein einzigartiger ‚Seelsorger vom Altare‘ her unersetzbar erscheint, darum trauert um ihn eine große Gemeinde, zu der auch viele Christen evangelischen Glaubens gehören, denen er besonders gerade in Berlin durch seine Mitarbeit in der ‚Una Sancta‘ brüderlich nahegekommen war...“

Nachdem Bischof Wilhelm Weskamm D. Pinsk im Jahre 1954 für seine wissenschaftliche Vortragstätigkeit freigestellt hatte, wirkte er in Berlin und im übrigen Deutschland durch viele Vorträge, durch Werkwochen für Priester, denen sich auf Grund eines Lehrauftrags an der Freien Universität auch das Wirken am Katheder zugesellte. Was er als Priester verkündete, was er in Büchern, wie ‚Die Kirche Christi als Kirche der Völker‘; ‚Sakramentale Welt‘; ‚Hoffnung auf Herrlichkeit‘; ‚Schritte zur Mitte‘ niedergeschrieben hatte, das nahm nun hier nochmals neue Gestalt an. Er las über ‚Jesus Christus in der apostolischen Verkündigung und im kirchlichen Dogma‘, über ‚Die katholische Lehre vom lebendigen Gott‘, über ‚Die Problematik im Vollzug und in der Übung des Glaubens‘, er las auch über ‚Martin Bubers Deutung des Alten Testaments‘. Denn das ‚Gespräch‘, das er in der Auseinandersetzung mit den evangelischen Glaubensbrüdern vor allem auf dem Boden der Berliner ‚Una-Sancta‘-Gruppe vollzog, dehnte er im Sinne der ‚Brüderlichkeit‘ auch auf das Gespräch mit den Juden aus; das Thema ‚Christliche und jüdische Heilsgeschichte‘, noch im letzten Winter mehrmals behandelt, gehörte zu seinen Lieblingsthemen. Denn es ging ihm überall um ‚Unterscheidung‘, um gerade dadurch zum Gemeinsamen vorzustößen. So hat Pinsk besonders auch als Universitätslehrer seine Gemeinde um vieles erweitert, und wenn heute eine alte Dame evangelischen Glaubens, die in fast jedem seiner Vorträge zu sehen war, klagt: ‚Ich fühle mich auf das Schwerste verarmt‘, wenn ein junger, ‚ungläubiger‘ Student fragt: ‚Wer wird uns weiterhin das sagen, was er zu sagen hatte?‘ — so sind das nur zwei Beispiele unter vielen, die bezeugen, was er für Berlin gewesen ist...“ — und sehr weit darüber hinaus.

Bei den Freunden Israels in Deutschland

Von Prof. Dr. Hugo Bergmann, Jerusalem

Aus der in Israel erscheinenden führenden jüdischen (liberalen) Tageszeitung ‚Haarex‘ vom 23. August 1957 geben wir die folgende von Freunden aus dem Hebräischen gefertigte Übersetzung wieder:

Anfang Juli, als ich bei der Konferenz für progressives Judentum in Amsterdam weilte, erhielt ich eine Einladung vom deutschen Südwestfunk in Freiburg, zu einem Vortrag über

Israel¹. Ich entschloß mich, die Einladung anzunehmen und so geschah es, daß ich drei Tage in dieser alten Grenzstadt verweilte. Das, was ich dort sah und hörte, ist, wie mir scheint, von so allgemeinem Interesse für Israel, daß ich darüber öffentlich erzählen will.

Diese Einladung erhielt ich durch Dr. Gertrud Luckner, von der Caritaszentrale in Freiburg, die in Israel wohl bekannt ist. Sie war schon dreimal bei uns als Gast. Das letzte Mal in diesem Frühjahr kam sie mit einer Gruppe katholischer Geistlicher, unter denen Herr Professor Eiffler war.

Frau Dr. Luckner hat sich in der Nazizeit heldenhaft für die Juden eingesetzt. Ihre Verbindung zum Caritasverband gab ihr die Möglichkeit, von Ort zu Ort zu fahren und den Verfolgten zu helfen. Als die Judenvertreibungen begannen, half sie von verschiedenen Orten mit verschiedenen Namen Pakete an die Deportierten senden zu lassen. Eine gewisse Zeit war sie wohl durch die Kirche und den Erzbischof von Freiburg gegen die Gestapo geschützt — bis sie schließlich Frühjahr 1943 plötzlich aus einem Zug herausgeschnappt und nach seelischen Torturen und Gestapoverhören in das KZ Ravensbrück geschickt wurde. Dort blieb sie bis zum Kriegsende. Sofort nach ihrer Befreiung begann sie wieder mit der Arbeit zugunsten der verfolgt Gewesenen und der Juden. Seit vielen Jahren schon gibt sie mit einer Gruppe anderer Katholiken zusammen den „Freiburger Rundbrief“ heraus, der weit verbreitet ist und auch dazu dient, die Probleme Israels weiten Kreisen nahezubringen.

Der Schulfunk des Südwestfunks, der mich zum Vortrag über Israel einlud, ist eine interessante Institution, einerseits vom allgemeinen und andererseits auch vom jüdischen Standpunkt aus. Die Vorträge werden dreimal gesendet, zweimal nachmittags, damit die Zuhörer und Lehrer hören und sich vorbereiten können, um mit den Schülern darüber zu diskutieren, und einmal vormittags zur Zeit der Unterrichtsstunde, damit der Lehrer zusammen mit seinen Schülern hören kann und das Gehörte mit dem pädagogischen Unterrichtsstoff in Verbindung gebracht wird.

Die Leitung des Schulfunks, Dr. Uilma Sturm, ist besonders interessiert, der Jugend das beschämende Kapitel in der Geschichte Deutschlands zur Kenntnis zu bringen. Sie gibt in Fortsetzungen eine dokumentarische Vortragsreihe, Geschichte des Nationalsozialismus, heraus. Sie sendet Vorträge u. a. über die Judenverfolgung im Dritten Reich, Berichte jüdischer Kinder über selbsterlebte Greuel².

Ich glaube, daß sogar heute noch besonderer Mut dazu gehört, solche Sendungen in das Unterrichtsprogramm der Schule aufzunehmen. Es ist dies ein bewundernswertes Beispiel für den verzweiferten Kampf gegen den Chauvinismus sowie für Frieden und Verständnis unter den Völkern. Am Abend desselben Tages wohnten wir dem ersten öffentlichen Vortrag bei, den Prof. Eiffler über seine Fahrt nach Israel hielt. Der Vortrag fand im Saal eines katholischen Heimes statt (St.-Anna-Stift), das ein Heim für berufstätige Frauen ist und von katholischen Schwestern geführt wird. Prof. Eiffler, seit Jahrzehnten Religionslehrer, der Generationen erzogen hat, sehr geliebt und verehrt von seiner Gemeinde ist, hatte einen vollbesetzten Saal, ungefähr 300 Zuhörer, unter ihnen zahlreiche Jugendliche. Es waren auch zwei Vertreter der restlichen jüdischen Gemeinde Freiburgs anwesend sowie die Tochter des Dichters Karl Wolfskehl, welche in Freiburg lebt und in der nationalsozialistischen Zeit dadurch geschützt war, daß sie mit einer christlichen Freundin zusammenwohnte.

Prof. Eiffler eröffnete seinen Vortrag mit Worten des Dankes an die Regierung Israels, welche der Gruppe die Möglichkeit bot, das Land zu bereisen und ihr einen besonderen

¹ Bei dieser Gelegenheit wurde der von uns oben S. 31 ff. wiedergegebene Vortrag über die Auferstehung der hebräischen Sprache von Herrn Prof. Bergmann gehalten.

² Vgl. u. a. Schulfunk-Programm Südwestfunk, Jg. 7, Heft 14, Sommerhalbjahr 1956 (S. 8 ff. Deutscher Widerstand gegen Hitler; Gewissen gegen Gewalt), dasselbe Sommerhalbjahr 1957 (S. 11 ff. Die Judenverfolgung im Dritten Reich; Dokumente zur Endlösung; Jüdische Kinder berichten).

Wagen zur Verfügung stellte. Danach ging er zur Beschreibung seines Zusammentreffens mit den Juden in Israel ein und sprach erst über einen Besuch in einem der Kibbutzim: „Ich war auf Beleidigungen gefaßt, hätte mir jemand ins Gesicht gespielt, ich hätte es verstanden und hätte nichts geantwortet, aber sie empfingen uns freundschaftlich.“ Als Prof. Eiffler berichtete, daß sich im Saal zwei Menschen befänden, deren Gast er in Israel war, gaben die Zuhörer spontan Beifall, als ob sie ihren Gefühlen Ausdruck verleihen wollten, die durch Schilderungen Prof. Eifflers erweckt wurden. Der Vortrag wurde von Lichtbildern begleitet, Aufnahmen, die Prof. Eiffler bei uns gemacht hat, und dauerte zwei Stunden. Als die Zuhörer aufstanden und den Saal verließen, hatten wir das Gefühl, als ob sie nach einem Gebet aus der Kirche gingen. Am Tag darauf wiederholte Prof. Eiffler denselben Vortrag in einem anderen Kreis³.

³ Ähnliche Vorträge zum gleichen Thema mit Farblichtbildern wurden von dem Genannten ferner u. a. gehalten vor Lehrern, Schülern verschiedener Schulen, Seminarien, und in anderen verschiedenen Kreisen am 5. 7.; 9. 7.; 14. 7.; 19. 7.; 24. 7.; sowie im September 1957. G. Luckner hatte noch vor der dritten Fahrt über die beiden ersten Reisen in evang. und kath. Jugendgruppen berichtet (so am 27. 2. 1957 und im März vor einem Kreis von Abiturienten an einer Knaben-

Am Schluß des Vortrags trat ein Medizinstudent der Universität Freiburg auf mich zu, der bei Prof. Eiffler wohnte. Er hat gerade sein Physikum gemacht und möchte gern ein Jahr an der Hebräischen Universität studieren, um das Land und Studenten kennen zu lernen; er hat bereits begonnen, hebräisch zu lernen, soweit es bei christlichen Lehrern möglich war. Sein Interesse für die Juden wurde bereits in seiner Jugend geweckt, als seine Eltern verfolgten Juden beistanden.

Und doch überkommt einen das Gefühl einer schrecklichen Tragik. Es ist, als ginge man über Gräber. Auf einem kleinen Friedhof stehen zwei Gedenksteine jüdischer Philosophen: Edmund Husserls und der Witwe von Jonas Cohn, welcher das Judentum verließ und Protestant wurde. Beide tranken den bitteren Becher des jüdischen Schicksals bis zum letzten Tropfen. Auf dem Grab Husserls lag ein Kranz frischer Blumen zum Zeichen tiefer Anerkennung von der Universität Freiburg.

(schule). Nach der dritten, letzten Reise an Hand der Farbbilder in Bilstein (vgl. oben S. 75); am 16. 9. vor einem Kreis sozialer Helferinnen aus der Bundesrepublik; im Rahmen der in der Evang. Akademie stattgefundenen Tagung über Antisemitismus am 20. 9. 1957. Eine Reihe weiterer Vorträge sind vorgesehen.

AUFRUF!

Unter den Geisteskranken, für die in *Israel* zu sorgen ist, überwiegen diejenigen bei weitem, die ganz vereinsamt sind und keine Angehörigen haben, weil diese in der nationalsozialistischen Verfolgung umgekommen sind. Außer dem, was ihnen die Anstalt und der Staat zuwenden, erhalten sie selten eine Gabe. Es ist niemand da, um ihnen beizustehen, niemand, der sie besucht und ihnen die kleinen Geschenke bringt, die den Aufenthalt in der Anstalt so viel erträglicher machen; niemand, der bereit ist sie aufzunehmen und ihnen ein Leben außerhalb der Anstalt zu ermöglichen. Wenn wir, wie es aus unserm Kreise wiederholt angeregt wurde, ein weiteres Beispiel unseres guten Willens geben wollen, dann sollten wir diesen Ärmsten helfen, zumal sie sonst so leicht übersehen werden. Darum rufen wir unsere Leser und Freunde zur Mithilfe auf. Jede, auch die kleinste Gabe geht von uns aus direkt und in voller Höhe an jene Stelle in Israel, der die Sorge für diese Geisteskranken anvertraut ist. Bei Überweisung von Gaben bitten wir *das Postscheckkonto des Rundbriefs (Dr. Gertrud Luckner / Rundbrief Postscheckkonto Karlsruhe 680 35)* zu benutzen mit dem Vermerk: „*Israel*“.

Die Herausgeber des Freiburger Rundbriefs:

gez. Dr. Gertrud Luckner
Dr. Karl Borgmann
Dr. Rupert Giessler
Msgr. Kuno Joerger
Karlheinz Schmidthüs
Prof. Dr. Karl Thieme
Prof. Dr. Anton Voegtle

Prof. Dr. Rupert Angermair, Kath. theol. Hochschule, Freising
Min. Rat Dr. Joseph Antz, Bonn
Prof. Dr. K. S. Bader, Universität Zürich, früher Freiburg/Br.
Stadtdekan Dr. Alfons Beil, Heidelberg
Prälat Alois Eckert, Präsident des Deutschen Caritasverbands, Freiburg/Br.

Prof. Dr. theol. Richard Egenter, Universität München

Prof. E. Eiffler, Freiburg/Br.

Bundesminister a. D. Dr. Hans Lukaschek, Freiburg/Br.

Prof. Dr. Nikolaus Monzel, Universität München

Prof. Dr. theol. Wilhelm Neuss, Universität Bonn

Maria von Rudloff, Kath. deutscher Frauenbund, Freiburg/Br.

Prof. Dr. H. Ruffin, Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik, Freiburg/Br.

Maria Vielhaber, Düsseldorf, Zentralverband der kath. Frauen- und Müttergemeinschaften

Elisabeth Zilken, Dortmund, Vorsitzende des kath. Fürsorgevereins für Mädchen, Frauen und Kinder.

Dem obigen Appell des Freiburger Rundbriefkreises schließen sich die folgenden Unterzeichneten an:

gez. Pastor Lothar Ahne, Essen-Altenessen

Dr. Maria Baum, Oberreg. Rätin a. D. Heidelberg

Prof. Dr. W. v. Baeyer, Direktor der Psychiatrischen u. Neurologischen Universitätsklinik, Heidelberg

Prof. Dr. Franz Böhm, Universität Frankfurt/Main/Bonn

Prof. Dr. Lic. Helmut Gollwitzer, Universität Bonn

Rudolf Hagelstange, Unteruhldingen/Bodensee

Dr. Hans Kallenbach, Leiter der Evangelischen Akademie in Hessen und Nassau, Arnoldsheim

Dr. Kreyssig, Berlin, Präses der Provinzialsynode der Ev. Kirche

Rechtsanwalt Otto Küster, Stuttgart

Pfarrer Benjamin G. Locher, Wuppertal-Elberfeld

Prälat Dr. Hermann Maas, Heidelberg

Ina Seidel, Starnberg a. See

Dr. Dr. Reinhold von Thadden-Trieglaff, Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages

Prof. Dr. Ernst Wolf, Universität Göttingen

Wir bitten unsere Leser, zu entschuldigen, daß sich die Fertigstellung dieser im Manuskript schon an der Monatswende September/Oktober abgeschlossenen besonders inhaltsreichen „Jubiläumsfolge“ ungewöhnlich verzögert hat.

Voraussichtlich in Folge XI: Literatur zum Verständnis des Alten Bundes-Buches III: Neue „Theologien des Alten Testaments“. Juden und jüdisches Schicksal in heutigen deutschen Geschichtsbüchern. Israel- und Palästina-reise drei.